



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gesammelte Werke

Nächte von Fondi. Der Despot. Legenden

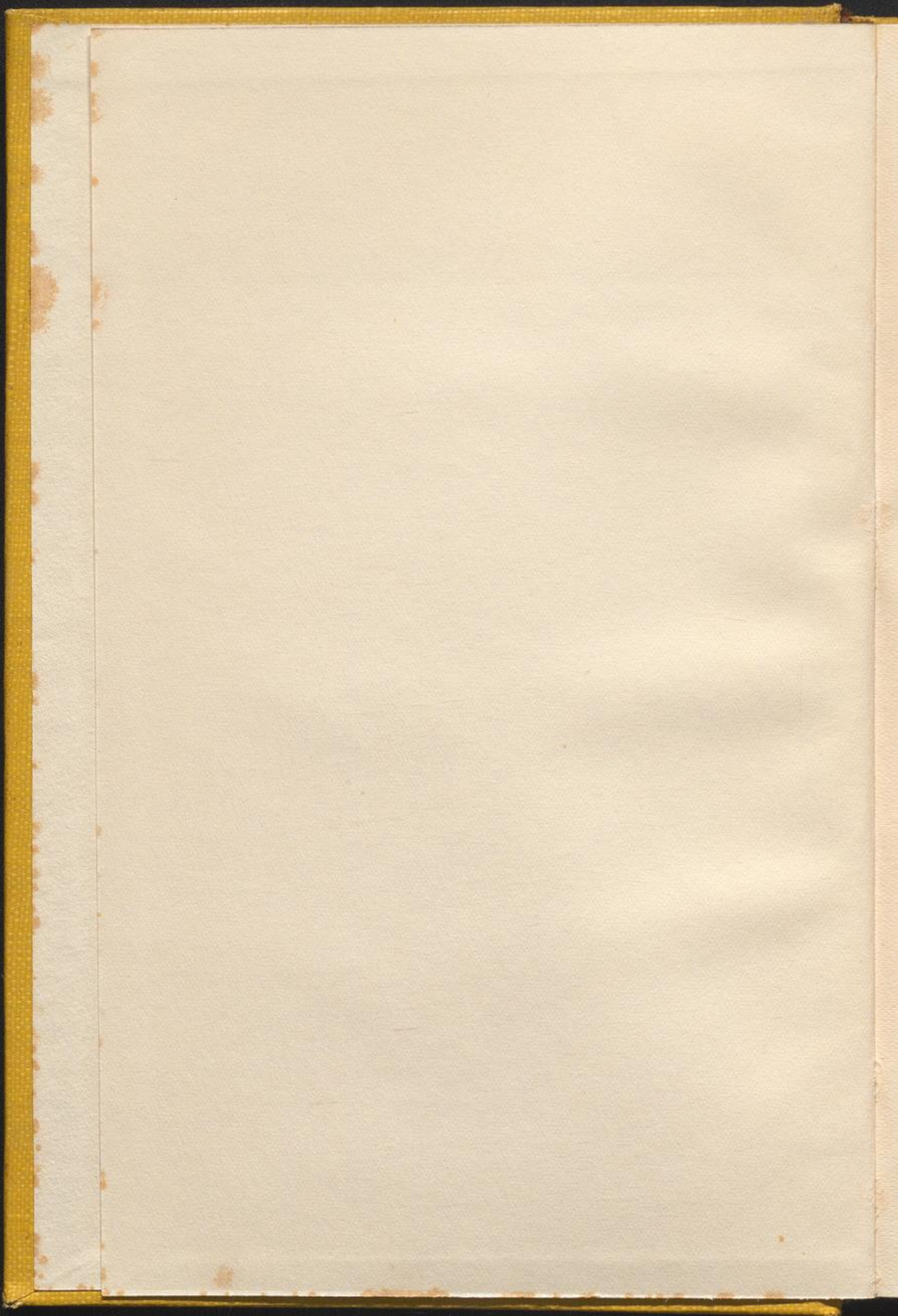
Kurz, Isolde

München, 1925-

[urn:nbn:de:hbz:466:1-72212](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-72212)

Isolde Kurz
Gesammelte Werke

1-6



Isolde Kurz, Gesammelte Werke

Dritter Band



Handwritten text, likely bleed-through from the reverse side of the page.

Handwritten text, likely bleed-through from the reverse side of the page.



I s o l d e K u r z

Gesammelte Werke

Dritter Band

*

M ü n c h e n

B e i G e o r g M ü l l e r

1925



Standort: P 11

Signatur: CQCK 1759 - 3

Akz.-Nr.:

Id.-Nr.: W2962240 ✓



79/7457

Copyright 1925 by Georg Müller Verlag
A.-G., München. Printed in Germany

N ä c h t e v o n F o n d i

D e r D e s p o t

L e g e n d e n

★

1400 1400 1400 1400

1400 1400 1400 1400

1400 1400 1400 1400



Nächte von Fondi

Dem Tadeln meines Vaters

Der Tadel ist ein schmerzhaftes Wort

Das ich so oft von mir selbst höre

Es ist ein Wort, das mich so sehr

Das ich so oft von mir selbst höre

Der Tadel ist ein schmerzhaftes Wort

Das ich so oft von mir selbst höre

Es ist ein Wort, das mich so sehr

Das ich so oft von mir selbst höre

Der Tadel ist ein schmerzhaftes Wort

Das ich so oft von mir selbst höre

Es ist ein Wort, das mich so sehr

Der Tadel ist ein schmerzhaftes Wort

Das ich so oft von mir selbst höre

Es ist ein Wort, das mich so sehr

11011 11011 11011 11011

Dem Andenken meines Vaters

Dem Dichter der am deutschesten gesungen
Und mit der Seele doch die Welt umfaßt,
Leg ich aufs Grab die ernteschwere Last
Von Lieb und Leid, hesperischer Flur entsprungen.

Du selbst, Erlauchter, hast — mit allen Zungen
Vertraut und aller Zonen freier Gast —
Den Apfel von der Hesperiden Axt
Mit Graziengunst, den süßesten, errungen.

Und hast du auch mit deines Leibes Augen
Des Südens trunkene Fülle nicht geschaut,
Dir gab der Gott im Liede sie zu saugen.

Mit Hauch vom Südländ hat er dich umflügelst,
Mit seinen Wundernächten dich umblaut,
Als du den Greif und den Bayard gezügelst.

Ein deutsches Märchen

Das Märchen ist ein deutsches Märchen.

Das Märchen ist ein deutsches Märchen.

Das Märchen ist ein deutsches Märchen.

Das Märchen ist ein deutsches Märchen.

Das Märchen ist ein deutsches Märchen.

Das Märchen ist ein deutsches Märchen.

Das Märchen ist ein deutsches Märchen.

Das Märchen ist ein deutsches Märchen.

Das Märchen ist ein deutsches Märchen.

Das Märchen ist ein deutsches Märchen.

Das Märchen ist ein deutsches Märchen.

Das Märchen ist ein deutsches Märchen.

Das Märchen ist ein deutsches Märchen.

Das Märchen ist ein deutsches Märchen.

Frauen, Ritter, Waffen und Amuren

Quel secol fu ben santo e ben perfetto
E quella fu la vera età del oro.
O felici a que' di, Fondi e Trajetto.

Gandolfo Porrino

Aus dem Dunkel der Vorzeit blicken mich zwei schattenhafte Gestalten an, dringend, seltsam beharrlich, und wollen nicht weichen. Was verlangen sie von mir? Das einzige, was der Tod vom Leben verlangen kann: daß es in die Speichen greife und das Rad der Zeit rückwärts drehe, damit die Sonne vergangener Tage sich neu entzünde. Und ihre Geschichte heißen sie mich deuten, die halb verschüttet zwischen den Zeilen der Weltgeschichte steht. Werde ich die Kraft haben, ihrem Verlangen zu willfahren? Wo mein Licht nicht hinfällt und meine Gesichte versagen, muß ich die alten Zeugnisse zu Hilfe rufen.

Jetzt füllen sich die Schemen mit Blut, sie kleiden sich in die Form, die im Leben die ihre war, und mit ihnen wird ihre ganze Umgebung wieder zur Gegenwart. Ich sehe ein Schloß mit Türmen und Zinnen, in die uralte Stadtmauer von Fondi verbaut. Portal, behauene Fensterumrahmungen tragen den Prachtsstil der Renaissance, alles andere ist mittelalterlich streng und düster. Im Innenhof Palmen und Lorbeergebüsch und eine Fontäne, deren Strahl klingend in eine antike Porphyrschale fällt. Darüber der tiefblaue Sommerhimmel des glücklichen Kampaniens.

Neben der Fontäne steht ein Paar, das schönste, vornehmste, das die hohe gesellschaftliche Stilkunst des Cinquecento geprägt hat,

und beide in der Blüte der Jahre. Den Jüngling mit den dunklen feurigen Augen kennen wir, denn Tizian hat ihn gemalt. Nur noch schöner ist er als auf dem nachgedunkelten Bilde, er hat den schwarzen Bartflaum, der ihm das Düstere gab, bis auf einen bläulichen Schatten um das Kinn wieder abgenommen, sein weltliches Gewand ist glänzender, das Wehrgehemt schmücken unschätzbare Steine. Es ist der Kardinal im Waffenrock, Ippolito de' Medici, Stolz und Verlegenheit seines päpstlichen Oheims und Abgott der Römer. Mit achtzehn Jahren hat man dem heftig Sträubenden den Kardinalshut aufgezwungen und seitdem versäumt er keine Gelegenheit zu beweisen, daß er ihn wider Willen trägt und daß er zu allem eher als zum Schmuck der Kirche geboren ist. Zwar sorgen sich auch die anderen Mitglieder des heiligen Kollegiums der Mehrzahl nach nicht allzuviel um die geistlichen Pflichten ihres Standes, aber dieser verschmäht sogar seine äußeren Abzeichen, und man sieht ihn, die hohen Kirchenfeste ausgenommen, nicht anders als in Kriegertracht. Denn nie kann er vergessen, daß ihm in die Wiege der Anspruch an einen Herrscher sitz gelegt war, den jetzt ein anderer einnimmt. Vergeblich sucht ihn der Papst durch Verleihung der höchsten Ämter mit seiner kirchlichen Würde zu versöhnen. Er hat ihn blutjung zum Vizekanzler gemacht und betraut ihn bei jeder Gelegenheit mit den ehrenvollsten Legationen; die größten Staatsgeschäfte läßt er durch seine frühgeschulten Hände gehen. Umsonst, des Neffen Abneigung bleibt unüberwindlich, und er hat keinen glühenderen Wunsch, als sich der unerbetenen Ehre baldigst zu entledigen. „Ritter, Waffen und Amuren“ füllen sein Leben wie die Gefänge des Ariost. Aber er gehört zu den Menschen, die sich alles erlauben können, weil sie wissen, daß vollendeter Anstand auch ihr ungewöhnlichstes Tun umgibt und sogar ihre Unarten als Muster feiner Lebensart erscheinen läßt. Der sparsame Clemens hat Rieseneinkünfte auf ihn gehäuft, die er mit unnachahmlicher Großartigkeit um sich streut. Damit weiß er sich Volk und Adel so zu ver-

binden, daß niemals ein päpstlicher Nepote solche Machtsfülle mit solcher Beliebtheit vereinigt besessen hat. Mit seinen Jagden und Waffenspielen, Theater- und Musikfesten entzückt er die Römer nach den mageren Jahren, die auf die Plünderung Roms gefolgt sind, denn kein zweiter in Europa versteht sich auf Repräsentation wie dieser mediceische Jüngling, der durch sein Auftreten sogar die prunkvolle Majestät von Frankreich in den Schatten gestellt und obendrein bezaubert hat. Eine Hofhaltung wie die seinige gibt es in der ganzen Welt nicht mehr. Er ernährt ein Heer von Literaten, Musikern, Künstlern, Hauptleuten und Waffenknechten, auch von Abenteurern und Schmarozern, denn er sieht so genau nicht zu. Neger sind seine Bedienung, und eine Leibwache von Türken, die er sich mit Sorgfalt herangebildet hat, folgt ihm, wohin er geht. Seine Pferde und Hunde von edelster Zucht werden als Sehenswürdigkeit gezeigt, seine Gärten duften von seltsamer fremdländischer Flora, und große gezähmte Raubtiere, mit denen er spielen kann, gehen frei darin umher. In seinem Palast am Campo Marzio wimmelt es von farbigen Menschen aller Rassen und Zonen in den wunderbarsten Trachten, die in zweiundzwanzig Sprachen durcheinander reden; Mauren und Tscherken als Stallmeister und Vereiter, zentaurenartig mit ihren Pferden verwachsen und ein jeder ein Fürstensohn seines Stammes, tatarische Meisterschützen und Lanzenwerfer, Rothäute aus Neuindien mit glatten geschmeidigen Körpern und starren Schöpfen, unübertroffen im Schwimmen und Tauchen und wahre Wunder in jeder Art von Kriegsspiel; er hält sie nicht zur bloßen Schau, sondern zur eigenen Förderung in ihren Künsten, die er im Wettstreit mit ihnen betreibt. Zugleich ist dieses merkwürdige Haus eine Art Freistadt mitten in Rom, denn welcher Mann von Bedeutung mit der Gerechtigkeit zerfällt, der flüchtet vor Strick oder Schwert zum Kardinal Medici, bis das Gewitter vorüber ist und dieser Gelegenheit gefunden hat, den Papst mit seinem Schützling zu versöhnen. Hier nun steht er, der

Held aller Abenteuer, gebändigt von zwei himmlischen Frauen-
augen.

Und die Frau? Wir kennen sie gleichfalls, denn auch sie hat höchste
Bildniskunst der Nachwelt erhalten. Es ist Julia Gonzaga, ver-
witwete Colonna, die Gräfin von Fondi und Herzogin von Tra-
jetto, von der Ariosto sang:

Julia Gonzaga, der, wohin sie immer
Den Fuß, die heitren Sternenaugen kehrt,
Jedwede nicht nur weicht an Glanz und Schimmer,
Nein, sie als neugesandte Göttin ehrt¹.

Trotz ihrem dunklen Witwenkleid und dem langen braunen Schleier,
der von ihrem wunderbaren Haupte niederfließt, hat die Stimme
der Gesamtheit sie für die schönste Frau der Erde erklärt. Aber
kann dieses strahlende Geschöpf dieselbe Julia Gonzaga sein, die
ein asketisches, dem Himmel zugewandtes Leben geführt hat und,
wäre nicht ein zeitiger Tod dazwischengetreten, als Märtyrerin
ihrer glühenden reformatorischen Frömmigkeit auf dem Scheiter-
haufen der Inquisition geendigt hätte? Wohl ist sie dieselbe, und
die Fäden sind schon alle gesponnen, aus denen sich ihr künftiges
Leben wob.

Als Dreizehnjährige hat man sie ungefragt dem reichen, kriegs-
berühmten, aber schon angejahrten, lahmen und fränklichen Ve-
spasian Colonna vermählt. Julia war der regierenden Linie von
Mantua nahe verwandt aber selber von Hause aus unbemittelt,
der reichbegüterte Colonna seinerseits war nur ein Feudalherr, dem
die hohe Verschwägerung das Ansehen mehrte. Darum bejubelte
die Umgebung den beiderseitigen Glücksfall. Nach kaum zwei-
jähriger Ehe starb er und hinterließ die junge Gattin als Erbin
seiner sämtlichen Güter und Lehen im Römischen und Neapo-
litanischen, aber unter dem Beding, daß sie Witwe bleibe. Sie
blieb es und sie gibt mit dem Ernst ihrer Wittwenschaft der Welt

¹ Ariost, Orlando furioso, übersetzt von Hermann Kurz.

ein Rätsel auf. Kann sie so den eifersüchtigen Toten geliebt haben, der aus der Gruft hervor ihr junges Leben mit seinen Nachlaßbestimmungen umklammert hält? Julia hat niemand je von ihren Gefühlen Rechenschaft abgelegt. Sie wählte sich Fondi an der Via Appia, ein colonnesisches Leben, zu ihrem Wittwensitz und verwandelte es in einen Musenhof, an dem kein Reisender von Ansehen und Bedeutung zwischen Rom und Neapel vorübergeht. Am häufigsten besucht sie der Kardinal Medici. Seit dem Tag, wo er sie zum ersten Male gesehen, hat er sich vor aller Welt zu ihrem Diener erklärt. Seitdem trägt er bei Schaugefechten nur ihre Abzeichen, und ein Eilbote muß es in Fondi melden, wenn sie siegreich waren. Aber so offenkundig seine Huldigungen und so wenig musterhaft sein Ruf, keine Verdächtigung wagt sich an Donna Julia heran. Nicht einmal der Aretin, der schneckenartig allen Ruhm der Mittwelt mit seinem glitzrigen Geifer bekriecht, erlaubt sich das Verhältnis der schönsten Frau zu dem glänzendsten Manne anzutasten. Sie pflegt und hütet, was ihm die Schmeichler von dem angeborenen Adel seines Wesens übriggelassen haben, und darf ihm alles sagen, denn das Gute findet ihn immer willig, wenn es mit Anmut vor ihn tritt. Wie eine schneeweiße Lilie steht die wunderbare Frau in ihrem verderbten Jahrhundert und doch mit einem verwirrenden Hauch unterdrückter Leidenschaft, wie ihn die Lilien ausströmen, und dieses Jahrhundert, dem nichts heilig ist, das sich an lauter lockeren Geschichten weidet, glaubt — das ist das wunderbarste von allem — an die Reinheit Julia Gonzagas.

So standen sich die zwei an dem tiefblauen Spätsommertag des Jahres 1534 in dem kleinen Garten, zu dem die alten Festungswerke niederdräuen, bei der Porphyrschale gegenüber. Ein gewaltig großer Hund hat sich mit stürmischer Begrüßung an die schöne Frau herangedrängt und wird von ihr zärtlich geliebkost. Und das Gespräch der beiden, von dem beginnenden Barock ihrer Tage angehaucht, kommt wie ein fernes Echo zu mir herüber.

Wenn das Wunder aller Frauen nicht will, daß ich dem wackeren Sacripante gram werde, sagt der Kardinal mit erheucheltem Vorwurf, so möge sie doch nicht ganz den Herrn über dem Hunde vergessen.

Kann der Verwöhnteste aller Sterblichen auf einen armen Bierfüßler eifersüchtig sein? antwortet die Schöne, ohne ihre Stellung zu ändern. Seht Ihr denn nicht, wie er sich über das Wiedersehen freut und wie er in seiner Stummheit so ausdrucksvoll um ein wenig Zuneigung bettelt? Ist soviel Anhänglichkeit nicht eines kleinen Dankes wert?

Wenn Donna Julia so tief in meine Augen blicken wollte, wie in die meines Hundes, so würde sie darin Empfindungen lesen können, für die sie noch nie an einen Dank gedacht hat.

Sie erhebt ein wenig die Augen, aber nicht bis zur Höhe der seinigen, und senkt sie gleich wieder in die Augen der Hundes.

Mir scheint, die hilflose Tierheit sei der Liebe bedürftiger als der stolze Herr der Erde. Ich kann nicht in so treue Hundeaugen blicken, ohne zu fühlen, daß sie etwas von mir zu fordern haben. Sollten wir nicht der Kreatur eine Vergütung schuldig sein dafür, daß sie, wie die Kirche sagt, unsere Sünden mitbüßt?

Ich weiß nicht, versetzt der Kardinal leichtthin, wie ein gelehrter Theologe sich zu der spitzfindigen Frage stellen würde. Was mich betrifft, der ich keiner bin, so kennt mich Donna Julia als Freund aller Kreatur, der wilden wie der zahmen. Doch kam ich nicht nach Fondi, um mit der schönsten Frau der Erde über so tief-sinnige Dinge zu grübeln, sondern um mich einer alten Pflicht zu entledigen. Eure Gnaden entsinnen sich, daß Sie mir befohlen haben, im Wettstreit mit den schönsten Geistern Italiens einen Gesang der Aeneide zu Ehren meiner Herrin zu übersetzen. Ich habe gehorcht, wieweit auch die Aufgabe meine Kräfte überstieg, und ich habe den zweiten Gesang mit der Schilderung vom Untergange Trojas gewählt, warum, wird Euch die Widmung sagen.

Um aber meiner kleinen und schwachen Kunst mit einer großen und meisterlichen aufzuhelfen, ließ ich die Schrift mit Miniaturen schmücken, die der Augen, die darauf ruhen sollen, würdig sind. Ich darf wohl sagen, Meister Elovio hat sich selber übertroffen mit dieser Leistung, die Donna Julias Verzeihung für mein eigenes Unvermögen erbitten soll.

Während des Sprechens hat er dem hinter ihm stehenden Pagen ein köstliches eingelegtes Kästchen aus fremden wohlriechenden Hölzern abgenommen, um es in Julias Hände zu legen.

Eure Herrlichkeit erweist mir eine Ehre, für die jedes Dankeswort zu schwach ist. So laßt mich die Gabe am schicklichsten Platz in Empfang nehmen, dort unter dem Lorbeer, auf den sie Anspruch hat.

Auf der Bank im Lorbeerschatten hält Julia nun das Kästchen auf den Knien und schließt es behutsam auf. Der Medici sitzt in schicklichem Abstand neben ihr. Er hat das schöne starke Tier zwischen seine Knie gezogen, und seine Hand liegt liebevoll auf derselben Stelle des Kopfes, auf der zuvor Julias Hand geruht hat, während er mit unverwandten Blicken an der durchsichtigen Wunderblume ihres Angesichts hängt. Sie entnimmt dem kostbaren Schrein das Buch mit der Handschrift und öffnet die goldenen Schließen seiner kunstreich in Gold und Silber gepreßten Lederdeckel. Von der ersten Seite leuchtet ihr eine herrliche Miniatur in Rot und Blau und Gold entgegen, die eine brennende Stadt mit einbrechenden Kriegerscharen und flüchtenden Einwohnern darstellt. Es ist wie ein ganz leiser Widerschein dieser Feuersbrunst, was über Julias Wangen läuft, während sie langsam die überreiche Zierschrift des Widmungs-sonettes entziffert:

Ippolito de' Medici
an Donna Julia Gonzaga

Wer Pein erleidet, liebt's, nach Trost zu gehen
Bei fremder Pein, die gleiches hat gelitten,
So ich Versengter in des Feuers Mitten:
Aus Trojas Brand ließ ich mir Kühlung wehen.

Denn nichts hat dort der Hellespont gesehen,
Das nicht zu gleicher Qual in mir gestritten,
So heiß die Not, so fühllos meinen Witten
Der Feind — ich singe, was mir selbst geschehen.

Weil meine Klagen ungehört verhallten
Und kein Erbarmen mich verstehen will,
Muß der Gesang zum Sinnbild sich gestalten.

Im Brand von Troja brennen meine Gluten,
Und meine Wunden sind's, die heiß und still
In allen Wunden der Trojaner bluten.

Die Verse sind schwülstig. Allein der Zeitgeschmack steht nun einmal im Zeichen des Barock und fordert das Verstiegene, dem ein vornehmer Dilettant sich nicht entziehen kann. So findet Julia nichts daran auszusetzen. Und diese höfische Übertreibung des Minnedienstes, die ein Spiel aus der Liebe macht, gestattet ihr, von einem Fürsten der Kirche so kühne Huldigungen anzunehmen, wenn auch die Übertreibung bloß eine scheinbare ist und der Kardinal im Grunde nur ausspricht, was er wirklich meint. Und Julia mußte kein Kind ihres Jahrhunderts sein, wenn sie das reizende Spiel mit seiner Gefahr und seinem geheimen schmerzvollen Untergrund nicht doch aus ganzer Seele genösse.

Sie scheint noch zu lesen, während sie schon am Ende ist, und wendet dann noch zögernd das nächste Blatt, damit die aufgestiegene

Blutwelle verebben kann, ehe sie den Blick erhebt, leise Bewegungen, die ihm nicht entgehen. Vom Meere weht schon der kühlere Hauch des Spätnachmittags herüber, den sie begierig einsaugt, er lindert ein wenig die Feuerluft, die diese beiden umweht, sobald sie allein sind, und macht die Frau wieder zur Herrin der Lage.

Erlauchter Herr, die Dichtkunst ist erblich im Hause Medici, und Eure Verse sind des Namens, den ihr traget, würdig.

Er küßt inbrünstig die beiden Hände, die sie ihm dankend gereicht hat.

Mein Ahnherr Lorenzo machte bessere, aber vielleicht ist mein Verdienst ein größeres, weil ich ein Kriegermann und kein Dichter bin.

Ihr seid ein Dichter und Dichtern muß man viel vergeben.

Nur vergeben, Donna Julia? Ich meinte stets, daß man Dichter belohnen müsse.

Der Lohn des Dichters wächst hier über unseren Häuptern und er soll Euch nicht fehlen, ist ihre Antwort, während sie einen Lorbeerzweig niederbiegt, um ihn zu brechen. Soll ich einen Kranz flechten, um Eure Stirn damit zu krönen?

Ich weiß einen besseren Platz für eine Gabe von Eurer Hand.

Damit schiebt er das Reislein in seinen Busen, nicht ohne es zuvor an die Lippen gedrückt zu haben.

Es ist des Dankes fast zuviel, grausamste Frau. Der Verfasser gehört Euch leibeigen zu und hat darum kein Recht auf Belohnung seiner Dienste als nur, daß Ihr ihn weiter dienen lasset. Er wird auch die einzige Bitte nicht wiederholen, mit der er Euch je zu belästigen wagte.

Welch eine Bitte wäre dies?

Daß Donna Julia endlich einmal diese düsteren Gewänder ablege, durch die sie sich dem Grabe anverlobt zu haben scheint, damit ihre Schönheit wie die Sonne aus wolkenlosem Himmel strahle.

Allein die Wittve des Vespasian Colonna will den Trauerschleier nicht ablegen, der ihr lästige Werber fernhält und mit dem sie das Geheimnis ihrer Entsagung selbst für den verschleiert, den es

am nächsten angeht. Sie, die vom Glück der Erde nichts genossen hat, brauchte nur die Hand auszustrecken und sie hielt das Leben in seiner berauschesten Gestalt. Aber sie streckt die Hand nicht aus, sie hält gleichsam den Atem an, daß nichts an ihren Beziehungen sich verschiebe und der Augenblick daure, wo sie den liebenswertesten und gefährlichsten ihrer Freunde ohne Neue besitzen darf.

Als Ihr unseren großen Meister Sebastiano mit einem reissigen Geleite nach Fondi sandtet, daß er Euch mein Bildnis male, da sprach Ihr eigens den Wunsch aus, ich möge dafür das Kleid anlegen, das ich bei unserer ersten Begegnung trug. Ist Euch nun das Bild um des scheinlosen Gewandes willen leid geworden?

Donna Julia versteht es, mich zu quälen. Das Bild ist das erste, woran sich am Morgen meine Augen entzücken, und das letzte, was sie abends noch in sich trinken. Und ewig danke ich's Eurer Güte, daß Ihr dem Meister saßt. Aber bedenkt, Donna Julia, ich stand damals vor dem Abmarsch nach Wien und ich konnte doch nicht gegen den Türken ziehen und mein Herz dahinter lassen. Ich mußte Julia wenigstens im Bilde bei mir haben, um leben zu können. Und da konnte mir die Kunst am besten den Schein des Lebens vorlügen, wenn ich die Einzige so vor mir hatte, wie ich gewohnt war, sie zu sehen. Und wenn ich über den strengen Ernst dieser Gewänder klage, so ist es ja nicht, weil sie Euch nicht doch ganz entzückend kleideten, es ist nur, weil ich dem Toten soviel liebevolle Erinnerung mißgönne.

Julia schweigt und senkt ihre Augen auf das Buch in ihrem Schoße. Wie hoch sie den Frühgeschiedenen schätzte, diese Ehe, die keine war, hat Erinnerungen, vor denen sie die Augen schließt. Sie blättert in der Handschrift, die auf jeder Seite Initialen und Randleisten von überströmender Phantasie der Ornamentik und wunderbarer Feinheit der Ausführung aufweist.

Ich werde wochenlang zu tun haben, bis ich mich an all der Schönheit sättige, und gewiß wird, was Ihr selbst gegeben habt, noch immer das Schönste bleiben.

Besäße ich doch das Geheimnis, immer zu wissen, was Donna Julia wohl gefällt. Wären es die drei Barthaare des Satans, ich würde sie Euch holen. Vorhin, als ich Euch im Gespräch mit dem Podestà überraschte, schient Ihr gequält und bedrückt. Ich las einen Kummer in Euren Mienen. Darf ich ihn nicht mit Euch teilen, damit ich in einem Leid von Euch wenigstens ein Stück Eures Herzens an mich nehme?

Dieser Ton erinnert sie, daß sie an dem allvermögenden Nepoten nicht nur den feurigsten Bewunderer ihrer Schönheit, sondern auch den willigsten und hilfreichsten Freund besitzt.

Ihr begreift, erlauchter Herr, daß eine alleinstehende Frau, die große Verantwortungen trägt, leicht in eine Lage kommen kann, der sie nicht gewachsen ist. Vor einigen Wochen ist hier eine Schreckenstat geschehen. Ein ehemaliger Kriegsknecht meines Gemahls, ein gewisser Giacchetto, mit dem Zunamen Garofalo, hat am lichten Tag vor meinen Augen, gerade als ich aus der Messe kam, in sinnloser Wut einen ganz unschuldigen Menschen erdolcht. Ganz Fondi war tagelang in Aufruhr über die Tat, und nun quält es mich, daß ich nicht weiß, was mit dem Menschen beginnen.

Hängen lassen, das versteht sich.

Das wollte der Podestà. Aber der Mörder hat eine Familie — Und hatte der Ermordete keine?

Freilich. Aber sollen um des einen Unseligen willen zwei Familien ins Unglück stürzen? Seine siebzigjährige Mutter war bis vor kurzem in meinem Dienst. Sie betet den Menschen an, sie umklammerte meine Knie, und ich muß sagen, daß auch mein Gemahl große Stücke auf ihn als Kriegsknecht hielt. Er hat eine Frau, die ihr siebentes Kind erwartet —

Ich verstehe. Ihr habt ihn also der Gerechtigkeit entzogen?

Ich konnte nicht anders. Aber warum seht Ihr mich so seltsam an?

Ich denke über den unergründlichen Widerspruch des Frauenherzens nach. Soviel Milde und Güte für einen gemeinen Mörder. Und solche Härtherzigkeit gegen den treuesten, ergebensten Freund.

Sprecht nicht so, Ihr macht mir Schmerzen, entgegnete sie leise. Ich werde schweigen, denn Euch Schmerzen zu machen, wäre mein größter Schmerz. — Also, was soll nun aus Eurem Schützling werden?

Das eben ist die Verlegenheit. Hier kann er nicht bleiben, die Familie des Erstochenen würde ihn in Stücke reißen. Und ich kann ihn doch auch niemand mit gutem Gewissen empfehlen.

Niemand als mir. Ich werde ihn unter meine Waffentknechte stecken, wo keine Rache ihn suchen wird. Und so oft mein Auge auf ihn fällt, wird mich der Gedanke beglücken, daß es Donna Julia war, die mir ihn sandte.

Mit solchen Zügen seiner raschen Großmut hat er seit lange Julias Herz weit mehr als mit seinen gereimten und ungereimten Huldigungen gebunden. Aber da sie ihm danken will, wehrt er lächelnd ab.

Wenn Ihr in Eurer überströmenden Güte einmal in die Lage kommt, für den bedrängten Beelzebub eine Bestallung zu suchen, so bitte ich, wendet Euch an keinen als an mich. Ich schwöre Euch, ich bringe auch den im Gefolge eines Kardinals unter, daß er sich wie zu Hause fühlen soll.

Geht, Ihr seid häßlich.

Ich bin häßlich, aber Ihr seid schön, seufzt er. O Julia, Ihr seid übermenschlich schön. Wollte Gott um meiner Ruhe willen, Ihr wäret es minder. Es ist schon ein Gemeinplatz geworden, zu sagen, daß Julia Gonzaga schön ist, seit alle Dichter Italiens von dem göttlichen Ariost bis herab zum kleinsten Verseschmied diese Schönheit besungen haben. Aber so oft ich Euch wiedersehe, immer ist es eine ganz neue, überwältigende Wahrheit. Ach Donna Julia, dürft Ihr es einem armen Sterblichen, der vom Ansehen leben soll, verargen, wenn er dabei ein wenig den Verstand verliert? Es heißt sonst, die Liebe schrecke nicht vor dem Purpur zurück. Und ich, der ihn verabscheut, muß der Erste sein, auf den das tröstliche Sprichwort keine Anwendung findet.

Aber so darf ich Euch wirklich nicht länger anhören.

Er scheint in sich zu gehen und schlägt eine andere Tonart an. Eine Weile gaukelt nun das Gespräch der beiden mit lauter höflichem Nichts wie Schmetterlinge am Rande der Leidenschaft hin, bis von seiner Seite wieder ein Funke hineinfällt:

Was habt Ihr am Ende, wenn Ihr das Leben mit allen seinen Köstlichkeiten wie eine reiche Karawane in der Ferne vorüberziehen laßt?

Meinen Gott, antwortet sie tiefernt.

Euren Gott! — Kann der ersetzen, was blühende Jugend verlangt?

Darf ein Fürst der Kirche das fragen?

Vergeht. Ich vergaß schon wieder die rote Lüge auf meinem Haupt. Man zwang sie mir auf, als ich noch nicht wußte, daß es auf der Erde eine Julia gibt. Seitdem brennt sie meinen Scheitel wie Feuer. Aber sie wird nicht das letzte Wort meines Schicksals sein.

Er rückt ein wenig näher und fährt flüsternd fort:

In einer der letzten Nächte suchten mich die verbannten Florentiner auf. Ich meine ihre Vertreter, denn die Zahl der Verbannten und Geächteten erreicht schon zwei Drittel der besten Bürgerschaft. Hätte Donna Julia gehört, was sie mir von der Greuelwirtschaft in Florenz erzählten, wo ein untergeschobener Neger den Sitz des großen Lorenzo und den Namen Medici schändet. Ein Bauer, der nicht zwei Worte mit Anstand reden kann und sich nur durch Folter und Strick Ansehen zu verschaffen weiß. Wärt Ihr dabei gewesen, wie diese alten starrsinnigen Republikaner, die mich einst in ihrer Verblendung ins Exil trieben, beim Wiedersehen Freudentränen vergossen und meine Hände küßten, und wüßtet Ihr, wie die Dabeingebliebenen mit Knirschen und Beten auf die Rückkehr ihres echten Herrn warten — Ihr vergäßt die Verpuppung, die ich jetzt noch tragen muß, und sähet mich schon jetzt so, wie ich künftig sein werde.

Die wenigen Andeutungen genügen, um der Hörerin das Blut gerinnen zu machen.

Ganz leise erwidert sie:

Bedenkt, daß Herzog Alessandro des Kaisers Schwiegersohn ist.

Er ist es noch nicht und soll es niemals werden.

Aber es heißt, daß der Papst ihn liebe wie —

Sie stockt errötend, deshalb ergänzt er lächelnd:

Wie einen eigenen Sohn. Ich kenne das Gerede. Aber glaubt mir, es ist nur Wind. Clemens ist kalt wie die Nase des guten Sacripante. Oder wie die Tramontana, wenn sie im März durch die Gassen meiner Heimat fegt. Die schönsten Frauen vermögen sein Blut nicht in Wallung zu setzen. Wie sollte er an einer häßlichen, dicklippigen Mohrin Geschmack gefunden haben, die ihre Gunst zwischen dem Herzog Lorenzo und seinem Stallknecht teilte? Auch mit dem Herzog hat sein Ursprung nichts zu schaffen. Alessandro stammt aus dem Pferdestall von Collevocchio, dessen Stempel keine Erziehung verwischen konnte.

Was hilft es aber, wenn Papst und Kaiser zugleich die Hände über ihn halten?

Dem Kaiser müssen die Augen geöffnet werden. Er ist mir ohnehin noch den versprochenen Dank für den Entsatz von Linz schuldig. Und was den heiligen Vater betrifft, so kenne ich ihn besser, als ihn irgend jemand kennt. Er neigt heute dahin und morgen dorthin, aber mit geschehenen Dingen wird er sich abfinden. Überdies, Donna Julia, im tiefsten Vertrauen: die Tage des Papstes sind gezählt. Er sieht aus wie in Wachs bossiert, und die Ärzte geben ihm kein Jahr mehr zu leben. Bevor er die Augen schließt, muß meine Saat geschnitten sein.

Der Frau an seiner Seite ist eine kalte Hand mitten ins Herz gefahren. Und doch hat sie kaum etwas Neues gehört. Es ist ein öffentliches Geheimnis, daß die beiden Neffen des Papstes, die letzten Sproßlinge seiner eigenen Linie, deren Erhöhung ihm immer wichtiger gewesen ist als das Wohl der Kirche, Todfeinde

geworden sind. Denn Ippolito war schon in Knabenjahren zum Oberhaupt von Florenz eingesetzt worden, das er mit dem ganzen mediceischen Anhang verlassen mußte, als das furchtbare Unglück über den Papst und die Ewige Stadt hereinbrach. So darf sie sich nicht wundern, wenn dieser hochfliegende Geist es nicht auf die Dauer ruhig hinnimmt, daß er nach der gewaltsamen Wiedereinsetzung seines Hauses, die teures Blutopfer gekostet hat, ohne sein Verschulden dem Schlechteren weichen mußte. Sie weiß auch, dieser fürstliche Jüngling ist so klug wie schön, aber ein Gefühl, für das sie keine Worte hat, schnürt ihr die Kehle zu. Irgendwo, das fühlt sie, ist ein Fehler in seiner Rechnung.

Der Kardinal fährt unterdessen halblaut fort:

Wenn mein Oheim Leo noch lebte, wäre alles anders gegangen. Er hatte die größte Gabe des Herrschers: das Glück. Aber Clemens VII. ist ein unglückseliger Mann, der beim größten Scharffinn alles verdirbt, was er anrührt, und stets das Unheil, das er aufhalten will, selber herbeizieht. Sie sagen, es komme davon her, daß er nichts auf der Welt liebe oder hasse. Ich weiß aber, daß es etwas gibt, was er zugleich maßlos liebt und haßt: seine Vaterstadt, die er niemals wiedersehen will. Als wir voriges Jahr zur Vermählung meiner Base Caterina nach Marseille reisten, mußte der ganze Hof die schlechten Siener Pässe nehmen, nur um die Mauern von Florenz zu meiden. Das Blut, das dort bei der Belagerung geflossen ist, raubt ihm den Schlaf. Ich hörte ihn selber sagen, er wollte, daß es nie ein Florenz gegeben hätte. Er hat den Opfermut seiner Landsleute unterschätzt, als er Cäsars Heere gegen ihre Mauern trieb. Denn er rechnet mit allem, nur nicht mit dem Höheren im Menschen, ich hab' es ihm ins Gesicht gesagt, und so verwirrt er aus Überklugheit alle Dinge. Auch mir hat er das Leben verpfuscht und damit zugleich die florentinische Sache. Hätte man mich an die Stelle gesetzt, die mir zukommt, so würde ich die Wunden geheilt und das Volk mit dem Namen Medici ausgesöhnt haben. Gewiß sind in

den Augen eines Medici die Florentiner Rebellen, aber ich wußte nicht, wie ich es angreifen sollte, den Heldensinn nicht überall zu ehren, wo er mir entgegentritt. Keine Florentinerin sollte durch meine Schuld Trauerkleider tragen. Aber er wollte nicht Versöhnung, sondern Unterdrückung und Rache, darum sitzt mein Vetter Wollhaar dort, vor dem kein Weib seiner Ehre und kein Mann seines Lebens sicher ist. Das Untier hätte nicht einmal Michelangelo geschont, wären wir nicht mit einem päpstlichen Breve dazwischengefahren, das ihm Leben und Freiheit sichert. Ich habe es selber abgefaßt und in so schmeichelhaften Ausdrücken, daß es dem alten Titanen Balsam auf seine Wunden gewesen sein muß. Wer nun aber glaubt, ich lasse es bei dem Unrecht, das mir geschah, bewenden, der hat sich gröblich verrechnet!

Bedarf es denn eines Thrones, um groß zu sein? Eure Vorfahren saßen als einfache Bürger in ihrer Vaterstadt, während sie den Erdkreis mit ihrem Ruhm erfüllten. Euch liegt das große Rom zu Füßen. Kann das dem Ehrgeiz nicht genügen?

Julia fühlte selber, während sie sprach, daß sie einen Wasserfall mit dem Strohhalme aufzuhalten suchte. Und die Antwort des Kardinals bewies es:

Die Zeiten meiner Vorfahren waren andere, göttliche Donna Julia. Heute gibt es keine Gleichheit mehr, nur ein Oben und Unten, und wer sich zur Taube macht, den holt der Falk. Auch handelt es sich nicht um mich allein. Das große Rom ist nur ein großes Dorf, schlecht gepflastert und schmutzig, eine Höhle für Räuber und Kurtisanen. In Florenz wurde die neue Gesittung geboren, von meinen Ahnen empfing sie Taufe und Prägung. Das schließt für den Enkel eine Verpflichtung ein. Ich will die Götter zurückführen, die der rohe Neger vertrieben hat.

Waren sie nicht zuvor schon ausgewandert? Ich fürchte, Ihr würdet auch dort die Dinge nicht finden, wie Ihr sie Euch ausmalt. Warum nicht, meine strenge Herrin?

Weil die großen Menschen fehlen, die wie Halme um Eure Vorfahren wuchsen, und weil Einer allein, auch mit Euren Gaben, kein neues Zeitalter schaffen kann.

Der Genius eines Volkes ist immer gegenwärtig, man darf ihm nur die Flügel stärken. In der Anarchie verkommt er, und im Despotismus auch. Unter meinen Händen wird er wieder erwachen, Florenz wird wieder die frohste und geistreichste aller Städte werden, wie sie es unter meinem Ahnherrn Lorenzo war. Dann wird eine, die mich jetzt voll Schrecken anblickt, an meiner Seite lächeln.

Die junge Frau schließt die Augen wie von einem inneren Schwindel erfaßt. Herzogin von Florenz an seiner Seite! Oh, ihr Sirenenstimmen des Glücks! Aber sie darf ihn nicht träumen, diesen betörenden Traum, nicht eine Minute lang, wenn sie sich nicht selber verlieren soll. Zum Thron gibt es für eine Frau nur zwei Wege: den der fürstlichen Erbtöchter und den der großen Kurtisane. Für eine Julia Gonzaga führt keiner da hinauf. Deshalb geht sie über seine Worte hin, als ob sie ihn nicht verstanden habe.

Denkt Ihr denn, daß Euch der andere jemals gutwillig den Platz räumen werde?

Ippolito zuckt die Achseln.

Unser Haß ist so alt wie wir selber. Als wir gemeinsam unter Leos Augen im Borgo erzogen wurden, verging kein Tag ohne eine Schlacht. Schon damals war mir die Mohrenfrage in den Tod zuwider. Einmal muß es zwischen uns zum Austrag kommen.

Und die Späher des Herzogs, sind sie nicht jetzt schon am Werk? Seid Ihr vor seinen Nachstellungen sicher?

Der Kardinal schüttelt den Kopf zu ihren Besorgnissen.

Er hält mich für einen Weichling, weil ich Kunst und Wissenschaft liebe, die der Tölpel verachtet. Und das ist gut. Er ahnt nicht, welche Lasten von Waffen bei mir im Hause aufgehäuft sind und wie viele noch immerzu unter Ballen von Goldstoff und Teppichen hereingeschafft werden. Genug, um das ganze Unglück

liche Florenz, dem er sogar die Küchenmesser genommen hat, neu zu bewaffnen, bis an die Zähne, nicht nur einmal, nein zweimal, dreimal.

So denkt Ihr ihn gewaltsam zu beseitigen?

Keineswegs. Wir wollen dem Kaiser die Mißstände vorstellen und seine friedliche Entfernung fordern. Das müssen die Verbannten übernehmen. Seine Majestät wird begreifen, daß den Florentinern, wenn man sie zur Verzweiflung bringt, nichts übrig bleibt, als sich dem König von Frankreich in die Arme zu werfen, und Schlimmeres könnte Karl nicht widerfahren. Ist er so vorbereitet, so werde ich ihm beweisen, daß ich in Florenz keinen Feind habe, ausgenommen den, der der Feind aller ist.

Wozu dann die vielen Waffen in Eurem Hause?

Die braucht jeder, der etwas Großes vorhat, antwortet er oben hin.

Ich fürchte, Ihr habt Euch in tödliche Dinge eingelassen, und Ihr vermehrt die Gefahr, indem Ihr sie so sorglos ausspricht.

Er blickt sie lange und lächelnd an:

Wenn ich Eurer Freundschaft nicht sicher wäre, Donna Julia, was gäbe es da für mich noch zu verlieren? Aber jetzt laßt mir Euren holden Mund keine böse Vorbedeutung mehr reden. Versprecht mir zu vergessen, womit ich Euch erschreckt habe, bis ich Euch meinen Sieg melden kann.

Wie soll ich die Gefahr vergessen, die Ihr im Begriffe seid, heraufzubeschwören?

Indem Ihr meinem Stern vertraut, er hat schon durch manches Wetter geleuchtet. — Ihr wißt, Donna Julia, daß ich einem ungesetzlichen Bund entstamme. Aber das wißt Ihr nicht, daß meine Mutter, um von ihrem erlauchten Hause den Makel zu wenden, mich nach der Geburt mit verbundenem Mund einem Diener gab, daß er mich ins Wasser werfe, wie man junge Katzen ersäuft. Der Mann floh heimlich aus Urbino und brachte mich nach Florenz an meines Vaters Hof, der mich mit Freuden an-

erkannte. Als dann später beim Sturz meines Hauses die Signoria dem unmündigen Knaben auf die Reise ins Exil ihre Meuchelmörder mitgab, um ihn unterwegs zu beseitigen, da rettete der unmündige Knabe sich selbst und seine Begleitung. Und die Lucchesen, die ihn aufnahmen, gewann er so für sich, daß sie den Mördern seine Herausgabe verweigerten. Seitdem hat mich der Tod so oft gestreift, daß wir gute alte Bekannte sind. Ihr seht wohl ein, daß das Schicksal mit keinem soviel Umstände macht, den es nicht für etwas Großes aufspart. — Julia, unter den Verbannten war ein alter Mann mit schneeweißem Haar, ein ehemaliger Gesandter der Republik; er sollte ihr Sprecher sein. Aber er konnte nur beginnen: Florenz — dann versagte ihm die Rede, und er lehnte sich weinend gegen den Tisch. Wenig fehlte, so hätte ich mitgeweint.

So sehr liebt Ihr, was Euch nur Übles tat?

Es ist mein Los zu lieben, was mir Übles tut. Zwei Frauennamen brennen mir immerdar in der Seele: Fiorenza, meine erste Braut, die mich einst verstieß und die dann ein wildes Tier vor meinen Augen wegschleppte, und Julia, die sich mit einem dreifachen Wall gegen mich umgürtet. Der Tag wird kommen, wo ich mir die eine mit der anderen gewinne. Sollte es aber anders ausgehen, so gibt es Hände, die mich rächen werden.

Soll das ein Trost für Eure Freunde sein? will Julia erwidern, doch die Bewegung reißt ihr die Worte vom Mund.

Wenn Donna Julia in diesem Tone mit mir spricht, so könnte sie die Memme aus mir machen, als die sie mich haben will. Wenn ich ängstlich sein muß, so bin ich schon so gut wie tot. Doch hier kommt zum Glück Euer Haushofmeister, um Euch anzukündigen, daß ein Schwarm von Besuchern eingetroffen ist.

Es war Gandolfo Porrino, ein Poet von beginnendem Rufe, blutjung und blauäugig, der vor kurzem aus dem Dienste des Kardinals Medici in den Julia Gonzagas übergang und der nun in Fondi das doppelte Amt eines Sekretärs und Haushofmeisters

versah. Er vor allem gibt dem kleinen Hof das literarische Ansehen, um das ihn manche größeren Höfe beneiden, und mit seiner Abtretung hat der Kardinal, der zuerst sein Talent entdeckte, kein geringes Freundschaftsopfer gebracht.

Während Julia ihren Gästen entgegengeht, noch blaß von dem Gehörten, küßt Porrino seinem bewährten Gönner die Hand, der ihn mit gewinnender Güte begrüßt:

Freund Gandolfo, ich wußte schon, daß die Sonne von Fondi deine Poesie zum Blühen gebracht hat, jetzt sehe ich mit Vergnügen, daß sie auch dem Poeten selber zugute gekommen ist.

Eure Herrlichkeit irrt sich, erwidert der Porrino, der auf seine Dichterrechte pochend aus seiner Vergötterung für die schöne Herrin kein Hehl macht. Die Sonne von Fondi hat eine zwiefach verderbliche Kraft, sie trocknet die Gehirne aus, wie sie die Herzen in Brand setzt.

Wem sagst du das? Wir Gäste von Fondi leiden alle am gleichen Sonnenstich, lächelt der Kardinal und wendet sich an Donna Isabella, die in diesem Augenblick in einem Kranz von Damen den Garten betritt.

Donna Isabella ist Julias gleichaltrige Stieftochter und Schwägerin, die den Wittwensitz in Fondi teilt, denn sie hat wie jene schon früh den Gatten verloren. Sie gilt gleichfalls für schön, wenn sich auch in ihren etwas harten Zügen schon die Ähnlichkeit mit dem Vater ankündigt, der ein sehr häßlicher Mann gewesen. Auch hat sie eine raube, männliche Stimme, die noch zudem bei den hohen Tönen ins Schneidende fällt. Aber ihr Wit und ihre Munterkeit, womit sie Julias natürliche Schwermut überfunkelt, sorgen dafür, daß sie neben der großen Schönheit nicht allzusehr im Schatten steht.

Zwischen ihr und dem Kardinal Medici herrscht ein eigenes, von ihrer Seite etwas gespanntes Verhältnis. Vespasiano Colonna hatte in seinem Testament eine Verbindung seiner einzigen schwerreichen Tochter mit dem Neffen des Papstes vorgesehen, und nur

für den Fall, daß diese Heirat sich zerschläge, sie einem der Brüder Juliens zugebacht. Julia aber wußte, die erste Bestimmung umgehend, die Augen des jungen Mädchens auf ihren vielgeliebten ältesten Bruder Alwise hinzulenken, der für die Rechte beider Frauen gegen die Habgier der Colonneseu stritt und den die Zeitgenossen seiner unbezähmbaren Tapferkeit wegen den Robomonte nannten, ein Name, der damals noch nicht den schlimmen Beigeschmack hatte wie später. Die Liebenden vermählten sich insgeheim, aber der Papst ergrimnte tödlich, als er es erfuhr, er wollte die Ehe umstoßen und bedrohte alle Beteiligten mit seiner Rache. Mittelbar hatte Isabella dadurch auch das Geschick Ippolitos, den sie noch gar nicht kannte, entschieden. Denn nach Entgang der Riesenmitgift wußte sich Clemens, der schwerkrank darniederlag und zu sterben fürchtete, bevor der Neffe versorgt war, keinen Rat, als diesen schnell auch gegen seinen Willen durch den Kardinalshut mit unermesslichen Einkünften zu entschädigen. Isabella hatte ihre Wahl nicht zu bereuen, der lebenswürdige Robomonte trug sie auf Händen, bis ihn im ersten Vaterglück vor Vicovaro die verräterische Kugel seines Erzfeindes Orsini traf. Erst nachträglich ging es ihr auf, welche Rolle sie an der Seite des glänzenden Nepoten als die erste Dame Roms gespielt hätte. Allgemein aber hieß es, der junge Medici, weit entfernt, die Benachteiligung zu verübeln, habe selber die Heirat seines vorgezogenen Rivalen begünstigt und den Papst mit dem geschehenen Schritte ausgesöhnt, weil er sich aus Isabella samt ihrer Mitgift nichts machte, den Robomonte aber hoch und wert hielt. Und wer, der das Schöne liebte, hätte den Robomonte nicht lieben müssen, den Sängerkhelden, den Freund Ariostos, der so unbändig focht und so zarte Lieder sang? Von diesem Dienste aber blieb in Isabellas Seele ein Stachel zurück, der sie auch dann noch reizte, als jener längst schon Kardinal von Santa Prassede, apostolischer Legat und Vizekanzler hieß und somit kein Gegenstand für Heiratspläne mehr war. So oft nun sie und der Kardinal beisammen

sind, entspinnt sich nach kurzem ein kleines Geplänkel, das von seiner Seite mit heiterer Anmut, von der ihrigen nicht ohne eine gewisse Herbheit geführt wird. Schon in der übertriebenen Ehrfurcht, mit der sie den jungen, so ganz unkirchlichen Kirchenfürsten begrüßt, als ob er von lauter Heiligkeit umweht wäre, liegt eine ganz leise Bosheit, die von ihm mit ebenso überschraubter Bestimmtheit beantwortet wird.

*

Im Schlosse findet heute großer Empfang aus dem Stegreif statt. Mit dem Bischof von Fondi, der zu den nächsten Hausfreunden gehört, sind noch andere geistliche Würdenträger erschienen, um dem Neffen des Papstes ihre Aufwartung zu machen, dessen Ankunft blizschnell in Stadt und Umgebung bekannt geworden ist. Sie haben bei der Begrüßung den Vortritt, dann kommt der Hofstaat der beiden Fürstinnen an die Reihe. Der nachlässig gekleidete ältere Herr mit der Glase und dem geistreichen Gesicht ist der berühmte Gelehrte und Dichter Francesco Maria Molza, in Diensten des Kardinals, aber seit einigen Wochen als Gast nach Fondi beurlaubt. Er verdient, daß wir ihn etwas näher betrachten, denn er trägt einen der ruhmreichsten Namen seiner Jahrhunderthälfte und ist ein Unikum unter den Literaten seiner Zeit, weil er von allen geliebt wird. Sein Zauber als Mensch und Dichter liegt in einer lebenswürdigen, humoristischen Ader, mit der er gerne sich selber und die Dinge zum besten hat, aber niemals andere schädigt. Jedoch nicht ihr verdankt er das literarische Ansehen, sondern seinen überkünstlichen, ernsthaften Sonetten, worin die Geschwollenheit und gewollte Dunkelheit der Zeitmode ihren Gipfel erreicht hat. An dem jungen Medici hängt er mit ebensolcher Verzücung, wie vordem der größere Dichter Polizian an dessen größerem Ahnherrn Lorenzo. Darum ist er von allen Schmeichlern des ehrgeizigen Jünglings der gefährlichste; er schmeichelt weniger um seines Vorteils willen als aus blinder, abgöttischer Liebe und geht vor ihm her wie

die lebendige Posaune seines Ruhms. Gleichwohl können die zwei sich nie auf die Dauer vertragen, weil die vielen Liebeshändel und Herzensunruhen, für die der angejahrte Herr von Zeit zu Zeit seinen jugendlichen Gebieter um Nachsicht angehen muß, ihn immer wieder aus dem Geleise werfen. Und wie verständnisvoll dieser auch den zarten Punkt behandelt, die Geduld gehört nicht zu den Tugenden Ippolitos, der, was er anordnet, zugleich schon getan sehen möchte. Auch tut des Dichters ständige Geldnot der Freigebigkeit des Kardinals Unrecht und läßt sich auf keine Weise beheben, weil ihm alles, was er einnimmt, unter den Fingern zerrinnt. Trotz seiner Zerkahrenheit ist er aber doch der verhätschelte Liebling der Gesellschaft; auch die sittenstrenge Julia Gonzaga sieht ihm seines goldenen Herzens wegen seine Schwächen nach. Natürlich glüht er nicht minder als der Porriño für die schöne Schloßherrin und feiert sie in Sonetten, neben deren Gesuchttheit die des Medici noch einfach und natürlich genannt werden müssen. Der Lieblingsgegenstand seiner Muse aber bleibt der hohe Freund und Gönner selbst. Er läßt es sich auch nicht nehmen, ihn gleich mit einer überschwenglichen Ansprache zu begrüßen. Denn obschon die Beurlaubung nach Fondi eine gnädige Form der Ungnade war, so freuen sich doch beide Teile beim Wiedersehen. Ippolitos kirchliche Würden beiseitelassend, feiert er ihn als Heerführer und Besieger des Halbmonds, als Hort der Wissenschaft, als Dichter und Musiker und feinsten Kenner aller musischen Künste. Er nennt ihn die letzte Blüte des Rittertums, den Arbitr elegantiarum, den Fürsten der Jugend, die Synthese des Hauses Medici, und in den Kugeln seines Wappens erkennt er die Abkömmlinge der Hesperidenäpfel.

Der Kardinal nimmt den Schwall mit gewohnter Huld entgegen, und man setzt sich auf der Terrasse, über die der Meerwind streicht.

Währenddessen haben sich zwei junge Mädchen, Zwillingsschwwestern, die zur höfischen Erziehung in Fondi weilen, mit dem

Hunde geneckt, bis dieser zu bellen anfängt und von seinem Herrn an seine Seite gerufen werden muß.

Wie kommt der Hund zu dem poetischen Namen? fragt Isabella spöttisch, das gutmütige Tier, das schon wieder zutraulich zu den Füßen der Damen liegt, an den Ohren zausend.

Weil er ein tapferer Heide ist, gnädigste Frau, wie der Held des Ariost. Aber vor Wien verließ er die Sache des Propheten und seinen ungläubigen Herrn und schloß sich mir an. Seitdem sind wir ein Leib, und jede Huld, die Eure Herrlichkeit ihm erweist, werde ich als mir selber widerfahren betrachten.

Isabella zieht ihre liebkosende Hand so schnell zurück, daß alle lachen.

Pfui, ein Überläufer. Aber sagt uns, Herr Kardinal, die vielen Türken und Mohren, mit denen Ihr zum Erstaunen der Christenheit Eure hochwürdigste Person umgibt, haben die sich auch von der Sache des Propheten losgesagt?

Das nicht, gnädigste Frau. In die Gewissensangelegenheiten meiner Leute mische ich mich nicht. Ich halte von allen Völkern der Erde Musterproben in meinem Hause. Diese habe ich als die treuesten und tapfersten erfunden. Ich würde fürchten, daß sie mit ihrem Glauben auch ihre Gesinnung wechseln könnten.

Darum heißt es auch, Ihr seid schon selber ein Muselman geworden. Nicht umsonst träumte ich neulich, ich sähe Euch im Turban durch die Tür treten.

Wenn ich die Ehre haben darf, durch Donna Isabellas Träume zu gehen, so will ich auch für eine Nacht den Turban in Kauf nehmen.

Donna Isabella wechselt unter seinem Blick die Farbe und ärgert sich über diese Schwäche, daher sie mit einiger Schärfe entgegnet:

Ich bitte Eure Hochwürden, den Fall nicht zu erweitern. Es geschah nur das einmal und vielleicht war es eine Verwechslung.

Neue Gäste unterbrechen das Scharmügel. Einem anderen würde der Andrang zur Last, aber dem Medici ist solcher Mondhof zur Gewohnheit geworden, ja er würde ihn vermessen, wenn er fehlte, da er seit frühester Jugend im Mittelpunkt der Gesellschaft gestanden und immer nur Verpflichtete um sich gesehen hat, darunter viele von den ersten Namen seiner Zeit.

An der Mahlzeit aber, die in dem kühlen, hochgewölbten Saale der Urazzi stattfindet, nehmen außer dem Hofstaat nur noch der Podestà und der Bischof, sowie die beiden diensttuenden Edelleute des Kardinals teil. Dem prachtliebenden Gaste zu Ehren ist der kostbarste Tafelschmuck des Hauses Colonna aufgestellt und alles mit späten Blumen bestreut. Isabella prangt überreich in dem berühmten Familienschmuck der Colonna, den Julias Güte ihr überlassen hat. Diese selbst, die kein Juwel noch schöner machen kann, trägt nur eine frisch erschlossene Rose auf der Brust. Ihren herrlich blühenden Nacken, der jeden Schmucks entbehrt, kann der verschwenderische Ippolito nicht ansehen ohne den Wunsch, ihn mit preislosen Perlenschnüren behängen zu dürfen. Er möchte am liebsten alle Schätze des Orients über die angebetete Frau ausschütten und ihre Fußstapfen in Gold fassen, während es doch nur Erzeugnisse des Geistes sind, was er ihr zu Füßen legen darf.

An der hufeisenförmigen Tafel sitzen nach einem von Donna Julia eingeführten Brauche die Kavaliere an der äußeren, die weniger zahlreichen Damen an der inneren Seite, daß hinüber und herüber sich nur die Geister berühren und das Gespräch zu einem höheren Ganzen zusammenklingt. Die Gegenwart des Medici wirkt wie Schaumwein auf die Gesellschaft. Ein Redefeuerverk sprüht auf und zuckt von der einen Seite der Tafel zur anderen hinüber, von der zungenschnellen Isabella immer frisch genährt. Tolle Geschichten werden erzählt, bei denen auch kleine Anzüglichkeiten mit unterlaufen, aber in eine so blumenreiche Sprache verhüllt, daß die Damen in die Heiterkeit mit einstim-

men können, ohne zu erröten. Das Lachen läuft wie ein rein-
gestimmtes Glockenspiel die Reihe der Damen hinab, von dem
männlichen Baß Isabellas über Julias klangschöne Mittellage
bis zu den Silberglöcklein der beiden Zwillingsschwestern, die
mitlachen, ohne zu verstehen. Molza, wieder zu Gnaden angenom-
men, gibt seine komischen Abenteuer, ohne sich selbst zu schonen,
preis, doch ist er zu sehr Hofmann, um nicht in Gegenwart des
Herrn das eigene Licht ein wenig zu dämpfen. Auch der Podestà,
der der Herrin die erzwungene Begnadigung des Verurteilten ein
wenig nachtrug, taut heute abend auf. Nur der Bischof bleibt in
der feinen Zurückhaltung, die Jahre und geistliches Ornat ihm
auferlegen, und unterstützt das Bestreben der Schloßfrau, die
überschäumende Fröhlichkeit in ihren Ufern zu halten. Er hat sich
mit dem Molza in eine Streitfrage über den Wert des Jahr-
hunderts, in dem sie leben, verwickelt, und nun beteiligen sich alle
leidenschaftlich an dem Für und Wider. Jener hat es als das
herrlichste von allen gepriesen, noch herrlicher als die Blütentage
von Hellas, da es gleichzeitig deren Werke zurückgewonnen und
sie durch eigene Werke übertroffen habe, und er läßt sich die Ge-
legenheit nicht entgehen, eine Huldigung für das Haus Medici
einzuflechten.

Sind wir nicht glücklicher, die wir die Tage Leos X. und Ele-
mens' VII. gesehen haben, als die Zeitgenossen des Perikles, der
doch nur einer war und nicht über seine Lebenstage hinaus wirken
konnte, während in diesem gloriwürdigsten Geschlecht der Vater
dem Sohn und Enkel, der Oheim dem Neffen die Fackel des
Genius herunterreicht?

Der Bischof aber entgegnete seufzend, so glänzend von vorne ge-
sehen die Schaumünze, so häßlich und trostlos sei die Rehrseite.
Und er gab zur Bekräftigung seiner Worte unterschiedliche Proben
von der Verworfenheit der Zeit, besonders des Klerus, zum
besten, die von dem Molza für komische Erfindungen im Stil
des Aretino erklärt wurden.

Der Uretino braucht nichts zu erfinden, bemerkte hier lächelnd der Kardinal. Es ist alles, was seine Darstellung reizt, in Vollkommenheit vorhanden, daß er nur zugreifen darf. Aber soll man daraus schließen, daß die früheren, vielgepriesenen Zeiten soviel besser gewesen wären als die unsrige oder nicht vielmehr, daß wir aufrichtiger sind als jene? Und wenn es wahr ist, daß die Aufrichtigkeit eine Tugend ist, wie doch allgemein behauptet wird, so wäre unser Jahrhundert vermöge seiner Lasterhaftigkeit tugendhafter als alle früheren. Worin wir die Güte Gottes nicht genug bewundern können, die auch aus dem Schlechten das Gute schafft.

Auch wollen wir nicht vergessen, fügte Molza hinzu, daß die Menschen von jeher die Zeit, in der sie gerade lebten, als die allerschlechteste bezeichnet haben. Zu Dantes Zeit ging die florentinische Jugend noch im altväterischen Lucco und hatte noch kein spanisches Wams gesehen. Die Schlacht von Pavia hatte noch nicht die greuelvollste aller Seuchen, die das Schandmal der Liebe ist, in unserem Vaterlande eingeschleppt, und schon klagte er über Schamlosigkeit und tiefsten Verfall und drohte mit der Rute Gottes.

Worin man ihm nicht ganz unrecht geben wird, wenn man an die Erzählungen des Dekamerone denkt, warf der Podestà ein.

Uns aber erscheinen Vater Dantes ferne Tage als ein schlichtes und strenges Patriarchentum. Und so ist es zu allen Zeiten gewesen: je mehr wir uns von der Vergangenheit entfernen, um so mehr rückt sie uns in ein sittlich reines Licht.

Was lernen wir daraus, seufzte der Bischof, als daß die Welt zu allen Zeiten schlecht gewesen, und daß vielleicht jener große Athener recht hatte, der sagt, Nichtgeborensein wäre das beste, das zweitbeste aber, früh zu sterben.

Nun aber ergreift der Kardinal das Wort:

Was mich betrifft, so habe ich das Geborensein stets für die vorzüglichste aller Einrichtungen angesehen. Ich halte dafür, daß

das Leben zu allen Zeiten herrlich gewesen ist und daß es zu verachten eine Verirrung wäre, deren ich einen erleuchteten Geist wie unsern Herrn Bischof nicht im Ernste fähig glaube. Sonst wäre er in meinen Augen ein schlimmerer Ketzer als der deutsche Mönch Martinus, der Papst und Kaiser schwitzen macht. Denn wenn es schon für ein Anzeichen schlechter Erziehung gilt, ein wohlgemeintes Geschenk mit saurer Miene zu empfangen, um wieviel schlimmer müßte es sein, dem Schöpfer keine Freude zu bezeugen für das höchste Geschenk, das Leben, ohne das es ein anderes Geschenk überhaupt nicht geben könnte. Und alle die schönen, herrlichen Dinge, die er für uns erschaffen hat, daß wir sie uns zu eignen sollen mittelst unserer Sinne, durch Augen und Ohren, durch Geruch und Tastsinn, machen sie nicht das Leben zu einem fortwährenden Gottesdienst und uns gewissermaßen selbst zu Göttern?

Aber die Götterstunden gehen vorüber, Herr Kardinal, entgegnete ihm Donna Julia, und all die schönen, herrlichen Dinge, von denen Ihr spricht, sind inwendig voller Tränen.

Und die Tränen, göttliche Donna Julia, sind sie nicht selber auch eine Lust? Machen nicht gerade sie mich zum Besitzer des Gegenstandes, um den ich weine? Arm ist nur, wer nicht empfindet.

Demnach wäre auch unglückliche Liebe eine Seligkeit? fragt Gandolfo Porrino.

Die größte, die ich weiß, nach der glücklichen. Ihr sagt, Donna Julia, alle Lust sei mit Leid durchtränkt. Ich sage umgekehrt, jedem Leid liege eine geheime, tiefe Lust zugrunde.

So gäbe es nach Euer Herrlichkeit Ansicht überhaupt kein Übel auf der Welt? fragt der junge Poet.

Das Übel geht vorüber, das Gute dauert. Wir haben die Plünderung Roms durch Spanier und Deutsche erlebt, der wüste Blutstrom ist verronnen. Aber der Bau St. Peters wächst in die Lüfte und wird ewig über der ewigen Stadt ragen. Was ein jedes von uns auch an Schmerz und Kränkung erlitten hat, es ist ver-

weht. Aber alles Schöne, das wir lieben, die großen Gesänge der Alten, die Wunderwerke der Neuen, es umsteht uns, es begleitet uns überallhin als unwandelbare Gegenwart und wird noch unsere letzte Stunde reich und glücklich machen.

Wenn ich dreiundzwanzig Jahre alt wäre, würde ich ebenso denken wie Eure Gnaden, antwortete der Bischof. Aber anders sieht sich das Leben an, wenn wir beim Abendschein langsam von der erklommenen Höhe niedersteigen ins Thal, wo die Schatten liegen.

Scheltet mir nicht das Alter, Herr Bischof. Ist nicht das Alter schön? Ist es nicht der Stunde ähnlich, wo der Blutball in Gold und Purpur und Violett zersprüht und nicht mehr fengt? Wenn die Begierden, die uns durchs Leben geheßt haben, sich wie müde Jagdhunde zum Schlafe legen und nun die große Stille der Seele kommt, wo die Erinnerungen sich zum Bildwerk an den Wänden ordnen, fein gestimmt und ohne aufdringliche Farben so wie dieses hier? Und wir nun zwischen diesem Bildwerk umhergehen, es betrachtend, es genießend: alle vergangenen Kämpfe, alle Freuden und alle Schmerzen, die jetzt eine andere Form der Freude geworden sind — gleicht nicht ein solcher Zustand dem der Seligen in den elyrischen Gefilden? Ihr könnt von einer kühnen That hören und es zersprengt Euch nicht das Herz, daß ein anderer sie vollbrachte. Ist das nicht an sich schon Glück? Das Alter gibt Euch Zeit und Sammlung, alle Schönheiten der alten Dichter noch einmal durchzukosten, ohne die Qual des Schulknaben, der erst die Vokabeln erlernen muß, und Ihr wollt Euch beklagen? Ihr könnt den Göttingen des Olymps gegenüber sitzen, ohne daß ihre Nähe Euch den Schlaf kostet, und Ihr wollt Euch beklagen?

Es ist wohl das erstemal, bemerkte Wolza, daß die Jugend dem Alter ein so feuriges Loblied singt. Wer das Glück hat, Euch zu vernehmen, gnädigster Herr, der wird der gefürchteten Zeit getrösteter entgegengehen. Und gewiß habt Ihr recht. Das Alter

würde ja nicht das allgemeine Los sein, wenn es nicht auch Wohltaten für uns bereit hielte.

Lassen wir es herankommen, antwortete der Medici, und sorgen wir nur, daß wir ihm eine Mitgift an Erinnerungen zubringen, um die es sich verlohnt, das Buch des Lebens rückwärts zu blättern. Denn jede Stunde ist herrlich und wir müssen danken, daß sie uns, gerade uns zuteil wird.

So habt Ihr nie eine Stunde erlebt, wo sich alle Süße der Welt in Herzensangst und Bitternis wandelte? fragte Julia.

Der Kardinal besann sich.

Ich lag einmal unter meinem gestürzten Pferd, das einen Hellenbardensich durch den Leib erhalten hatte und im Todeskampf mit allen Vieren um sich schlug. Die türkische Reiterei setzte über den Graben weg, in dem ich lag, und es war unmöglich, unter dem Tier hervorzukommen, ich konnte mich nur abwartend und leidend verhalten, was der häßlichste aller Zustände ist. Da wehte von der Böschung des Grabens ein wildfrischer Hauch von Thymian herunter. Durch all den Dunst von Schweiß und Blut und feuchtem Lederzeug drang der schmeichlerische Gruß und ich sog ihn mit solcher Dankbarkeit ein, daß ich für den Augenblick ganz in dem Duft lebte und der Gefahr entrückt schien.

Wie, Ihr dachtet nicht an Gott und an das Sterben? fragte Isabella.

Ich dachte an Gott und an das Leben, gnädigste Frau, antwortete der Kardinal.

Nun sehen wir Euch immer noch unter dem gestürzten Pferde, sagte die weichherzige Schlossfrau. Wollt Ihr uns nicht wenigstens sagen, wie Ihr wieder hervorkamt?

Ja, und wie Eure Freuden wieder eine dem gemeinen Verstand faßlichere Gestalt annahmen, warf Isabella ein.

Daß ich das Glück habe, den Damen hier gegenüberzusitzen, wäre an sich schon die Antwort. Allein ich will gerne noch sagen, daß es ein Scharfschütze von den Spaniern des Marchese del

Basto war, der Zaumzeug und Abzeichen auf der Schabracke erkannte und mir auf die Beine half, indem er die Stute so sicher durch den Kopf schoß, daß sie ohne Zucken verendete. Nie denke ich an jenen widrigen Moment zurück, daß mir nicht auch der köstliche Thymiannduft in den Sinn kommt, mit dem das Leben mich noch einmal zu grüßen schien.

Ich dachte stets, daß Ihr mehr Tore haben müßtet ins Land des Glücks und der Schönheit als wir andern Sterblichen, die wir der Dichter und der Künstler bedürfen, uns da hinein zu führen, sagte Julia. Ihr dichtet Euch selbst die Gesänge Eurer Lebenspopöde mit soviel anziehenden Episoden, als es Euch beliebt. Aber verzeiht, ich habe Euch unterbrochen. Gewiß hättet Ihr uns noch vieles Schöne zum Lob des Alters zu sagen.

Zum Lobe des Alters habe ich vor allem das eine zu sagen, daß es das einzige Mittel ist, das Leben zu verlängern, durch welches wir allein imstande sind, die Wunder, womit der Schöpfer seine Erde geschmückt hat, zu genießen und ihm durch unser Genießen den Dank für so große Wohltaten darzubringen.

In Wahrheit, versetzte nun der Bischof mit Lächeln, es läßt sich nicht bestreiten, daß Euer Erlaucht Folgerungen gut und treffend sind. Nur kann ich nicht umhin, zu finden, daß wir auf diese Weise zu dem Schluß kommen müssen, jenes Schandmaul, der Aretin, dem alle Großen für ihre Ehre zahlen müssen, damit er sie nicht besudelt, und der nur deshalb nicht auch Gott den Herrn lästert, weil er sagt, er kenne ihn nicht, jener Schlemmer und Prasser, sage ich, der mit goldenen Ketten behängt in seinem Harem stolziert wie ein Hahn mit bunten Federn, und der in allen Genüssen der oberste Meister ist, wäre frömmere und gottesfürchtiger als unser Seraphischer Vater von Assisi, der in zerlumpter Kutte ging und sich von den Wurzeln der Vernia nährte.

Nachdem die Gesellschaft eine Weile auf seine Kosten gelacht hat und er selber mit, ergreift der Kardinal wieder das Wort.

Ihr habt es nun einmal mit dem Aretin, sagt er mit einem feinen

Lächeln, denn er allein weiß, was jener Schröpfkopf ihn selber kostet, wenn er ihm auch nicht einen öffentlichen Jahrestribut bezahlt wie der Del Vasto und andere Große, ja die geheiligte Majestät Karls V. selbst. — Aber es scheint mir, Herr Bischof, wir haben uns nicht ganz verstanden. Ich meinte mit dem Genießen der Wunder Gottes nicht das Geschäft der gröbsten Sinne, sondern jenes feinere von geistig-sinnlicher Art, bei dem die Fühlfäden unserer Seele, durch die Sinne hindurchgeleitet, aber sie weit hinter sich lassend, von dem Besitz ergreifen, was nur den Ausgewählten zukommt. Und so dürfen wir wohl sagen, daß gerade niemand Gottes Gaben besser zu würdigen wußte, als unser heiliger Vater Franz, der den Sonnenball seinen Bruder nannte und die Wasserflut seine Schwester —

Und die Armut seine Braut, schaltete Isabella trocken ein. Aber jener ließ sich nicht stören, sondern fuhr in seinen mutwilligen Paradoxen fort, um zu beweisen, was sich selber widersprach, indem er Unvereinbares verknüpfte und phantastische Gedankenbrücken schlug, auf denen er unbekümmert über die Abgründe der Logik wegeilte. Dieser späte Mediceer hatte von seinen hochberühmten Ahnen, wenn auch nicht die Macht und Tiefe, so doch die Feinheit und Schnelligkeit des Geistes geerbt, die er zu zeigen liebte wie eine funkelnde Klinge, mit der der Fechter bald rechts, bald links springt, um jetzt einen Hieb abzufangen, jetzt eine bloße Stelle des Gegners zu treffen. Und da er schon in zartester Jugend am Hofe Leos X. seine Schulung genossen hatte, war es schwer, ihm zu stehen, zumal wenn er dann und wann die Künsteleien der höfischen Rhetorik mit einem plötzlichen Einfall gesunder Vernunft durchschlug, der geistreich und überraschend wirkte, bloß weil er natürlich war. Er hatte am Ende den Bischof so in die Enge getrieben, daß dieser einen scherzhaften Rückzug antrat: Eure Herrlichkeit hat uns also bewiesen, daß alles, was ist, vollkommen ist und daß es nichts Schiefes noch Mißlungenes geben kann.

Insofern Gott die Vollkommenheit ist, — wollte der Kardinal beginnen. Da erhob sich am untersten Ende der Tafel eine krächzende Stimme, und eine zwerghafte Gestalt, die einen großen Buckel wie einen Pack auf dem Rücken trug, kletterte plötzlich affenartig auf einen Stuhl, um sich in ihrer ganzen abenteuerlichen und schreckenerregenden Häßlichkeit vor der Gesellschaft bloßzustellen. Es war der Hofzwerger, der nach einem bekannten Riesen aus dem komischen Epos gewöhnlich der Margutte genannt wurde, ein herabgekommener Florentiner aus guter Familie, der in Fondi das bittere Brot des Späsmachers aß, und der von den Hausgenossen, die er mit bissigen Reden verfolgte, seinerseits aufs grausamste gehänselt ward, mit einziger Ausnahme der gütigen Julia, die ihn in Schutz nahm, wo sie konnte. Das kleine Ungeheuer, das durch eine aufdringliche Kleidung noch abstoßender erschien, als Stiefmutter Natur es gemacht hatte, verbeugte sich von seinem Stuhl herunter und drehte sich in grausamer Selbstverhöhnung rundum, damit kein Bruchteil seiner Häßlichkeit verloren gehe, und rief mit einer Stimme, die an Dohlengekreisch erinnerte:

Betrachten Eure hochwürdigsten Gnaden dieses Werk des Schöpfers und sagen Sie uns, ob es wirklich nichts Mißlungenes gibt und ob Sie auch hier die Spur der göttlichen Vollkommenheit wiederfinden.

Der schöne Kardinal betrachtete den Kleinen aufmerksam, als ob er ihn noch nie gesehen hätte, und ohne eine Miene zu verziehen, von allen Seiten.

In der That, Meister Margutte, entschied er dann in anerkennendem Ton, für einen Zwerg bist du recht gut geraten.

Wieder erscholl das vielstimmige Glockenspiel des hellen Frauenlachens, vom Daß der Männer unterstützt.

Der Zwerg sprang zu Boden und schwang sich blitzschnell wieder auf den Sitzplatz, der für ihn durch mehrere Polster erhöht war, so daß seine kleinen Hände bequem den Teller erreichen konnten.

So will ich denn die göttliche Güte preisen, daß sie auch mich nach dem Ideal der Vollkommenheit — will sagen: der vollkommenen Krüppelhaftigkeit — gebildet hat. Aber, hochwürdigster Herr Kardinal, wie steht es um die göttliche Güte, wenn eine solche Vollkommenheit wie die meine zu grauen Haaren kommen muß und ein Liebling der Natur wie der göttliche Raphael in der Blüte sterben?

Ach Raphael! seufzte eine ältliche Hofdame, die ihre Jugend in Rom verlebt hatte und es nicht vergessen konnte, daß der Unsterbliche ihr einmal bei der Messe in Sankt Peter mit einem bewundernden Blick das Weihwasser gereicht hatte. Raphael! wer ihn nicht gesehen hat, der hat das Glück nicht gesehen und nicht die göttliche Harmonie der Dinge, die einmal und nicht wieder herabstieg, sich in einem Menschenleibe zu verkörpern.

Ich habe ihn gesehen, versetzte der Kardinal. Er spielte mit mir, als ich noch um die Füße meines Oheims Leo kroch, und hat mich auch so gemalt. Später nahm der heilige Vater mich oftmals in seine Werkstatt mit. Gestalt und Stimme des Einzigen sind mir wie die eines Sonnengottes in der Erinnerung geblieben. Als ich dann hörte, Raphael sei tot, und den heiligen Vater weinen sah, da begriff ich es nicht, denn ich meinte, Raphael könne niemals sterben, wie die Sonne niemals auslöschen. Und hatte ich nicht recht gehabt? Raphael ist nicht tot und von uns gegangen. Er lebt mitten unter uns, ich meine nicht nur in seinen Werken, die unsre Herrin ja nicht so abgöttisch liebt wie wir andern, weil sie sagt, er habe den Schmerz nicht gekannt. Sondern mit der ganzen bestrickenden Anmut einer Persönlichkeit, wie es keine vor ihm und keine nach ihm gegeben hat, die jetzt aber alle fühlen können, auch wenn sie nie in seine bezaubernden Augen geblickt haben, weil sein Wesen ringsum im Raume ausgegossen ist wie der Eindruck eines neuen, einzigen Wohlgeruchs, der erst jetzt in der Welt ist und den man zuvor nicht kannte.

Und damit wäre nun auch das letzte Übel aus der Welt geschafft, der Tod, sagte der Bischof, indem er sich erhob. Nun bitte ich die Schlossherrin und Eure hochwürdigsten Gnaden um Verzeihung, wenn ich als der erste nach diesem schönen Abend aufbreche. Wie hoch man auch die Vorteile des Alters anschlage, so steht doch fest, daß ein Mann in meinen Jahren mit seinen Kräften haushalten muß.

Wie, Ihr wollt uns verlassen, Herr Bischof, bevor ich Euch noch ganz von Euren Kezereien bekehren konnte? fragte der Medici.

Der Bischof wehrte lächelnd ab.

Entlasse Eure Herrlichkeit mich in Gnaden. Es ist schon so spät, daß es, wenn ich noch länger bliebe, früh sein würde. Ihr habt heute abend die drei schlimmsten Feinde des Menschengeschlechts, den Kummer, das Alter und den Tod, unschädlich gemacht, Ihr habt der Sünde die Tugend zur Tochter gegeben, was wollt Ihr noch mehr? Was Ihr auch ferner vorbrächtet, ich müßte zu allem Ja sagen, denn ich bin nicht Sokrates genug für einen solchen Alkibiades. Und somit verneige ich mich vor dieser erlauchten Gesellschaft, spreche der Herrin meinen Dank aus und wünsche allen eine angenehme Ruhe.

Auf dem Nachhauseweg sagte der alte Welt- und Seelenkenner zu sich selber:

Dieser junge Mann birgt unter der leichtfertigen Maske weitausschauende Pläne. Ob sie ihm gelingen werden? Er wäre eine Zierde für jeden ererbten Thron. Aber um Kronen zu gewinnen, muß man, fürchte ich, aus gröberem Stoffe sein. So darf man wohl einigermaßen für ihn bangen. Aber köstlich ist es doch, jung und sorglos sein und nach den höchsten Dingen greifen, auch wenn man darüber ins Unheil rennt. Alter Mann, geh schlafen.

Nach dem Abgang des Bischofs wurden auch die Pferde des Kardinals im Hofe vorgeführt.

Da sagte der Molza rasch zu diesem:

Meint Ihr nicht, gnädigster Herr, daß wir heute abend eine schlechte Rolle gespielt haben, indem wir vor diesem Kranz von Jugend und Schönheit nichts Besseres zu tun wußten als das Alter zu preisen? Sollen wir nicht diese Sünde am heiligen Geist schnell noch gutmachen, indem zum Abschied jeder der Herren eine Rede auf die Schönheit hält?

Der Kardinal hatte längst bemerkt, daß der Dichter noch etwas auf dem Herzen hatte, womit er vor den Damen prunken wollte.

Geht nur voran, wenn es die Herrin gestattet, sagte er lächelnd, wir andern folgen Euch.

Nachdem jener sich von Donna Julia die Erlaubnis geholt hatte, verharnte er eine Weile mit geschlossenen Augen wie in tiefer Sammlung. Dann richtete er begeistert den Blick nach der Decke und sagte ein Sonett auf die Schönheit her, das für Stegreifdichtung gelten sollte, sich aber durch seine große Spitzfindigkeit als längst vorbereitet verriet. Es war so verschraubt und dunkel, daß niemand es ohne weiteres verstehen konnte, was indes dem Beifall keinen Abbruch tat. Als nächster kam der junge Porrino mit einer längeren Rede, für die er alle Blumenpracht der mythologischen Gärten plünderte und die im übrigen ihre Herkunft von der Platonischen Philosophie deutlich an der Stirne trug. Da nun die Reihe an den Podestà kommen sollte, entschuldigte sich dieser, daß er kein Redner sei und daß ihm schon die Bewunderung für das Genie der Vorredner den Mut benehmen würde, über einen Gegenstand noch etwas Neues zu sagen, den seit Jahrtausenden die Dichter aller Zungen gefeiert hätten. Dieses Amt müsse er dem fürstlichen Gast überlassen, der gewandter sei als er und jeder Aufgabe, die man ihm stellen könne, gewachsen.

Worauf der Kardinal schnell begann:

Wenn denn auch ich so spät noch ein Wort zum Ruhme der Schönheit sagen soll, deren irrender Ritter ich bin, so muß es mir vor allem gestattet sein, sie aus dem Empyreum, in das Freund Gandolfo sie erhoben hat, wieder herabzuholen und sie

mitten hineinzustellen in unsere freudige Gotteswelt. Denn die Schönheit ist die Sprache, durch die der Schöpfer seine liebevollen Gedanken uns immerzu mitteilt, darum ist sie durch die ganze Schöpfung ausgegossen. Wie aber die Sprache nicht aus einem Laute besteht, sondern aus einer Reihenfolge von Lauten, so kann sich die Macht der Schönheit am besten in der Folge ihrer Erscheinungen, ich meine in der Bewegung, mitteilen. Alle Dichter Italiens haben die Schönheit Julia Gonzagas besungen. Sie haben uns ein ganzes Inventar ihrer Reize für die Nachwelt aufgesetzt. (Hier errötete der Porrino, denn er war der Schuldige.) Aber wird nun in hundert Jahren noch ein Mensch wissen, wie das war, wenn Donna Julia durch die Gärten von Fondi hinar wandelte wie der Mond durchs Gewölke, oder wie sie den Nacken bog, um einen Hund zu streicheln? Homer sagt uns nicht einmal, welche Farbe die Augen Helenas hatten, aber sie hüllt ihr Haupt in den Silberschleier und steigt mit gerafftem Gewand leichtfüßig die Stufen zum skäischen Turm empor, daß die Greise ihr bewundernd nachschauen, und unsere eigenen Herzen fliegen mit und finden wie jene, daß das um sie vergossene Blut nicht zu kostbar war. Die Bewegung ist das innerste Geheimnis der Schönheit, sie ist die zehnte Muse, sie ist, was vor Gott und Menschen angenehm macht. Wie der Jäger keinen sitzenden Vogel vom Aste schießt, so soll mir der Dichter keine unbewegte, gefrorene Schönheit singen. Er singe mir den Falken im Flug, das Roß im Rennen, den Mann im Gefecht, die Frau im Hinschweben wie Donna Julia und die griechische Helena, er singe den Tanz der Sphären, die Welle, die sich bricht, den Baum, der sich im Winde biegt, die Flüchtigkeit des Zentauren, den Wasserfall, der in Farben zerstäubt —

Das alles hatte er in wachsender Geschwindigkeit gesprochen, daß die Worte nur so um ihn stoben, bis er notgedrungen Halt machte, um Atem zu schöpfen. Die kleine Pause benützend sagte Isabella schnell:

Um Gottes Willen, Herr Kardinal, wenn Ihr so fort macht, müssen wir fürchten, daß Ihr uns selbst wie der Wasserfall in Farben zerstäubet.

Geduld, schöne Frau, ich bin schon am Ende, antwortete er, indem er zugleich den Herren seines Gefolges mit den Augen winkte. — Da es nunmehr feststeht, daß es die Bewegung ist, was angenehm macht, so wollen wir die Erkenntnis alsbald in die That umsetzen, indem wir durch unsere Fortbewegung den Damen Gelegenheit geben, die Ruhe aufzusuchen, nach der sie sich schon lange sehnen.

Julia, mit der Raschheit seines Kommens und Gehens vertraut, reicht ihm die Hand, auf die er seine Lippen drückt, und mit allseitigem Dank für die Freuden dieses Abends verabschiedet er sich leicht im Kreise, dann sitzt er nach einer Sekunde schon als lebendes Beispiel der von ihm gepriesenen Beweglichkeit im Sattel, um dem drei Stunden entlegenen Bergstädtchen Itri zuzureiten, wo er für die Zeit seiner Jagdbesuche in dem dortigen Franziskanerkloster Wohnung zu nehmen pflegte. Wie der Hufschlag auf dem Straßenpflaster widerhallt, erhebt sich zugleich ein lautes Lebehochgeschrei in der Ferne: das sind die kleinen Leute von Fondi, die die halbe Nacht hindurch die Hauptstraße, durch die er kommen muß, belagert halten, um den freigebigen Herrn, von dessen Großmut für jeden etwas abfiel, zu ehren.

Müssen die Herren wirklich heute nacht noch bis nach Itri reiten? fragte eine der blonden Zwillingsschwwestern, die selber kaum noch die Augen offen hielt, den aufbrechenden Podestà.

Man sieht, daß Ihr Seine hochwürdigsten Gnaden erst seit heute kennt, war die Antwort. Er ist imstande, zu Haus nur Kleid und Pferd zu wechseln und sein bedauernswertes Gefolge gleich mit auf die Jagd zu schleppen. Darum heißt es auch, daß es ebenso bequem wäre, dem Wirbelwind zu dienen, wie dem Kardinal Medici.

Und doch wird jeder, der in seinem Dienste war, immer gerne zu ihm zurückkehren, bemerkte der junge Porrino, dem auf einmal das Herz schwer wurde nach all den bunten Abenteuern, die er zu Rom im Palaste Medici zurückgelassen hatte.

*

Ihr Mauern von Fondi, zerfallende Türme der alten Feste, die ihr heute nur noch Strafgefangene beherbergt, vernehmt ihr nicht, wenn der Jahresring sich wieder schließt, zuweilen noch die Saitenklänge, das Lachen und Plaudern und Singen jener Wundernächte, in denen die holde Julia Gonzaga die Zügel der Freude in reinen Händen hielt und wo von Gaeta und Formia, von Trajetto und von noch weiter her alles, was an Adel, Geist und Schönheit Anspruch erhob, um den mächtigen Nepoten zusammenströmte, dessen Gunst nirgends leichter zu gewinnen war als in Donna Julias Nähe. Es gibt ja Klänge, die niemals ganz verwehen, immer kommt im Lauf der Jahrhunderte wieder einmal ihr Echo zurück und wird von Geistesohren aufgefangen. Die Nächte von Fondi haben solche Klänge geboren, die unvergesslichen Nächte, wo die Dichter ihre Verse lasen, die Musiker ihre Lieder sangen, der Hof kleine Lustspiele aufführte und das Popolino in seiner genügsamen Weise an den Festen der Herrschaft teilnahm, indem es außen auf den gepflasterten Straßen nach der Musik, die aus dem Schlosse drang, im Sternenschein tanzte. Bis die Flügel des großen Portals aufgingen, den Blick in ein Meer von Licht eröffnend, Hufschlag erdröhnte und der Gefeierte auf seinem Berberhengst erschien, von Fackeln hinausbegleitet und gefolgt von Pagen und Kavaliern, die sein Geld unter die jubelnde Menge streuten. Solange er in Itri weilte, lebte das kleine Fondi in steter Erwartung, denn immer gab es etwas zu sehen, und wenn es nur die farbigen Diener waren, die den besten Theil der Jagdbeute, Fasanen, Schnepfen, Wildenten aus dem Sumpffee, in die Schloßküche trugen. Der Medici war

der Herr der Stunde und alle, hoch und niedrig, wollten eine Weile fröhlich sein in seinem Licht. Wo er nur hereintrat mit der freudigen Musik seines Wesens, da wuchsen den mattesten Geistern die Flügel. Auch solche, die ihm abgünstig waren oder aus strengeren Grundsätzen heraus seine wenig kanonische Lebensführung verurteilten, mochten doch gerne eine Luft mit ihm atmen, als ob sie da dem Brennpunkt des Lebens näher wären. Bis auf die unmündige Kindheit und das vernunftlose Gethier erstreckte sich seine Anziehungskraft.

Isabella, die eine Reise ins Mantuanische zu ihrem Schwiegervater vorhatte, weil dieser seinen kleinen Enkel kennenzulernen wünschte, verschob ihren Ausbruch immer aufs neue. Wenn sie sich auch wenig mit dem Kardinal verstand, mochte sie doch Tage eines so gesteigerten Daseins nicht versäumen, Tage, von denen der Porrino spät noch in der Erinnerung sang:

Ja diese Zeit war heilig und vollkommen
Und dieses war das wahre goldene Alter
Glückselig wart ihr, Fondi und Trajetto.

Auch Julia wurde von der sanft wogenden Strömung fortgetragen, deren Rauschen sie einlullte. Sie ließ sich leise treiben und vergaß im Zauber des Augenblicks, was sie geängstet hatte. Von des Gastes gefährlichen Planen war nicht mehr zwischen ihnen die Rede. Wollte sie mit einem warnenden Worte darauf zurückkommen, so küßte er ihr dankbar die Hand und wendete sogleich das Gespräch. Solange er da ist, kann man sich auch nicht denken, daß er einmal nicht mehr sein könnte. Und wie er um seine Person die Enden der bekannten Erde zusammengebracht hat, die Steppe des alten Asiens und den neuen, von Kolumbus entdeckten Weltteil, so scheint es, während man ihn sieht und hört, als könnte dem Liebling der Menschen und Götter nichts unerreichbar bleiben. Die beiden beisammen zu sehen, war eine königliche Augenweide, denn nie blühte Julias Schönheit geheimnisvoller und verwirrender

als in seiner Gegenwart, die alle Quellen ihres Inneren erschloß. Der Kardinal aber strömte mit jeder Bewegung das unwiderstehliche Etwas aus, mit dem er schon als Kind alles für sich gewann und das ihm jetzt die römische Jugend vergeblich abzulernen suchte, weil es angeboren sein muß, um zu wirken. An Abenden, wo die junge Welt im großen Festsaal neue Tänze einübt, sitzt die Witwe Vespasians mit ihrem hohen Gast in der Fensterische beim Schachbrett, und er berät sie, weil die Kräfte ungleich sind, mit seiner großen Lebenswürdigkeit, wie sie ihn schlagen kann. Wenn im Gobelinsaal die Kerzen angezündet und die Instrumente gebracht werden, singt er ihr Madrigale, die er für sie gedichtet und selber in Musik gesetzt hat. Für jeden Dienst, den er ihr erweisen darf, dankt er, als ob er selbst der Empfangende wäre, und jedes fremde Anliegen, das durch ihre Hände geht, ist im voraus gewährt. Nur dadurch, daß er seine Gefühle gar so offen zur Schau trägt, kann er ihre Stärke einigermaßen vor der Welt verschleiern, denn in der vornehmen Gesellschaft gelten noch die Reste der alten Rittersitte, und es gibt noch Voraussetzungen, die die üble Nachrede ausschließen. Eine solche hat der junge Kardinal geschaffen, indem er seine unbelohnte Liebe der schönsten Frau als einen Strahlenkranz um die Stirn legte, mit dem sie durch die Jahrhunderte geht.

Und doch war diese Frau, die sie wie eine Göttin feierten, weniger glücklich als die letzte ihrer Dienerinnen. Vom Ruhme ihrer Schönheit wurde ja ihr Herz nicht satt, sie war seiner von frühesten Jahren her gewohnt und teilte ihn mit allen Gliedern ihres Hauses, nur daß in ihr die höchste Blüte erreicht war. Wie alle tieferen Naturen hatte sie eine leise Vorahnung ihrer Geschicke wie die Erinnerung an ein vorausgewußtes und wieder vergessenes Künftiges, zur Welt gebracht, und frühe Prüfungen hatten sie lange vor der Zeit gereift. Als ihr Gatte starb, wurde sie samt Isabellen von seinen habgierigen Verwandten mit Waffengewalt aus ihrem Erbe getrieben, ihre Wiedereinsetzung kostete das Leben

des Rodomonte. Und schon im ersten Jahr ihrer Wittwenschaft war ihr der Mann begegnet, dessen bloßes Dasein ihr jeden Gedanken an eine neue Ehe unmöglich machte. Auf eine rechtmäßige Verbindung mit ihm durfte sie ja nicht hoffen, denn wenn er den Purpur ablegte und sie die Wittwenschaft, so waren beide arm, ein Medici aber brauchte unermessliche Mittel, besonders dieser. Wurde er Herzog, so war er ihr erst recht verloren, denn dann mußte er sein Herz, ob er wollte oder nicht, der Staatskunst opfern. Ihre Schwerblütigkeit, die ein Erbteil ihrer deutschen Blutmischung war, — in den Adern der Gonzaga floß Hohenzollernblut — zwang sie, den Geschieden auf den Grund zu denken, wo sie nicht einmal dem Wunsch erlauben durfte zu blühen. Frömmigkeit und Frauentwürde verboten ihr, den Fürsten der Kirche anders als mit entsagender Neigung zu umfassen, auch vergaß sie nie, daß sie eine Gonzaga war; der abgöttische Familienstolz dieses Geschlechtes hatte auch in dem Busen der sanften Julia einen Sitz. So zahlte sie das Wenige, was das Glück ihr geben konnte, mit dem teuersten Verzicht. Dieses Schicksal ihrer jungen Schönheit mit hoher Stirn und lächelndem Munde zu tragen, erforderte eine Seele, die stärker war als ihre ganze Umgebung, auch stärker als der Mann, um den sie die heimliche Marterkrone trug. Dieser war wohl fein genug, die Süße des ernstesten Spieles auszukosten, hinter dem sich seine lange Erwartung barg, aber er vermochte nicht ihr in die Tiefe zu folgen, wo ihr stummes Leid wohnte. Sie mußte lächeln und spielen, mußte ihr Herz zusammenpressen, durfte nicht erröten noch erblaffen, wenn sie den Abstand wahren wollte, innerhalb dessen er ihr gehören konnte. Daß ihr das gelang, verdankte sie einer besonderen Schamhaftigkeit des Herzens, die ihr verwehrte, von ihrem Leid, das doch immer gegenwärtig war, zu wissen. Das machte die Lieblichkeit ihres Lächelns so rätselhaft und ließ sie unter den leichten Freuden des Lebens, die wie Wellen um sie zerrannen, immer gleich unberührt und gleich begehrenswert.

*

Jetzt sehe ich die ganze Gesellschaft im Waldesschatten gelagert, mit solchem Glanze, wie die stillen Baumnymphen des Monte Passagnano noch keinen gesehen haben. Denn diesmal war der Medici der Veranstalter, er wollte die Gastfreundschaft des Schlosses mit einem seiner berühmten Waldfeste erwidern, über die sich die Römer, die noch gar nicht zur Naturfreude erzogen waren, als über die größte seiner Seltsamkeiten auf den Kopf zu stellen pflegten. Im Halbrund war eine Lichtung ausgehauen und mit kostbaren Tüchern umspannt, die alle das flammende Liebeswappen des Festgebers trugen; einen Kometen inmitten kleiner Sterne, der lange Strahlen wirft und den Wahlspruch: „Sic micat inter omnes“, Ippolitos Huldigung an das alles überstrahlende Gestirn seines Lebens. Auch seinem seidenen Wams war er eingestickt und er wiederholte sich in einer Meistermedaille des Caradosso auf dem roten Barett, das neben ihm im Grase lag. Die Gräfin hatte für dies eine Mal ihre Witwentrauer durchbrochen, sie trug ein weißes, golddurchwirktes Seidengewand und über den kunstreichen Flechten einen spinnwebdünnen Schleier aus Goldfäden wie den Goldgrund eines Heiligenbildes. Dieser Glanz vermochte ihre Schönheit nicht zu erhöhen, aber er schenkte sie dem Leben. Der Kardinal war heute nicht der einzige, der kein Auge von ihr wenden konnte. Seit zwei Tagen befand sich ein durchreisender spanischer Herr als Gast in Fondi, den sie Don Filippo und Fürsten von Sulmona nannten. Es hieß, daß er um Donna Isabella gekommen sei, als er aber Donna Julia erblickte, wurde seine abgemessene Förmlichkeit zur ehrfurchtsvollen Erstarrung, und er kam nur wieder zu sich, um der Herrin von Fondi zum stillen Ergötzen des Hofes wie ihr Schatten nachzugleiten. Aus Höflichkeit hatte der Kardinal ihn mit eingeladen, doch ohne an seiner Anwesenheit Geschmack zu finden.

Die Mahlzeit war schon abgetragen und hatte keine Spuren im Grase gelassen. Negerknaben reichten das Handwasser umher und

brachten Schalen mit eisgeköhltem Getränk, dann verschwanden sie ehrerbietig hinter den Tüchern, die alle Zurüstungen des Festes den Augen entzogen. Die Gäste blickten erwartungsvoll, denn eine Pantomime war angekündigt, und was konnte es anderes sein als die Vermählung des Bacchus, die seit den Tagen des mediceischen Karnevals in Florenz Lieblingsgegenstand der höfischen Darbietungen geblieben war? Die Damen saßen auf straffen Polstern erhöht, die Herren auf Teppichen am Boden; und hinter der Gesellschaft bildete die türkische Leibwache in ihrer bunten Tracht einen Halbkreis von wundervoller Farbenwirkung, alle unbeweglich wie Bildsäulen.

Den besten Platz unmittelbar zu Julias Füßen nahm wie billig der Herr des Festes selber ein. Die andern hatten sich nach Wahl und Gutdünken gesetzt, denn hier außen gab es keine Etikette. Nur hatten sich's alle bei ihrer Ankunft gefallen lassen müssen, daß die Pagen des Kardinals sie mit leichten Waldkränzen schmückten, was dem nackten Schädel des Molza gar spaßig ließ und die gelbfahle Haut des Spaniers noch fahler machte. Dieser saß zerstreut und unaufmerksam bei Isabella und schien den Zweck seines Kommens gänzlich vergessen zu haben. Er hatte sich bei Molza um den Sinn des überall angebrachten Wahlspruchs erkundigt, in dem er eine Beziehung auf Donna Julia ahnte. Als Molza ihm sagte, die Worte seien einer Horazischen Ode auf den überhellen Kometen entnommen, der bei dem Tode Julius Cäsars schien, bemerkte Don Filippo mit großer Höflichkeit, der Herr Kardinal erweise sich durch diese Wahl in der That als der überlegene Geist, für den ihn die Allgemeinheit erkläre.

Wie meint Ihr das? fragte der Molza, der selber aus dem Schatze seiner klassischen Studien dem Gebieter diesen Spruch geliefert hatte.

Weil man starken Sinnes sein muß, um ein Himmelszeichen nicht zu scheuen, das einem so schreckensvollen Ereignis-

niss geleuchtet hat, antwortete der Fürst von Sulmona verbindlich.

Molza, der die Empfindungen des Gastes durchschaute, entgegnete lächelnd:

Das Wunderzeichen, das wir meinen, hat solche Segenskraft, daß alle böse Bedeutung von seinen Strahlen aufgezehrt wird.

Der Spanier preßte seine schmalen Lippen zusammen und blickte auf Julia, die in diesem Augenblick ihr schönes Haupt zu Ippolito herunterbeugte, und er beschloß mißlaunig, des anderen Tages abzureisen.

Jetzt hörte man aus der Ferne die ersten Paukenschläge, Gesang wie von hundert Kehlen kam den Berghang herunter, in Kehren sich nähernd und wieder entfernend. Man vernahm zerflatternde Fetzen des alten Bacchusliedes Lorenzos des Erlauchten. Dazwischen schwere und leichte Tritte, rollende Räder, Gelächter und dumpfes Brüllen, Gerassel von Becken und Schellen, den Lärm einer unbestimmten, aufgeregten Vielheit.

Da kommt der Gott der Freude, erklärte der Festgeber, zu seiner Dame hinaufblickend. Er kommt mit seinem Gefolge vom Indus her. Hört Ihr seine Panther brüllen? Er hat auf dem Gebirge gerastet, jetzt steigt er herab, um die Erde dem Glück zu erobern.

Als wir das Spiel zum erstenmal aufführten, flüsterte einer der Kavaliere in Isabellens Ohr, da spannte unser hochwürdigster Herr die lebenden Panther aus dem eigenen Zwinger vor. Das Landvolk am Nemisee erzählt noch heute davon. Aber Seine Heiligkeit wurde ungehalten, als Sie es erfuhr, und verbot das freie Umherführen wilder Tiere. Darum brüllen sie heute nur noch durch die Instrumente.

Jetzt ertönte der Lärm unmittelbar in ihrem Rücken. Man unterschied Faunengelächter, kleine Nymphenschreie und Gefächter und den lallenden Brummbaß des Silen, alles getragen von der Jubelmelodie des Bacchusliedes. Das berauschte Durcheinander

klang so orgiastisch, daß Julia befremdet blickte. Wollte der Enkel das Urgernis erneuen, das einst die Zornesblitze des Bruders Girolamo auf die mediceische Weltlust herabbeschwor?

Ihr habt uns, wie es scheint, eine recht unheilige Gesellschaft zugebracht.

Seid ganz ruhig, lächelte der Cardinal zu ihr hinauf. Es ist das lustige Gefindel der Naturwesen, das dem niederen Sinnenleben angehört. Sie ziehen ins Thal hinunter, wo ihr Platz ist, Ihr werdet nichts von ihnen zu sehen bekommen. In Donna Julias Nähe wagt sich nur, was göttlich ist.

Das Bacchuslied verhallte und es wurde einen Augenblick stille.

Dann setzte ganz in der Nähe unsichtbar eine Violine wie mit Menschenstimme ein, es klang wie ein Rufen und Suchen, ein schmelzendes und feuriges Werben, und nun kam auf sanft geneigtem Waldweg der Gott herab. Nicht als Griechengott ange-
tan, sondern in reichen asiatischen Gewändern, nur an den vollen Traubengewinden und dem Stab mit dem Pinienapfel als Bacchus kenntlich. Kein Mann, ein Jünglingsknabe: er hat sich von seinem lärmenden Gefolge getrennt und geht abseits, von einer höheren Sehnsucht gezogen. In schönem, schwebendem Schritt, den die Musik regiert, kommt er heran; ein kleiner geflügelter Liebesgott mit verbundenen Augen führt den Sehenden, zwei Hinduknaben, die braune Haut mit Gold behängt, eilen ihm als Wegbereiter voran. Erst beim Näherkommen erkannten ihn die Gäste: es war des Cardinals Lieblingspage, der immer hinter seinem Stuhl zu stehen pflegte.

Ascanio! flüsterte Julia überrascht. Ich hatte noch nie bemerkt, wie schön er ist. Er darf es wohl wagen, den Freudengott zu verkörpern.

Gebt acht, flüsterte ihr Ritter zurück, gleich wird der Unterjocher finden, was ihn unterjocht.

Aus dem Waldgebüsch gegenüber erhob sich nachtigallengleich der Sang einer Flöte und antwortete der Geige mit ihrer schmelzen-

den Klage. Die Hündknaben rissen ein Geflecht von Zweigen auseinander, das einen ins Dickicht gehauenen Zugang verhüllte, und am Ende des schmalen Weges auf einem natürlichen Felsenthron wurde die schlafende Ariadne sichtbar. Aber es war nicht die verlassene Geliebte des Theseus, sondern eine unberührte, heilige Menschenknospe von entzückendem Liebreiz. Die Flöte sang ihren ersten Liebesträum. Bei ihrem Anblick bleibt der Gott gefesselt stehen, er streckt die Arme gen Himmel, wie um dem Schöpfer dieses Wunderbildes zu danken und kann nicht vor- noch rückwärts. Da erhebt sich die Holdselige wie von unsichtbarem Magneten gezogen; mit allen Gliedern an die Flötentöne gebunden, bewegt sie sich leise dem Gott entgegen, doch ohne den Platz zu verlassen, nur wie eine Wasserlilie, die von der Strömung getragen wird, aber im Grunde haftet. Sie schläft im Tanzen und sie tanzt ihren Traum. Nun setzt die Geige wieder ein und führt mit der Flöte melodische Zwiesprach, bis sie vermählt zusammenklingen und die zwei Schönen sich mit einem Male umschlungen halten. Doch das Mädchen schreckt erwachend auf und reißt sich los, er folgt ihr, umfaßt kniend ihre Knie, sie strebt hinweg und eine Zeitlang scheinen sie sich trotzig zu meiden, bis sie sich zaghaft wieder zu ihm kehrt. Sie nähern ihre Gesichter einander, ein erster Kuß, noch schüchtern und ungeschickt, denn auch der Götterjüngling zeigt sich als Neuling in der Liebe, aber schnell folgt ein zweiter feuriger, der vielen der männlichen Gäste zu lang dauerte, denn sie riefen in einer Anwandlung von Eifersucht: Genug! Genug! Während ein Bonnesturm durch alle Blas- und Saiteninstrumente raste, hob der Gott die Geliebte auf, die ihr Gesicht an seiner Wange verbarg, und entführte sie durch das Gezweige wie in ein verborgenes Brautgemach.

Jubelnder und ergriffener Beifall folgte ihnen; auch das hartgesottenste Herz war vor der Reinheit und feurigen Innigkeit dieses Spieles zerschmolzen, und in manchem Auge glänzte eine Träne. Da hörte man Donna Isabellas schneidende Stimme fragen:

Warum wurde denn das Stück von Unmündigen gespielt, hochwürdigster Herr?

Erwachsene wären ja zu deutlich geworden, murmelte der Molza, erstaunt über solche Verstandislosigkeit.

Wir wollten die Liebe nur im Gleichnis zeigen, nicht in der Darstellung, antwortete der Gefragte fein.

Julia streifte ihn mit einem warmen Blick.

Kann man die beiden Liebenswürdigen nicht sehen, um ihnen zu danken?

Auf einen Wink des Kardinals wurden die beiden Spieler hereingeholt. Sie knieten vor Julia nieder, Ascanio legte seinen Kranz zu ihren Füßen und wurde mit einer Schale Wein von ihrer Hand belohnt. Dann zog sie das reizende Mädchen, das in seiner Verwirrung noch immer reizender wurde, in ihre Arme und küßte ihm mütterlich Stirn und Wangen, wobei die schöne Ariadne tief errötete und die Herren des Kardinals bedeutsam blickten.

Nun hat Donna Julia den schönsten meiner Pagen geküßt, und das vor meinen Augen, lächelte dieser, nachdem er die Spieler mit seinem Lob und der Aufforderung, sich jetzt an die Erfrischungen zu halten, entlassen hatte. — Wie soll ich ihm das vergeben?

Ist Ariadne kein Mädchen? fragte sie ungläubig staunend.

So gewiß Bacchus keines ist. Sie sind sogar nur wenig im Alter verschieden. Wir fanden kein Mädchenkind, das so gut zu der Rolle gepaßt hätte. Aber laßt Euch den Kuß nicht reuen. Der Knabe ist noch unschuldig wie er aus dem Mutterleibe kam. Vielleicht wird Donna Julias Kuß wie eine Weihe mit ihm gehen und ihn lebenslang vor allem Schlechten und Niedrigen bewahren.

Die Damen staunten und lachten, das schöne Paar wurde ein zweites Mal herbeigerufen, aufs neue belobt und mit Konfekt belohnt. Inzwischen hatten die Diener Laternen in den Büschen

aufgehängt, denn die bläuliche Dämmerung begann leise herabzusenken, und die Schalen wurden frisch gefüllt. Die Gruppen hatten sich gelöst und anders gebildet, Paare plauderten abseits zwischen den Zweigen. Alle Stimmen klangen gedämpfter und alle Reden zarter, als wäre in Wahrheit etwas Göttliches vorübergestreift und hätte eine sehnsüchtige Zärtlichkeit und stille innere Bewegtheit zurückgelassen. Der Kardinal hatte eines der Blasinstrumente ergriffen, dem er mit seinen Lippen einen leisen, schmeichelnden Gesang entlockte.

Als Julia sich näherte, ließ er das Instrument sinken und sagte:

Warum hat die schönste Frau der Erde heute ein Gewand angelegt, in dem sie glänzt wie Beatrice im Paradies, als die Augen ihres Sängers sich vor ihr schließen mußten?

Ich kenne die schönste Frau der Erde nicht, war die Antwort, also kann ich Euch nichts von ihr sagen. Daß Julia Gonzaga heute ihre Trauer unterbrochen hat, geschah dem gütigen Festgeber zu Ehren. Habe ich es ihm nicht zu Danke gemacht?

Zu feurigstem Dank, wenn es ihm allein gegolten hat, — wenn keine andere Bedeutung sich dahinter birgt.

Was könnte das für eine Bedeutung sein?

Daß Donna Julia plötzlich ihrer einsamen Tage und Nächte überdrüssig geworden wäre und ihr Witwenkleid ganz von sich zu tun gedächte.

Woher diese Vermutung? Eure Herrlichkeit kennt mich und meinen Entschluß.

Weiß Donna Julia auch, daß, wenn sie um eines andern willen diesem Entschluß untreu würde, mein Leben verspielt wäre?

Warum wechseln wir so überflüssige Worte, erlauchter Herr?

Wenn sie überflüssig sind, so möge mir die Herrin vergeben und bedenken, daß Liebe einem edlen Rosse gleicht, das wohl mutig in feindliche Längen sprengt, aber auch vor dem kleinsten Schatten am Wege scheut.

Julia folgte der Richtung seiner Augen, die auf das aschfarbene Gesicht und die schwächliche Gestalt des Spaniers fielen. Da konnte sie sich des Lächelns nicht enthalten.

Es gibt Schatten, die so klein sind, daß ein edles Roß nicht vor ihnen scheuen dürfte.

Für dieses Wort, Donna Julia, möchte ich den Staub von Euren Schuhen küssen, antwortete er leidenschaftlich.

Allein jetzt trat Don Filippo, wie angezogen von den Blicken, die ihn gestreift hatten, zu den beiden heran, der Glanz ihrer Augen erlosch und das Gespräch wurde höflich kühl und allgemein.

Unterdessen hatte die bedrängende Süße des Abends in Isabellas Busen einen heimlichen Gärstoff erzeugt. Sollte sie denn ewig an den Triumphwagen dieser jungen Stiefmutter gespannt sein, der das väterliche Testament sie zu lebenslänglichem, kindlichem Gehorsam verpflichtete? Warum lebte sie überhaupt in Fondi? Wohin gingen die schönen Jahre? Sollte die Witwenschaft ewig dauern? Unruhig mahnte sie an den Aufbruch, weil schon die Sterne am Himmel stünden, und der bittende Widerspruch des Festgebers reizte nur ihren Eigensinn. Sie grollte Julia, als ob sie die Glücklichere wäre, und irgendwie grollte sie auch dem Kardinal, ohne sich zu fragen, warum. Gegen Don Filippo aber, der bei seinem kümmerlichen Außern auch ein so lässiger Werber war, empfand die Witwe des feurigen Rodomonte eine kaum verhohlene Verachtung.

Hestig ging sie voran, nachdem sie ihren Kranz abgerissen hatte, als könnte das schöne Fest nicht schnell genug aufgelöst werden, und ihr kleiner Hofstaat mußte ihr gern oder ungern folgen. Da der schlängelnde, bequeme Waldpfad, den sie heraufgekommen waren, sie ungeduldig machte, eilte sie nach wenig Schritten, ihr Gewand zusammenfassend, geradeswegs bergab, und alles, was jung und leichtfüßig war, ergoß sich hinter ihr über die gelichteten Waldbänge hinunter. Unter den letzten folgten Julia und Ippolito. Ein farbiger Diener eilte mit Windlicht voraus und beleuchtete

jeden Fleck, worauf sie traten, denn rasch begann jetzt der Abend zu sinken. Ihnen hatte sich der Fürst von Sulmona angeschlossen, aber wenn auch die Zwei nur redeten, was jedermann hören durfte, und nicht einen Zoll breit näher beisammen gingen als die Sitte guthieß, fühlte er sich doch als überflüssiger Dritter, der den Einklang in ihr Duo nicht finden konnte. Wo ein schmaler Ramm, auf den sie unversehens geraten waren, in rauhen, ungleichen Felsenstufen abfiel, mußte sich Julia von hinten mit gerastem Kleid auf Ippolitos Schulter stützen, während dieser ihr sorgfältig die Zweige abwehrte. Da blieb der Spanier unversehens zurück und kam erst unten im Thal in Isabellens Nähe wieder zum Vorschein. Die beiden bemerkten sein Verschwinden so wenig wie seine Gegenwart.

Bin ich nicht trotz allem dem Schicksal großen Dank schuldig, Donna Julia? Es hätte sein können, daß ich hundert Jahre nach Euch geboren würde. Wenn ich dann Euer Bildnis von der Hand Meister Sebastianos erblickte — es ist das einzige, das Euch gleicht —, so müßte ich es lieben und müßte vergeblich nach dem Urbild über die ganze Erde suchen, wie vielleicht irgendein Unglücklicher in fernen Zeiten suchen muß. Ich aber darf neben Euch gehen, Eure Stimme hören und die göttliche Nacht hält uns beide wie Geschwister umfaßt.

Eine schönere als diese ist noch nie unter dem Sternenhimmel hingegangen, antwortete Julia leise.

Fühlt Ihr, wie sie uns anhaucht mit dem Atem des Meeres und dem Duft ihrer Waldblumen? antwortete er, indem er langsamer ging, um den gemeinsamen Weg zu verlängern. Sie gibt allen Dingen eine Festigkeit. Hier neben unsren Füßen sind schwindlige Abstürze. Wir sehen sie nicht, Donna Julia, ich kenne sie nur, weil ich hier schon gejagt habe. Wenn Ihr sie sähet, würde Euch bange. So aber gehen wir gefahrlos und sorglos hin wie Geister der Nacht, das heilige Dunkel umgibt uns mit einer Brustwehr, wir lehnen uns an sie und treten sicher.

Julia hörte die Stimme des Freundes wie im Traum, ohne dem Sinn der Rede zu folgen. War er es, der sprach, oder sprach ihr eigenes Innere? Und wovon war die Rede? Von ganz anderem als die Worte sagten. Die Erde war nicht mehr, und die Stimmen vor und hinter ihnen kamen aus einer fremden Welt, sie beide aber schwebten wie befreite Geister im Raum, von Musik und Poesie zusammengetragen. Bis die Stelle erreicht war, wo Fackeln und Sänften auf die Damen, Rosse auf die Herren warteten, und beide mit schmerzhaftem Erwachen plötzlich wieder in ihrem Erdengewande dastanden, sie als Feudalherrin, er als Kirchenfürst, durch unübersteigliche Schranken voneinander geschieden.

✱

Mit auflösender, unentrinnbarer Gewalt lagerte jetzt der Spätsommer über Fondi und ringsum bedrängte die Campania felix mit dem Überschwang ihrer Fruchtbarkeit. So weit das Auge von den hohen Palastfenstern über die gartengleiche Ebene ging, sah es halbnackte Menschen bei der Ernte und Fruchtbäume, die sich bogen von ihrer Last. Die Straßen rochen nach jungem Wein, der in den Rufen gor, und nach Obst, das zertreten in den Gassen lag. Überwältigend duftete die neue Drangenblüte an den Spalieren neben der golden reifen Frucht, und verjüngte Rosenfülle schwankte üppig und leuchtend von den alten Mauern. In allen Ecken sah man verliebte Jugend, die sich suchte und fand nach dem ewigen Gesetze dessen, der Mann und Weib erschuf. Auch das Alter schützte nicht vor der süßen Torheit. Der gute Molza, jetzt wieder mit Mitteln versehen und bereit sie wegzzuwerfen, verspürte einen neuen Johannistrieb und war in die Netze einer wunderschönen Jüdin geraten, der er Hals und Ohren mit der Großmut seines Herrn behängte. Er verfaßte Sonette über die ehemalige Größe von Zion und das Jammerlos des Volkes, das den Erlöser geboren hat und dennoch heimatlos über die Erde streift. Die schöne Rebekka, die mehr seine Juwelen als seine

Verse schätzte, obwohl sie zu seinen besten gehörten, führte ihn aufs artigste an der Nase, in der stillen Hoffnung, durch ihn den Weg zu seinem Herrn zu finden, von dem es hieß, daß er für weibliche Annäherung nicht unempfänglich sei. Aber in Fondi sah er nur die eine. Auch hütete Molza den entdeckten Schatz wie ein Drache, nur Porrino war den phantastischen Sprüngen des Alten auf die Spur gekommen, und die beiden Dichter tauschten launige Epigramme über des Graubarts angebliches Glück. Die jungen Hoffräulein, vom Auge der Herrin behütet, senkten erblassend ihre Häupter wie Blumen, die am Verschmachten sind. Nur Julia selber trug das ihre aufrecht wie immer. Aber sie brach sich jeden Morgen den Schlaf, um vor Sonnenaufgang, wenn noch alles im Schlosse ruhte, zur ersten Messe in den Dom hinunterzugehen, der an die Palastmauer stieß, und dann noch lange an der Grabstätte der Colonnefen, neben denen auch ihr Rodomonte lag, zu beten. Sie fürchtete das auflösende Hindämmern und den Halbtraum der Morgenstunde. Und keine Stelle ihres Vaterunsers sprach sie mit solcher Inbrunst wie das Führe uns nicht in Versuchung. Denn seit dem Waldfest weinte etwas in ihrer Seele. Es hatte keine Worte, es klagte nur mit der Flötenstimme, die den Traum Ariadnes sang. Wie leicht war ihr die Haltung gefallen, in die eigener Wille und das Lob der Welt sie bannten, bevor es einen Ippolito für sie gab, und wie anders war es jetzt. Am schwersten, wenn er so wie beim Waldfeste all sein Funkeln und seinen festlichen Übermut von sich tat und nur die verwandten Saiten klingen ließ, die Zartheit des Dichtergemüths, die der andere Pol seines Wesens war.

*

Im Außenbezirk des Schlosses lag damals noch ein schöner Hain von Steineichen mit den Grundmauern einer alten Römervilla, die nach der Meinung der Gelehrten einst dem Petronius Arbiter gehört haben sollte. Wenn man im Boden grub, so fand man römische

Münzen aus den Zeiten des Nero und Tiberius, auch viele bemalte Terrakottascherben. Doch war von der einstigen Pracht um jene Zeit schon nichts mehr erhalten als Teile einer Brunneneinfassung, zwischen denen eine mächtige Quelle hervorsprudelte. Ein paar Säulensäulenstümpfe ragten noch, der Rest war Trümmerwerk, zwischen dem dichtes Myrten- und Arbutusgesträuch sproßte. Bei der Quelle stand jetzt eine schön geformte Steinbank für die Herrin. Das Gezweige hatte sie niederbiegen und mit den antiken Säulen zu einer reizenden, lustigen Laube verbinden lassen. Dorthin flüchtete sie, während die Hofgesellschaft in schwülen, verbunkelten Räumen ihre lange Siesta hielt. Unter dem betäubenden Sonnenjubiläum der Zikaden erwartete sie den feuchtkühlen Meerwind oder die frischere Luft, die des Abends von den Bergen strich. Ein Buch und eine Handarbeit sollten ihr abwechselnd die Zeit verkürzen. Allein zur Arbeit fehlte ihr die Ausdauer und was sie las, erschien ihr schal und farblos, daß sie es nach kurzem weglegte. Da war freilich das köstliche Miniaturenwerk, in dem sich der Lupe noch immer neue Entdeckungen darboten. Aber die Widmungsworte trieben ihr jedesmal das Blut schneller durch die Adern, und der Text sprach ihr nach dem Willen des Übersetzers von ganz anderen Dingen, als der alte römische Dichter meinte. Besser, sie nahm den kleinen Vespasiano, Isabellas Söhnchen, auf den Schoß, das hier seinen Spielplatz hatte und ihr, sobald sie erschien, am Kleide hing. Das Kind war ihr Schutz und ihre Zuflucht, wenn ihr vor den Stimmen des eigenen Blutes bange wurde, sie sah in ihm die Züge seines Vaters, um den sie nie aufhörte zu trauern. Dieser edelste ihrer Brüder war ihr Beschützer gewesen, so lange sie denken konnte, er hatte ihr die römischen Lehen zurückerobert, und durch die Rache ihrer Feinde war er so jung gefallen. Es ging schon ins dritte Jahr, die Tränen der Wittve waren getrocknet, aber im Herzen der Schwester blieb die Wunde frisch. Um des Toten willen ertrug sie die wechselnden Launen Isabellas, die ihr

das Leben nicht leicht machten. Ihr Alwise allein, der ruhmreiche Rodomonte, hatte ein brüderliches Herz für sie gehabt, während alle andern Glieder des Hauses nur den bequemen Gegenstand der Familienpolitik in ihr sahen. Noch sterbend hatte er in einem rührenden Kodizill zu seinem Testamente die Angehörigen gebeten, der einsamen Schwester eine Wiedervermählung zu ermöglichen, wenn die richtige Gelegenheit sich böte. Begehrte sie auch keine zweite Heirat, so dachte sie doch mit dankbarer Sehnsucht an den einzigen Menschen, der ihre Verlassenheit verstanden hatte. Und wie stolz war er auf seinen weißen, fleckenlosen Schwan, wie er die herrliche Schwester nannte, gewesen. Über dem Haupte des Knaben erneute sie sich den stillen Schwur, ihr Leben so zu leben, als ob es den Rodomonte noch zum Zeugen hätte, nichts zu tun, was sich vor den brüderlichen Augen verbergen müßte.

Es war ihr liebstes Lebensziel geworden, den Kleinen, der äußerlich so sehr dem Vater glich, auch innerlich zu dessen Ebenbilde zu erziehen. Ein Glück, daß sie nicht ahnen konnte, wie in diesem zarten Gonzagasproß das strenge Ehrgefühl des Rodomonte sich mit der wilden Rachsucht des Colonnese'schen Blutes zu künftigen dunklen Tragödien mischte. Das Kind war sehr begabt und frühreif, aber ebenso gewalttätig und herrschsüchtig. Es baute, so klein es noch war, Festungen im Sande mit einem Eifer und einer Geschicklichkeit, als ahnte es schon seinen späteren Ruhm auf diesem Gebiete; wenn sie ihm jemand unbedacht zerstörte, geriet er in sinnlose Wut. Er verlor nie ein Wort von dem, was Julia ihm aus seines Vaters Leben erzählte: wie stark und tapfer er gewesen, daß er ein Hufeisen in der Hand zerdrücken und eine fünffach geflochtene Schnur mit den Fingern zerreißen konnte. Nun wollte er zum hundertsten Male und mit denselben Worten seine Lieblingsgeschichte wieder hören, wie die Feinde des jungen Helden am Hofe von Madrid, da er noch zart und schwächling war, einen riesenstarken Mohren aus Mohrenland aufstachelten, daß er ihn zum Ringkampf auffordere, —

War er schwarz? unterbrach der Knabe, weil die Erzählerin diesen Umstand vergessen hatte.

Er war schwarz vom Kopf bis zu den Füßen. Und alle Herren und Damen und der Kaiser selber baten den jungen Helden, daß er die Herausforderung ablehne, weil noch niemand den schrecklichen Mohren bezwungen hatte. Dein Vater aber nahm den Handschuh auf, faßte den Mohren um den Leib und schmetterte ihn mit seiner gewaltigen Kraft zu Boden.

Siebenmal, ergänzte der Knabe atemlos.

Siebenmal warf er ihn zu Boden, bis er liegen blieb. Von da an hieß dein Vater der Rodomonte, das bedeutet: der, den niemand bezwingen kann. Und alle priesen den jungen Helden und der König von England schrieb an den Kaiser —

Hier unterbrach sie leises Klirren und ein Jubelruf des Kindes. Vor ihnen stand mit entzückten Augen der Kardinal. In der Hoffnung, die geliebte Freundin einmal allein ohne den Schwarm des Hofstaates im Freien zu finden, war er früher als sonst von seinem kühleren Itri durch die Sonnenglut herabgeritten, denn ihn kümmerte weder kalt noch warm.

Donna Julia wollte das Kind der Wärterin zurückgeben, um den Ankömmling nach Würden zu begrüßen. Allein er nahm es ihr ohne weiteres vom Schoß, denn er war ein großer Kinderfreund und stand in besonderer Gunst des Knaben, der sich sachkundigen Rat für das Festungsbauen bei ihm zu holen pflegte. Und nun begann ein wildes Spiel, wobei der Kleine bald auf dem Rücken des Hundes saß und zu Boden kollerte, bald hoch in den Armen des Gastes schwebte, als sollte er der jungen Frau, die erschrocken die ihren ausstreckte, durch die Lüfte zufliegen. Kein Fremder hätte bei diesem Schauspiel gezweifelt, ein junges Elternglück vor Augen zu haben. Von diesem Gedanken plötzlich befangen gemacht, bat Julia ihren Gast, das Kind der Wärterin zurückzugeben, weil es sonst zu wild werde und hernach nicht mehr zu bändigen sei, allein der Knabe klammerte sich

schreiend an seinen großen Spielgesellen. Am Ende stellte dieser den gelenken Kleinen auf seine Schulter und ließ ihn unter mancherlei Biegungen und Windungen an der schlangenhaften Schönheit seines Körpers niederklettern. Er dachte dabei an sein eigenes Spielkind, den kleinen Asdrubale, den eine dienende Frau ihm geboren hatte und den er abgöttisch liebte und aus der Masse verzog. Bei der lärmenden Fröhlichkeit entschwebten die zarteren Geister des Waldfestes, der Knabe lachte, die Wärterin schrie, der Hund bellte, Julia schalt, bis zuletzt Donna Isabella, die erwacht war, herschickte, den Knaben holen zu lassen. Der Ankömmling hob ihn noch einmal hoch und legte ihn dann zärtlich seiner Freundin in die Arme.

Jetzt aber kommt der Augenblick, wo die beiden allein bleiben oder nahezu allein, denn Sanzia, die Jose, schläft unter einem Eichbaum, das Gesicht im Grase, und atmet schwer.

Und nun sitzt der wilde Gast, auf einmal stille geworden, neben der Herrin auf der Steinbank, zwischen ihnen das aufgeschlagene Buch. Er nimmt es auf und blättert darin.

Habt Ihr je bedacht, erlauchte Frau, welche Geduld es mich kostete, alle diese Verse für Euch aneinander zu leimen?

Ich habe Eure Ausdauer bewundert. Aber Ihr werdet mir nicht einreden wollen, daß sie alle geduldig mit der Feder in der Hand am Schreibtisch verfaßt seien.

Donna Julia kennt mich zu gut, als daß ich je versucht sein könnte, ihr etwas einzureden, was nicht der Wahrheit entspricht. Ich gebe also zu, daß ein großer Teil davon im Sattel entstanden ist. Ich hoffe damit das Verdienst meiner Ergebenheit in Euren Augen nicht geschmälert zu haben.

Gewiß nicht.

Er schließt das Buch und legt es auf den Tisch, daß der Raum zwischen ihnen frei wird.

Ich habe in der That am Stillesitzen über den vatikanischen Geschäften genug; nur zu Pferde bin ich ganz ich selber. Zuweilen

kommt es wie ein Fieber über mich, daß ich einer der Zentauren sein möchte, die ehemals an diesem großgriechischen Gestade galopierten, Roß und Mann e i n Leib. Ich würde mir dann mit meinen Menschenarmen die Schönste wegfangen, sie im Schwung auf meinen Pferderücken setzen und fort mit ihr in meine Höhle im Geklüft!

Eure Höhle, erlauchter Herr, müßte fünfzig Gemächer haben, alle Böden mit Teppichen der Levante bedeckt, und Wände aus Mosaik und Lapislazuli.

Liebliche Bosheit, Ihr redet ja heute fast wie Donna Isabella. Wenn ich meine Höhle schmücke, kommt es doch der Schönsten, die ich darin einsperren will, zugute. Aber, Donna Julia, Scherz beiseite, glaubt Ihr wirklich, daß der äußere Schein mir das Glück bedeute? Wäre ich ein Beduine, so sollte mir mein Zelt mit meinem Pferd als Schlafgesellen ebenso lieb sein wie der Palast am Campo Marzio.

Nun seid Ihr aber kein Beduine, sondern der Mann, von dem sie sagen, daß er in Marseille durch seine Prachtentfaltung sogar Franz I. verblüfft und verdunkelt habe.

Ja, bei der Hochzeit meiner Vase mußte ich unser Ansehen vor der Welt retten, denn das Gefolge des Papstes nahm sich ohne mich und die Meinen wie ein Heer falliter Kaufleute aus; wenigstens behauptet das der Aretin, und er hat ausnahmsweise nicht ganz gelogen. Der heilige Vater ist ein sparsamer Mann. Er legte mir noch unlängst durch meinen Haushofmeister nahe, daß ich einen Teil meiner Hofhaltung aufgeben solle, weil ich solcher Menge von Leuten nicht bedürfe. Ich ließ ihm mit aller schuldigen Ehrfurcht vermelden, daß ich ihrer in der That nicht bedürfe, sie aber meiner. Wer sollte denn für Dichter und Künstler sorgen, wenn es ein Medici nicht tut? Außerdem sind wir Großen auch dem Volk, das unsere höheren Genüsse nicht teilen kann, eine Augenweide schuldig. Ihr solltet sehen, wie die halbe Stadt zusammenläuft, wenn ich meine Rothäute im Tiber nach einem

Goldstück tauchen lasse und die gelenken Leiber solange unter Wasser bleiben, bis mir selber bange wird, ob sie wieder auf- tauchen werden. Davon zehrt Rom wochenlang, wie zur Zeit Augusts von den Zirkusspielen. Wenn ich nur auf Tage die Stadt verlasse, gleich fühlen meine Quiriten sich ärmer. In Florenz wird es einmal nicht anders sein, dann werdet Ihr wissen, woru das alles gut war. Ich will wie mein Urahn Cosimo von mir sagen können: Wenn ich gehe, wer bleibt? Wenn ich bleibe, wer geht?

Es war das erstemal, daß er nach dem Gespräch im Schloß- garten auf die florentinische Sache zurückkam. Er ließ jedoch den Gegenstand gleich wieder fallen und drehte jeden Versuch, ihn dabei festzuhalten, in einen Scherz.

Dann blickte er ihr eine Zeitlang ganz nahe in die Augen.

Wißt Ihr, daß Ihr sehr zu bedauern seid, Donna Julia?

Warum?

Weil Ihr, gerade Ihr, das Allerschönste niemals sehen könnt. Ihr seht nicht das Lichtgestimmer in Euren dunklen Haaren wie das Schirokkomeer in der Dämmerung. Ihr seht auch nicht, was Unbeschreibliches in Euren Wunderaugen vorgeht, wenn Eure Lippen sich zu einer ganz kleinen, ganz holden Bosheit kräuseln wie kurz vorhin.

Ihr wollt heute, wie es scheint, kein einziges ernsthaftes Wort mit mir reden.

Ich hätte Euch manches ernste Wort zu sagen, allein Ihr wollt es nicht hören.

Wir Frauen sind in der That zu beklagen, entgegnete sie munter, um keine Pause aufkommen zu lassen. Sind wir häßlich, so beleidigen wir durch unser bloßes Dasein den Herrn der Schöp- fung, daß er keinen Blick für uns übrig hat, und wären wir noch so klug. Hat uns Gott aber ein leidliches Gesicht mitgegeben, so wird es Anlaß, daß er nicht wie ein vernunftbegabtes Wesen zu uns sprechen mag. Von Euch heißt es, Ihr hättet einen an allen

Lehren der Weisheit geschulten Geist, doch es gefällt Euch nur selten, ihn vor mir zu zeigen.

Aber Schönste, habe ich Euch denn nicht den Porrino abgetreten und den Molza beurlaubt, damit Ihr zusammen an die Quellen der Weisheit hinabsteigen könnt? Braucht Ihr dazu noch Unseren, dem Ihr schon längst mit Euren Augen das bißchen Vernunft ausgebrannt habt, das er vielleicht mit zur Welt brachte?

Nun sehe ich wohl, Ihr habt heute Euren schlimmen Tag. Entweder, Ihr hattet Unglück auf der Jagd, oder es ist Euch in der Frühe eine Spinne über den Weg gekrochen. Wenn Ihr so kraus daherredet, weiß ich immer, daß Euch an diesem Tage etwas fehlgegangen ist.

Donna Julia schaut durch mich hindurch wie durch Glas.

Er war wieder ein wenig weggerückt, und beide verstummten.

Dann begann er halblaut, nach dem Wasser horchend:

Wie die Quelle rinnt und rinnt und rinnt. Seltsam zu denken, daß schon Nero sie so rinnen und plätschern hörte. Und so wird sie nach Hunderten von Jahren rinnen und plätschern, wenn unser Staub in alle Winde geweht ist.

Ihr habt ganz recht, ich fühle es ebenso. Rinnendes Wasser mahnt wie rinnender Sand, daß unsere Tage vergänglich sind.

Die Vergänglichkeit möchte hingehen, sie ist Menschenlos. Aber daß man vielleicht von hinnen muß und nicht erreicht hat, wofür man geboren ward.

Edler Herr, mit so schwarzen Gedanken kannte ich Euch noch nie.

Er zeichnete mit einem Stäbchen allerhand Figuren in den Sand, dann sagte er, den Kopf erhebend:

Was mir heute begegnet ist, wollt Ihr wissen? Keine Spinne, göttliche Julia, sondern die spinnende Parze selbst. Ihr kennt den Rohrwald, wohin Ihr einmal vor Jahren die Gnade hattet, uns zur Jagd zu begleiten. Als wir den um Tagesanbruch erreichten, begann mein Pferd zu tanzen und wollte nicht mehr vorwärts.

Denn aus dem Röhricht stieg ein altes Weib — wenn es je einen Jägerschreck gegeben hat, so war es diese. Das Pergamentgesicht, die weißen Haare, das wacklige Fußgestell, kurz, das Alter in Person. Mit einer Hand schützte sie die blöden Augen vor der aufgehenden Sonne, in der anderen hielt sie die Spindel und unterm Arm den Rocken mit einem Flöckchen Wolle darauf, die wirkliche, wahrhaftige spinnende Parze. Meine Kavaliere hätten sie am liebsten zerrissen, kaum daß meine Gegenwart ihren Zorn im Zaume hielt. Ich ritt zu der Alten hin und sagte: Gute Großmutter, da du uns heute die Jagd verdorben hast und diese Herren so erbozt auf dich sind, daß du ohne meinen Schutz übel angekommen wärest, so weißsage mir zur Vergütung aus meiner Hand etwas recht Schönes, das binnen Jahresfrist eingetroffen sein soll. Und was sagte sie?

Nichts. Ihr Mund mummelte immerzu ohne ein Wort hervorzubringen. Aber sie trat vollends auf den Weg heraus und hart vor mein Pferd, daß es hoch aufstieg, und zeichnete mit der Spindel ein Kreuz auf den Boden.

Ich kenne die Frau, sagte Julia rasch, wie um die böse Vorbedeutung abzuwehren, denn wieder war ihr die kalte Hand ins Herz gefahren, die sie schon einmal gespürt hatte. Ich erkannte sie gleich an Eurer Beschreibung. Sie ist von Jugend auf schwachsinzig, treibt sich in den Wäldern herum, und das abergläubische Volk hält sie, wie alle diese Unglücklichen, für ein auserwähltes Wesen. Das Kreuz galt nicht Euch. Sie malt, wo sie steht und geht, Kreuze auf Türen und Wände, weil sie sich von bösen Geistern verfolgt glaubt.

Da er schwieg, wurde ihr Herz noch immer schwerer. Sie setzte sich etwas näher und sagte leise und bittend:

Oh, wenn es Euch einen Eindruck gemacht hat, dann solltet Ihr auf die innere Warnung hören.

Schon war sein Ernst verflogen und er schüttelte lächelnd das Haupt:

Donna Julia, die schwarze Pforte steht überall offen, bei Tag und bei Nacht, wo Menschen weilen. Es dürfte nicht anders sein. Das eben macht das Leben so berauschend schön, daß jeden Tag aufs neue darum gewürfelt werden muß.

Sie senkte das Haupt, ohne zu antworten.

Da war er dicht neben ihr und legte leise einen Arm um ihre Schulter. Sie wehrte der zarten Berührung nicht, aber plötzlich durchfuhr es sie wie der Schlag eines Zitterrochen, so heftig und jählings hatten sich zwei Arme um ihren Leib geschlungen. Ebenso schnell war sie entglitten und stand aufrecht ohne ein Zeichen von Schreck oder Zorn in der vollendeten Haltung einer Frau, die vornehm verzeihend über die Unschicklichkeit eines bewährten und geehrten Freundes hinwegsieht. Sie fragte nur um eine Schattierung förmlicher, ob Seine Herrlichkeit nicht lieber jetzt ins Haus eintreten möchte, um auch Donna Isabella zu begrüßen, die morgen ihre Reise antrete.

Er folgte ihr unmutig seufzend, während die Zofe, die jetzt plötzlich erwacht war, die zurückgelassenen Sachen zusammenraffte.

*

An diesem Abend wurden keine Reden gehalten und keine Lieder gesungen, der nahe Abschied lag beklemmend in der Luft. Ein ansehnlicher Teil der Hofgesellschaft sollte Isabella begleiten, der daran lag, mit soviel Glanz als möglich vor den Verwandten ihres Gatten aufzutreten. Auch Molza war darunter, er konnte die Reise mit einem Besuch in seiner Heimat Modena verbinden und hatte Isabellen in einem schwachen Augenblick sein Mitgehen zugesagt, für den Fall, daß ihm der Urlaub verlängert werde. Im stillen hoffte er freilich, sein Gebieter würde Einspruch erheben, aber er hatte nicht mit des Kardinals Gefälligkeit gerechnet, der keine Bitte Isabellas abschlagen wollte, und so sah er sich plötzlich ihrem Triumphzug eingereiht, den er ganz ohne Reigung mit seiner Gegenwart verherrlichen sollte. Das Bedauern kam zu spät,

er mußte wirklich mit und saß nun im Vorgefühl des Abschieds mit hängenden Flügeln recht kleinlaut da.

Die eingetretene Ebbe wollte ein ehrgeiziger, junger Literat benützen, um eine mitgebrachte Dichtung vorzutragen, aber Molza, der am letzten Abend keinem Fremden soviel Ehre gönnen mochte, fuhr dazwischen, indem er den fürstlichen Mäzen bat, aus seinem Gesang der Aeneide zu lesen, den Donna Julia immer eifersüchtig für sich allein behalten habe.

Wir haben unsere Herrin oft mit feuchten Augen über dem Buche gesehen und fühlten, daß ihr Herz mehr im Königshause von Troja als in unserer Mitte war, sagte er. Darum brennen wir vor Begierde, noch vor dem Scheiden gleichfalls dahin eingeladen zu werden.

Der Kardinal fand, es stünde ihm schlecht an, wollte er mangelhafte Verse durch mangelhaftes Lesen vor einer so gewählten Hörerschaft bloßstellen; allein die Ausrede wurde nicht angenommen, denn es verstand sich von selbst, daß an dem Lieblingsneffen zweier Mediceerpäpste nichts versäumt war, womit seine Erziehung ihre Auserwählten schmückt. Und als auch die Schloßherrin bat, mußte er sich bequemen. Zwei Riesenkandelaber mit armbüchsen Wachskerzen wurden hinter seinen Stuhl gestellt, und er nahm das Buch, das ihm Julia reichte, zur Hand, indem er seine Unlust unterdrückend etwas gezwungen sagte:

Wo Damen befehlen, kann kein Ungehorsam aufkommen. Ich bitte aber um Nachsicht, wenn ich von der Gegenwart der Schönheit verwirrt werde wie die unglücklichen Freier der Hippodamia und meine Sache schlecht mache.

Fangt nur an, erwiderte ihm Isabella. Wenn Ihr unsern Erwartungen fehlt, so wollen wir Euch zwar nicht mit spitzen Lanzen wie der böse König von Elis, wohl aber mit spitzen Zungen durchbohren.

Wir werden dazu keinen Anlaß haben, sagte Julia verweisend.

Der Medici begann mit den Worten des Aeneas an Dido:

Du heißest, Herrin, mich den Schmerz erneuen — und vergaß in der Wärme seiner eigenen Verse bald den Mißmut über Donna Julias allzustrenge Jugend. Er kam unter gespannter Teilnahme bis zu der Stelle, wo dem schlafenden Aeneas der tote Hector erscheint, um ihn zur Flucht aus der brennenden Stadt zu mahnen. Da schlich sich ein Diener auf den Zehenspitzen herein, um der Herrin flüsternd einen neuen Besuch zu melden. Sie winkte die Störung ab. Doch der feinhörige Kardinal hatte den Namen vernommen, ließ alsbald das Buch sinken und bat, daß man den Gast hereinführe.

Dieser erschien. Es war ein vornehmer florentinischer Kaufherr, der schon wiederholt durch Fondi gereist war, weil er von dem Gewaltherrscher seiner Vaterstadt, der sonst allen Verkehr seiner Untertanen nach auswärts beschränkte, die Erlaubnis hatte, seine Geschäfte in Neapel persönlich zu besorgen. Ippolito hatte ihn noch nie gesehen, wußte aber, daß sein Name bei den Häuptern der Verbannten trotz der Gunst des Herzogs guten Klang hatte.

Der Ankömmling begrüßte den hohen Gast mit Ehrfurcht und entschuldigte sich bei der Schloßfrau, daß er so spät noch störe. Er sei vor Torenschluß von Neapel eingetroffen, habe im Schloß noch Licht gesehen und nur schnell im Gasthof die Kleider gewechselt, um im Vertrauen auf Donna Julias bewährte Huld so spät noch Einlaß zu begehren.

Aber mein Unglück will, erlauchte Frau, daß ich den holdesten Empfang durch die unholdeste Botschaft vergelten muß. Wenn nicht der Postreiter aus Neapel einen Unfall erlitten hätte — er fiel zwischen Formia und Fondi in die Hände von Räubern — so brauchte ich Euch nicht mit der bösen Kunde zu überraschen. Was, den Postreiter angefallen? das ist ja unerhört. Was kann man denn einem Postreiter nehmen?

Seine Kleider und sein Pferd. Wir fanden ihn übel zugerichtet im Straßengraben.

Diese Strolche werden immer frecher, sagte der Kardinal. Ich muß mich wundern, daß der Vizekönig so die Zügel schleifen läßt. Aber die Nachricht, die Ihr uns bringen wolltet?

Nur heute keine Unglücksbotschaft mehr, fuhr Isabella dazwischen. Wir haben schon genug um den alten Priamus weinen müssen. Wartet bis morgen, damit wir wieder frische Tränen haben.

Erlauchte Frau, ich bin trostlos, Euch zu mißfallen, antwortete der Florentiner. Aber die Nachricht, die ich bringe, ist zu ernst, um sich ihr entziehen zu können. In wenig Tagen wird die ganze Christenheit davon erbeben. Um es kurz zu machen: der Barbarossa ist wieder da und brandschatzt die Küste, er sengt und heert, verbrennt Schiffe und Hafenplätze und schleppt mit sich, was er erraffen kann, Kostbarkeiten und Menschen.

Was! Der Korsar? Der Uredina? (So klang der Name Khair-Eddins, des Gefürchteten, im weichen Idiom Italiens. Gewöhnlich aber nannte man ihn mit seinem Zunamen Barbarossa.)

Derselbe, leider. Nur heute nicht mehr der gemeine Pirat an der Spitze von ein paar Kaperschiffen, der uns, Gott sei's geklagt, auch so schon Not genug gemacht hat, sondern als Großadmiral der gesamten türkischen Flotte. Er hat sich dem Sultan feierlich unterworfen und setzt unter Solimans Fahnen seine Raubzüge im großen fort. Jetzt ist er in Procida eingefallen und hat dort alles verwüstet, was er nicht mitnehmen konnte. Galeeren, die ihm zufällig im Golf begegneten, hat er ohne weiteres in den Grund gebohrt. Dann war er so frech, am Morgen nach der Tat mit mehr als achtzig Schiffen wie zur Parade hart an Neapel vorbeizufahren, um den Vizekönig zu verspotten. Ehe die Herren sich noch von ihrem Staunen erholt hatten und ihm ein paar Schüsse nachsenden konnten, schwenkte er schon und schwamm auf hoher See. Er soll wieder einmal soviel Gefangene bei sich haben, um alle Märkte der Barberei zu beschicken und die Harems sämtlicher Wesire mit Christenfleisch zu füllen.

Schreck und Kummer bemächtigte sich der Anwesenden bei der bösen Märe. Die einen hatten Freunde oder Verwandte an den heimgesuchten Orten, die anderen fürchteten für ihre eigene Sicherheit.

Gott sei uns gnädig, seufzte der Bischof. Nun wird auch an unserer Küste niemand mehr dem Herrn in Frieden dienen können. Seine afrikanischen Gefängnisse wimmelten zuvor schon von Tausenden von Christensklaven, die er mit teuflischer Grausamkeit behandelt. Und was haben wir je gegen ihn vermocht? Für die paar Schiffe, die ihm Andrea Doria versenkte, hatte er nach wenigen Monaten neue, bessere. Wer soll uns jetzt gegen ihn schützen, wenn er der Generalissimus des Sultans ist?

Der Podestà half ihm seufzen, tröstete sich aber persönlich mit der Erwägung, daß Fondi weit vom Meere entlegen und gut befestigt sei. Auch pflege Rhair-Eddin niemals da, wo man ihn etwa erwarten könnte, einzubrechen, sondern er stoße immer unversehens wie ein Habicht auf seine Beute.

Es ist die Schuld unserer beständigen Uneinigkeit, hieß es unter den Männern, hätten wir gleich damals, als er Messina verwüstete, eine tüchtige Flotte aufgebracht, um ihn zu jagen und zu vertilgen. Aber wir ließen den Genuesern die Sorge, die gaben dem Doria ein paar Schiffe, womit er des Schurken nicht auf die Dauer Herr werden konnte. Jetzt zahlen wir zehnfach, was wir damals sparen wollten.

Der Kardinal hatte mit gespannter Miene zugehört. Der alten Männer Schreck und Sorge war dem jungen strahlende Erfüllung. Besseres hätte der Rhapudan Pascha nicht für ihn ausdenken können, denn jetzt reifte seine Saat der Ernte zu. Schnell durchflog sein findiger Geist alle Möglichkeiten, die dieser furchtbare Vorfall für ihn mit sich brachte. Den maßlosen Schimpf konnte die Christenheit nicht ungesühnt lassen. Jetzt mußte seine erste Sorge sein, den mattherzigen Papst und das ganze schläfrige Kollegium wachzurütteln, daß sie alle christlichen Fürsten zu einem

neuen Kreuzzug aufriefen. Der Kaiser durfte bei dieser offenkundigen Verhöhnung seines Stellvertreters nicht untätig bleiben. Daß der Neffe des Papstes, ohnehin der kriegerische Arm des Vatikans, die päpstlichen Truppen führte, verstand sich seiner Hoffnungsstrunkenheit von selbst. Ein berausches Gesicht stieg vor ihm auf. Immer war der Kriegsruhm, nach dem er jagte, vor ihm hergestoßen wie die Fata Morgana. Denn die ungarischen Lorbeern, mit denen Molzas freigebige Muse ihn schmückte, hatte der Kaiser ihn gar nicht verdienen lassen, indem er den Feldzug vorzeitig abbrach und seine Heere ohne Entscheidung heimführte. Jetzt aber hoffte er dem Kriegsgott einmal tief in die blutunterlaufenen Augen zu schauen. Dieser Kreuzzug sollte sein Glücks- und Ruhmestag werden. Es genügte nicht mehr, dem Barbaren zur See eine Schlappe beizubringen, die Ehre erheischte jetzt, daß man ihn in seinem eigenen Hause aufsuchte, seine Gefängnisse zerbrach, alle gefangenen Christen im Triumph herausführte und das Kreuz an die Stelle des Halbmondes setzte. Das Kreuz! Das Kreuz! Heute früh hatte es die weißsagende Parze vor ihn in den Sand gezeichnet! Er hatte gestutzt, er hatte nicht verstanden, jetzt verstand er. Der Ruf des Schicksals, den er zu hören glaubte, durchrann den ehrgeizigen Jüngling vom Scheitel bis zur Sohle. Bisher hatte der argwöhnische Oheim, der seine Absichten auf Florenz durchschaute, es immer darauf angelegt, daß er dem Neffen niemals eine größere Streitmacht in den Händen ließ. Aber diesmal mußte er ihn schalten lassen. Und stand er erst einmal mit dem Schwert in der Hand als Sieger da, so steckte er es nicht wieder ein, bevor er sich damit den Weg ins Herz der Toskana gebahnt hatte.

Während diese Gedanken in ihm schafften, bemühte er sich, den Mut der Gesellschaft zu heben.

Es ist nicht anzunehmen, sagte er, daß der Großsultan den Piraten zum Rhapudan Pascha gemacht und an die Spitze seiner ganzen Seemacht gestellt haben sollte, nur um unsre Küsten zu brand-

schagen wie zur Zeit, wo er noch ein gemeiner Freibeuter war. Es steckt etwas ganz anderes dahinter. Wir wissen in Rom schon seit dem Frühjahr um die Zusammenstellung dieser Flotte und auch um ihren wahren Zweck. Ich habe einen maurischen Schützen in meinem Dienst, der ehemals unter dem Korsaren focht und der ihn auch auf seinem Unterwerfungszug nach Konstantinopel begleitet hat. Der bestätigte mir, was unsere Kundschafter von dort berichteten, daß es einen Handstreich auf Tunis gilt, das in die Gewalt Solimans und seines neuen Vasallen gebracht werden soll. Sie führen sogar den entthronten früheren Herrscher von Tunis mit sich unter dem Vorgeben, ihn in seine Rechte wieder einsetzen zu wollen, was ihre Sache in den Augen der Moslemin zu einer heiligen macht. Den unglücklichen Fürsten dürfte aber unterwegs schon ein schnelles Ende ereilt haben; sie sagen, er habe gebebt wie im kalten Fieber, als seine Gönner ihn an Bord führten. Wenn die Barbaren zuerst an unseren Küsten erschienen sind, so ist es ein Scheinmanöver, um den Bey von Tunis über ihre wahre Absicht zu täuschen, und es dürfte mit dem Handstreich auf Procida und was sonst mit untergelaufen sein mag, sein Betenden haben.

Hier wurde der Kardinal hinausgerufen. Als er nach längerer Zeit wiederkam, sagte er zu dem Florentiner:

Soeben hat mich die Bestätigung Eurer Nachrichten über Tri erreicht. Auch mein Eilreiter hat unterwegs mit dem Raubgesindel zu tun gehabt, er war aber gut bewaffnet und besser beritten als der Postkurier und konnte sich der Bande erwehren. Er versichert, daß er selbst die ganze Türkenflotte auf hohem Meere schwimmen und in südlicher Richtung verschwinden sah.

Des Herren Schutz sei mit uns allen, sagte der Bischof. Es ist ein wenig viel, was da auf einmal über uns kommt. Zu Lande die Banditen, von der See her die Piraten, die ebensogut wieder umkehren und neue Räubereien ausführen können. Wer steht uns dafür, daß wir nicht mit beiden zu tun bekommen? Wenn

Eure kriegerische Nähe nicht wäre, hochwürdigster Herr Kardinal, die Mut einflößt, so würde wohl heute nacht niemand von uns die Augen schließen.

Der Florentiner, der sich währenddessen von den Damen verabschiedet hatte, trat jetzt zu dem Medici.

Euer Erlaucht, Herr Kardinal, sagte er, ich nehme es als gute Vorbedeutung, daß ich das Glück habe, Euch hier zu begegnen. Mit dem Herzog von Nemours, Eurem seligen Vater, habe ich oft als Kind in Euren großväterlichen Gärten zu Florenz gespielt. Da hörte ich einmal den erlauchten Lorenzo zu meinem Vater sagen: er habe drei Söhne, einen unklugen — damit meinte er den unglücklichen Herrn Piero, der Euer Haus ins Verderben stürzte —, einen klugen — das war Seine Heiligkeit, der spätere Papst Leo, der es wieder aufrichtete, und einen guten — den edlen Herrn Julian, Euer Erlaucht zu früh geschiedenen Vater. Ich werde es meinen bedauernswerten Mitbürgern ganz leise sagen, denn auf lautem Sprechen steht der Tod, daß ich den Sohn des guten Medici in Kraft und Herrlichkeit blühen sah.

Sagt Euren Mitbürgern, die auch die meinen sind, daß ich ihre Geschicke immer zu tiefst im Herzen trage.

Der Florentiner verbeugte sich mit dem Ausdruck tiefster Ehrerbietung. Als er gegangen war, sagte der Kardinal:

Meine Gegenwart, von der der Herr Bischof die Güte gehabt hat zu sagen, daß sie Mut ausströme, darf ich leider angesichts der neuen Ereignisse nicht länger hier ausdehnen, denn jetzt werden in Rom Beschlüsse zu fassen sein. Ich muß mit meinen Herren in aller Morgenfrühe dorthin aufbrechen. An eine Gefahr für Fondi glaube ich so wenig wie der Herr Podestà. Die Stadt ist vom Meere entfernt und, soweit ich sehen kann, gut befestigt. Sie liegt in der Ebene, wo eine feindliche Annäherung von weither sichtbar sein müßte, weshalb sie nicht überrumpelt werden kann. Aber doch möchte ich raten, die Vorsicht nicht außer acht zu lassen.

Morgen wird wohl ein Teil der Besatzung Donna Isabella begleiten müssen —

Diese meinte, daß bei den Gefahren der Landstraße sogar eine stärkere Bedeckung als die ursprünglich geplante nötig geworden sei.

Der Kardinal lobte diese Vorsicht.

Dafür muß es aber meiner Freundschaft gestattet sein, auf Ersatz zu denken und mehr zu meiner eigenen Beruhigung als zu Donna Julias Sicherheit ihr einen Teil meiner Leibwache aus Istri herüberzusenden. Es sind zwar Ungläubige, aber treue Bursche von unbedingtem Gehorsam und unbedingter Zuverlässigkeit. Nur ihr Anführer, der zugleich als Dolmetsch dient, ist Christ. Sie ließen sich eher in Stücke hauen, als von einem Befehl, den sie empfangen haben, um Haaresbreite abzuweichen. Ich bitte, sie vor allem zum Schutze des Schlosses zu verwenden. Auch können sie die Herrin draußen auf den Wiesen vor der Stadt durch ihre Geschicklichkeit im Reiten und Schießen ergötzen, damit ihr Hiersein einen Zweck hat, denn ihre Tapferkeit werden sie hoffentlich nicht zu zeigen brauchen.

Er zog den Podestà in eine Nische und sprach eine Zeitlang halblaut mit ihm.

Daß ich's nicht vergesse, sagte er am Ende, laßt morgen in aller Frühe Euren Gefangenen außen vor der Stadt zu uns stoßen. Es kommen jetzt Zeiten, wo man für solche Menschen Verwendung hat.

Dann sprach er auch noch mit dem Kastellan über die Stärke der Befestigungen. Die Antwort war beruhigend, und Julia ergänzte sie noch durch die Versicherung, daß ihr Gemahl die Neubauten selber überwacht und daß ihr Bruder Rodomonte das ganze Schloß besichtigt habe, ehe sie als Wittve einzog.

Vor solchen Namen wäre jeder Zweifel Lästerei. Aber noch eins: an der Grenze des Kirchenstaats halten wir eine starke Küstenwache. Ihr Kommandant ist mir persönlich sehr ergeben.

Im Notfall, der nicht eintreten wird, könnte Ascan, den ich gleichfalls bitte hier lassen zu dürfen, dort Verstärkung holen. Er ist weit über seine Jahre gewandt, ein wahrer kleiner Satan, der sich überall durchbeißt, und wird sich auf die mannigfachste Weise nützlich zu machen wissen.

Darauf nahm er Abschied. Der Kastellan, dem die sarazenische Besatzung nicht gefallen wollte, fragte zögernd:

Glauben denn diese Leute nicht mehr an ihren Propheten?

Sie glauben an den Propheten, aber mehr noch an mich. Im übrigen laßt nur den Turmwart fleißig Umschau halten.

Wird es nicht für Euch selber bedenklich sein, die Reise ohne Eure gewohnte Schutzmannschaft zu machen? fragte Julia.

Ippolito lachte.

Das gäbe freilich einen fetten Fang, der Seiner Heiligkeit ein schönes Stück Geld kosten könnte. Aber seid ganz ruhig. Ich und meine Herren sind nicht so leicht abzufangen wie ein armer, verhungelter Postreiter. Und dann haben wir ja noch Euren Eisensresser, den Garofalo.

Er saß schon im Sattel und sprach die letzten Worte rückwärts gewendet, während der Verberhengst ungeduldig beim Schein der Fackeln unter dem schlanken Gebieter tanzte.

Die fliehende Nymphe

Ninfa, ove fuggi? E perchè 'l dolce viso
Guasti col pianto? Vuolsi aver più cara
Tanta beltà per lo cui chiaro grido
Vengono amiche a te l'armate squadre
Che tu fuggi nemica. Il santo amore
A te l'ha porte con l'aurate penne — —

*Muzio Justinopolitano a Monsignor Hippolito
Card. de' Medici La Ninfa fuggitiva.*

In Fondi war jene Stille eingetreten, die nach dem Abzug Geliebter und geehrter Gäste zu herrschen pflegt, wo die gewohnten Beschäftigungen nicht munden und jedes Ding seine Würze verloren hat. Das selbstbewusste Wort des Kardinals: Wenn ich gehe, wer bleibt? mußte die Schlossherrin an sich erfahren. Denn er hatte eine Leere zurückgelassen, in der es kaum noch mitsprach, daß seinem plötzlichen Ausbruch schon in aller Frühe der Ausbruch Isabellas mit dem größten Teil des Hofgesindes gefolgt war. Und doch kündigte sich bei dieser Abreise die Auflösung einer langen Lebensgemeinschaft an. War schon durch den frühen Tod des Rodomonte das zärtliche Einvernehmen der beiden Schwägerinnen allmählich abgefühlt worden, so hatte Isabella in den letzten Wochen durch ihr Betragen unmißverständlich ausgedrückt, daß sie es müde war, in Fondi die zweite Rolle zu spielen. Julia konnte nichts dazu, sie trug ihre Schönheit wie ein König seine Krone, die ihm auferlegt ist zu tragen in guter und böser Zeit; der Vorzug, den sie genoß, war von ihr selber nicht beansprucht. Die andere aber, die ihr Leben noch genießen wollte, nahm jetzt die Gelegenheit wahr, einer unvorteil-

haften Vergleichung zu entfliehen. Im letzten Augenblicke hatte sich dann Donna Julia noch entschlossen, auch ihren Sekretär dem Reisezug mitzugeben, daß er in Paliano, ihrem römischen Lehen, ein Geschäft für sie besorge. So hätte sie sich gerne eingeredet, daß es die Abwesenheit so vieler lieber Hausgenossen sei, die ihrem Fondi auf einmal die Seele genommen habe. Aber da war etwas in ihrem Inneren, das sich nicht mehr betrügen lassen wollte. In allen Räumen schwebte noch, zart aber unvertreiblich, ein feiner morgenländischer Duft, den Ippolito in Haaren und Kleidern zu tragen pflegte, er hing mit bedrängender Allgegenwart in Teppichen und Wandbehängen und jedem Gegenstande, den jener berührt hatte. Dieses schwebende, unfaßbare Etwas, das wie ein Auszug seines Wesens zurückgeblieben war, verursachte ihr eine körperliche Pein und zwang sie doch, es unersättlich einzuatmen. Sie suchte sich selbst und fand sich nicht, sie suchte ihren Gott und fand ihn nicht, die Religionsübungen, denen sie sich hingab, hatten keine erlösende Macht. Sogar um ihren Betstuhl hauchte der Duft, der sie am Irdischen festhielt; er war mit dem Miniaturenwerk ins Schlafgemach gekommen. Seit die gefährliche Gegenwart nicht mehr allen Widerstand in ihr aufrief, sprachen auch die inneren Stimmen viel lauter für ihn und erinnerten sie, was ihr Leben wäre, wenn es nicht mehr von dieser ritterlichen Liebe getragen würde. Wieviel Gutes hatte sie schon durch ihn getan, wie vielen geholfen. Wie manches Unheil wurde durch seine unbedingte Willigkeit, ihr zu dienen, abgewendet. Das bezeugte wieder einmal der Vorfall mit dem Garofalo und mehr noch der Anblick der saragenischen Leibwache im Schloßhof, die zwar der mißtrauische Kastellan nicht mit günstigen Augen ansah, die sich aber viel ernster und gesitteter benahm als ihre eigenen lärmenden Untertanen.

Als sie auf der Treppe dem jungen Pagen begegnete, der die Leute aus Itri hergeführt hatte, blieb sie freundlich bei ihm stehen. Es war derselbe, der bei dem Waldfeste den Bacchus spielte, ein Sohn

aus edlem Hause, schön und wohlerzogen. Wie er mit tiefer Ehrfurcht vor ihr stand, erinnerte er in der Anmut seiner Haltung an den Gebieter. Ohne ihm in den Zügen zu gleichen, hatte er Mienenspiel und Bewegungen von ihm angenommen, so daß man seiner nicht ansichtig werden konnte, ohne an jenen zu denken. Donna Julia fragte ihn, ob er Schach spiele. Ascan bejahte. Aber als er dem unbegreiflich schönen Gesichte am kleinen Schachtisch gegenüber saß und ihre Finger, die selber wie aus Elfenbein geschnitten waren, die elfenbeinernen Figuren schoben, da wußte er den Läufer nicht mehr vom Springer zu unterscheiden und wagte vor Herzklopfen kaum den Blick zu erheben. Denn Donna Julia lächelte ihn viel holdseliger an als jemals seinen Herrn, da sie ihn seiner großen Jugend wegen für einen noch ganz unschuldigen Knaben hielt. Ascanio war gewiß genug, um zu begreifen, daß dieses Lächeln eigentlich einem anderen galt, von dessen Wesen er den prägenden Stempel trug. Aber als ihm beim Niederstarren auf das Schachbrett eine schwere Haarlocke über die Augen fiel und Julia keinen Anstand nahm, sie ihm mit eigener Hand aus der Stirn zu streichen, mußte er sein Herz festhalten, um ihr nicht aufschluchzend zu Füßen zu stürzen.

Der Bischof, der ihr ein treu ergebener Freund war, widmete der Einsamen täglich eine Stunde. Mit seiner feinen Seelenkenntnis ging er in schonendem Bogen um ihren inneren Zustand herum, indem er ihr auf seine Weise praktisch zu helfen suchte.

Der Schirotto brüte wie eine Pest in der Ebene, sagte er, und werde ohne Zweifel Fieberdünste aushecken. Wäre es da nicht gut, wenn Donna Julia sich rechtzeitig zu einem Ortswechsel entschloße? Wer weise sei, sollte auch niemals allein auf einem verödeten Freudenplage zurückbleiben. Nach den genossenen, unvergeßlich schönen Tagen werde es allen schwer werden, in den Alltag zurückzukehren. Für sie aber sei der Ausfall zu groß, da sie auch das Kind verloren habe, das seit seiner Geburt mehr ihr als der Mutter gehörte. Er habe vor kurzem einen Tag in

kirchlichen Geschäften in ihrem schönen Vallecorsa verbracht, das sich nach dem Angesicht seiner Herrin sehne. Dort wäre sie in der reinen Gebirgsluft vor Fieberdünsten und Kriegslärm sicher, die Abwechslung, die eine große Freundin sei, würde ihr Gemüt angenehm zerstreuen, und die Sarazenenwache, deren man dort nicht bedürfe, könnte zu ihrem erlauchtem Gebieter zurückkehren.

Donna Julia dankte ihm und versprach den Vorschlag zu erwägen. Das Colonnese'sche Lehen Vallecorsa, das nahe der Grenze auf römischem Boden lag, war ihr sonst der angenehmste Sitz während der Glut des Spätsommers. Jetzt aber graute ihr vor der noch tieferen Einsamkeit und der noch leereren Leere der großen Wälder. In Fondi hatte wenigstens noch jeder Gegenstand eine lebendige Seele; der Anblick des Pagen weckte die Vorstellung, als könnte der Herr noch jeden Augenblick hereintreten. Dort in dem Bergschloß war alles stumm und tot. Auch ihre Damen fanden ohne die Gesellschaft der Kavaliere wenig Reiz an einem Landaufenthalt. So trug man sich zwar mit dem Gedanken einer Übersiedlung, traf aber keine ernstlichen Anstalten zum Aufbruch.

Eines Abends führte der Bischof einen auf der Durchreise befindlichen vornehmen Kastilianer ein, der mit den feinsten Weltformen einen tiefglühenden religiösen Ernst und eindringende theologische Studien verband und der bestimmt war, unter der hohen neapolitanischen Gesellschaft als Reformator des Glaubens schon in einer nahen Zukunft zu wirken und Julias geistlicher Führer zu werden. Man sprach von den Uebeln, die den Leib der Kirche zerrissen, und die Rede kam bald auf die lutherische Bewegung, die schon den ganzen Norden durchdrungen und statt zu einer Heilung des kranken Leibes zu seiner Zerreißung geführt habe. Beide Herren waren darüber einig, daß die Ursache der Abkehr in Rom selber, in der Ungeheuerlichkeit seiner Mißbräuche zu suchen sei, vor allem auch in dem von oben geduldeten barbarischen Aberglauben, der von den Kanzeln gepredigt werde.

Da wir von Aberglauben sprechen, sagte der Bischof, der gerne das Gespräch, wenn es sich auf die Schattenseite verlor, in den Sonnenschein des Weltbelächelns zurückführte, so möchte ich mit Madonnas Erlaubnis davon ein hübsches Stückchen aus meiner eigenen Jugend zum besten geben. Unter der Regierung des Herrn Ludovico Sforza brach in meiner Vaterstadt Mailand eine furchtbare Pest aus, die im Lauf weniger Monate zahllose Opfer forderte. Alle Bande der Ordnung rissen, der Hof verließ die Stadt und vermehrte dadurch die öffentliche Unsicherheit; die einen ergaben sich unsinnigen Ausschweifungen, um das bedrohte Leben noch auszukosten, die anderen, aus Furcht vor zeitlichem und ewigem Tode, lebten in stumpfer Verzweiflung vor sich hin. Da verkündigte ein Minoritenbruder von der Kanzel die tröstliche Botschaft, daß im Traume der heilige Franziskus zu ihm gekommen sei und ihm geboten habe, dem Volk von Mailand zu sagen, wer sich die Lenden mit einem Strick nach Art des seinigen umgürte, dessen werde er sich annehmen, daß er nach seinem Tode nimmermehr den Höllenflammen ver falle, sondern höchstens dem Fegfeuer und auch dem nur für kurze Zeit. Denn er, der Heilige, habe von Gott die Gnade erlangt, einmal im Jahr herabzusteigen und seinen Lendenstrick ins Fegfeuer niederhängen zu dürfen. Wer nun von den Seinen, der durch die Umgürtung kenntlich sei, sich an dem Strick festklammere, den werde er unfehlbar zu sich ins Himmelreich hinaufziehen. Soviel Arbeit hatten die Seiler von Mailand nie zuvor gehabt, wie nach dieser Predigt: die ganze Stadt umgürtete sich mit dem Strick. Ich war nicht klüger als die anderen und legte mir gleichfalls einen zu; doch muß ich zu meiner Entschuldigung sagen, daß ich fast noch ein Knabe war. Ich brauche nicht zu erwähnen, daß nun zwar die Gemüther nach einer Richtung beruhigt waren, daß aber andererseits die Ausschweifungen und Gewalttaten eher zu als abnahmen, denn alle verließen sich für den Sterbefall auf ihren Strick. Nun lebte damals in Mailand ein Dominikanerprediger, ein strenggläubiger

Mann und sehr gelehrter Theologe, dem die unsägliche Dummheit und barbarische Unwissenheit seiner Landsleute schwer zu schaffen machte. Lange besann er sich hin und her, wie er ihnen beikommen und sie von dem Glauben an die seligmachende Kraft des Lendenstricks befreien möchte. Da er ein großer Menschenkenner war und wohl wußte, daß man dem Irrwahn nicht mit der Vernunft beikommen, sondern den Teufel nur durch den Beelzebub, eine Erfindung mit einer andern austreiben kann, sann er am Ende folgende List aus. Er ließ unter der Hand verbreiten, daß er am ersten Fastensonntag im Dome predigen und den Zuhörern eine Nachricht geben werde, die für jedermann, hoch oder niedrig, alt oder jung, von gleicher Wichtigkeit sei. Die Herrschaften hier kennen alle entweder aus eigener Anschauung oder aus der Beschreibung die Größe des Mailänder Doms; Sie wissen also, was es besagen will, daß das Riesenschiff jenes Tages bis in den letzten Winkel gefüllt war und daß die Leute sich noch draußen vor der Domtür drängten.

Meine lieben Mailänder, begann der Dominikaner, ich habe euch eine Mitteilung zu machen, die ich lieber für mich behielte, weil ich weiß, daß sie euch vielen Kummer bereiten wird. Aber sie ist andererseits solcher Art, daß ihr sie nicht schnell genug erfahren könnt. Ihr erinnert euch des ehrwürdigen Franziskanerpredigers, der euch die frohe Botschaft brachte wegen des Lendenstricks; ihr alle habt euch ja sogleich mit dem Strick umgürtet. Ihr tatet wohl daran. Ich selber schickte zum Papst nach Rom um einen Dispens, damit auch ich, obwohl ich einer anderen Regel zugehöre, den Strick tragen dürfe. Aber denkt euch, was mir geschah. In einer der letzten Nächte erschien mir ein Engel, faßte mich bei der Hand und sprach: Komm. Er führte mich ins Freie, als plötzlich der Boden zu meinen Füßen unter heftiger, erdbebenähnlicher Erschütterung weit auseinanderklaffte und ich hinuntersah in den Ort der Pein. Der war durch das große Sterben der letzten Monate so angefüllt von armen Seelen, daß es schien, als ob gar

keine weiteren Platz hätten, doch es kamen noch immer neue nach. Jetzt ging aber auch schon der Himmel auf, und zwischen goldenen Wolken schwebte mit unsäglicher Glorie angetan der Seraphische Vater hernieder. Er löste seinen Gurt von den Lenden und ließ ihn lang hinunterhängen, damit er die, welche er in gleicher Weise umgürtet sähe, zu sich heraufzöge. Es war aber derer, die sich festklammerten, eine solche Anzahl, daß der heilige Franziskus zuletzt nicht mehr wußte, wie er sie halten sollte, er bog sich weit vor, um mit aller Kraft zu ziehen, da kamen ihrer noch immer mehr, und sie hätten ihn zu sich herabgerissen, was doch nicht anging, weil der verklärte Leib des Allerseligsten Vaters den Ort der Buße nicht betreten darf. So blieb ihm nichts übrig, als den Strick mit allem, was daran hing, loszulassen. Der fiel ins Feuer, wo er hochauf flammte und alsbald in Nichts verging. Also, meine Lieben, fuhr der Prediger fort, könnt ihr euch in Zukunft nicht mehr auf den Strick verlassen, sondern nur darauf, daß ihr nach Gottes Geboten lebt und einen Wandel führt, wie es frommen katholischen Christen zukommt. — An diese Worte knüpfte er noch eine feurige Bußpredigt, mit deren Inhalt ich die Gesellschaft verschonen will, weil ein jedes ihn sich selber denken kann. Jenes Tages wurden vor der Domtür nicht weniger als fünftausend weggeworfene Stricke gezählt — der meinige lag auch darunter —, gar nicht zu reden von den unzählbaren anderen, die noch nachträglich in allen Straßen aufgelesen wurden.

Die Damen lachten herzlich zu der Erzählung, die der Bischof mit dem ihm eigenen feinen Lächeln vorgetragen hatte. Nur der Kastilianer blieb ernsthaft. Er gehörte zu den Menschen, die niemals lachen, weil sie ganz von einer Vorstellung beherrscht sind.

Ich muß mich fragen, sagte er, ob nicht von besagtem Wunderstrick eine gerade Linie herüberführt zu jenem anderen, den ein gewisser deutscher Landsknechtsführer auf dem Zuge nach Rom bei sich trug, um, wie er sagte, Papst und Klerisei daran zu hängen. Und vielleicht befindet sich auf der Mitte der Linie der Strick

Eures Dominikaners, der, statt das unselige Volk aus dem Abgrund des Aberglaubens herauszuziehen, es, wenn schon mit guter Absicht, noch tiefer hinunterstieß.

Der Bischof zuckte die Achseln und wendete das Gespräch, denn es ist für den, der sich gewöhnt hat, aus der Höhe einer stillen, wohlwollenden Weltverachtung auf den menschlichen Unverstand hinabzulächeln, immer unbehaglich, wenn er sich zu sittlicher Empörung über diese ihm längst bekannte Erscheinung aufgefordert sieht. Er war eine von den ausgleichenden Naturen, die mit den Weltkindern weltlich und mit den geistlich Gerichteten in mäßigem Grade geistlich sind, dabei aber fest auf eigenen Füßen stehen. Für seine Person hielt er sich an Seneka, der half ihm durch Wirrnisse und Schrecken seiner Zeit. Für ein suchendes Frauengemüt aber war seine Welt nicht reich und schenkend genug. Darum fand Donna Julia bei seiner Philosophie, die nur auf Umgehung der Ubel gerichtet war, weder Anlehnung noch Erhebung, deren sie bedurfte, und noch viel weniger einen Ersatz für das Versagte. Der Fremde, das fühlte sie, hatte ihr mehr zu geben, und er seinerseits war von der sanften, hoheitsvollen Trauer ihres Wesens bei so glänzender Jugend völlig hingerissen.

Diese Frau, äußerte er auf dem Heimweg gegen den Bischof, verdiente die Königin des Erdkreises zu sein, denn ihre innere Schönheit übertreffe noch die äußere.

Aber ihr war die dunkle Glut seines Eifers fremd. Seine Gedanken fielen in ihr Herz wie Samen, der zunächst liegen bleibt und erst zu keimen beginnt, wenn die Herbstregen das Erdreich durchweicht und gelockert haben.

*

Weiche, mondlose Nacht über Ebene und Meer. Undurchdringliche Dunkelheit am Gestade. Nur die Schirokkowelle gab im Umschlagen ihren Phosphorschein, und im weiten Bogen der Küste

blitzten die Lichter der einsamen Warttürme. Da kam es schnell mit lautlosen Rudern und abgeblendeten Lichtern von Süden her. Und bevor nur ein menschliches Auge die Umrisse der Barbarenschiffe erkannt hatte, fuhren sie schon an dem bequemen Strande von Sperlonga an und entließen eine Horde von Teufeln. Unter betäubendem Gebrüll, das den Schrecken vermehren sollte, machten sie die kleine Hafenbesatzung nieder und fielen mit Mord und Brand über das auf einem Felsenvorsprung gelagerte, nur schwach befestigte Sperlonga her; beim roten Schein der Feuerbrunst plünderten und schändeten sie, was ihnen in die Hände fiel, und schleppten die unglückseligen, im ersten Schlafe überraschten Einwohner gebunden nach ihren Schiffen. Auf diesen sind jetzt plötzlich Lichter aufgeflackert, die die grellbunten Segel und die Standarten mit dem Halbmond erkennen lassen und die schaurige Szene erhellen. Am Strande steht der Barbarossa selbst mit dem wilden Flammenbart, von dem er den Namen hat. Er wettert und flucht und haut mit dem Säbel unter die Brandstifter, denn das Feuerzeichen, das die losgelassene Rotte aufgesteckt hat, war nicht in seiner Absicht. Er hat außer dem Raubzug an der italischen Küste, der den Angriff auf Tunis verlarven muß, noch einen zarten Auftrag mitbekommen, der in Stille und Dunkelheit ausgeführt sein will. Der Rhapudan Pascha hat versprochen, die schönste Frau der Erde in Solimans Harem zu liefern: mit Julia Gonzaga soll der neue Vasall die Gnade seines Gebieters bezahlen. Auf dem Admiralschiff wartet ihrer schon eine bequeme Koje, denn die Sultansbraut soll mit Auszeichnung behandelt und nicht mit gemeinem Christenvieh zusammengepfercht werden. Der Barbarudsch weiß, was sich schickt. Trotz seinem piratenmäßigen Äußeren kann er, wo es ihm paßt, einer der verbindlichsten Menschen sein. Die künftige Favoritin seines Herrn soll sich nicht über ihn zu beklagen haben. Er wäre ja mit seinen sechsundsechzig Jahren selber auch kein Kostverächter, aber die Erkorene seines Herrn will er wie ein Heiligtum behüten. Viel-

leicht wird sie es sein, die dem alten Osmanenreich den Erben schenkt, da empfiehlt es sich, ihr von vornherein mit aller Zartheit zu begegnen. Der alte Korsarenfürst dachte an die Herrin von Fondi mit dem Wohlwollen eines Pferdezüchters für eine edle Stute. Dazu kam noch der besondere Spaß, dem Neffen des Papstes die schöne Beute wegzukapern, ein Streich, vor dem ihm sein altes Piratenherz im Leibe lacht. Denn der Klatsch der Höfe dringt überall hin, auch in Konstantinopel weiß man von der unglücklichen Leidenschaft des Kardinals Medici zu Julia Gonzaga. Die Bilder, die dieser von ihr anfertigen ließ, hat der türkische Gesandte seinem Herrn mit solchen Worten geschildert, daß der Sultan darüber den Schlaf verlor; der feine Frauenkenner Soliman hat geschworen, daß er gerne seinen ganzen Harem hergäbe für diese Eine. Wenn ein Sultan den Schlaf verliert, hat sein Vasall die Pflicht, ihn ihm wieder zu schaffen. Rhair-Eddin sah die Zeit voraus, wo die Entführte ihm danken würde, daß er der läppischen Witwenschaft ein Ende gemacht hatte, denn Soliman war ein stattlicher und ritterlicher Herr, der es an persönlichen Vorzügen mit jedem Christenfürsten aufnehmen konnte. So schickte er sich an, mit Mauerbrechern, Sturmleitern und Handgranaten für seinen Herrn zu werben. Seltsame Maschinen und Gerüste auf Rollen wurden ausgeladen; alle Neuerungen der Ingenieurskunst waren in des Barbaren Besitz, der ja selber auf diesem Gebiete zu den ersten Erfindern der Zeit gehörte. Er wußte auch in den Mauern von Fondi Bescheid; längst hatte ein christlicher Renegat ihm alles Wissenswerte mitgeteilt. Er wollte nur den Neumond abwarten, um ungesehen heranzukommen. Aber die mondlose Schirokko nacht, der ein kurzer Regenguß vorangegangen, war ihm ebenso lieb. Und da hatte ihm nun das viehische Schiffsvolk den roten Schein angezündet, der leicht alles verderben konnte!

Zwei christliche Rudersklaven, denen man die Ketten abgenommen hatte, wurden mit ausgeschifft. Es waren Eingeborene dieser

Küste; der Barbarossa hatte ihnen die Freiheit und eine Belohnung versprochen, wenn sie ihn unentdeckt vor die Mauern von Fondi führten. Die Gefangenen ließen sich nicht zweimal bitten, sie brachten den Piratentrupp mit dem Piratenkönig an der Spitze durch die Strandwaldung, die noch von Römerzeiten her der Salto heißt, in drei Stunden vor das östliche Stadttor. In Fondi blieb bei ihrer Annäherung alles dunkel und stille.

Warum steigt denn der Bergfried so himmelhoch über die anderen Türme empor, wie um den Arkturus zu küssen, wenn er seine junge Herrin nicht schützen kann? Schon von seinem ersten Umgang mußte man den Brand von Sperlonga, der den südlichen Himmel rötet, sehen. Der Turmwart wohnt aber zwischen den höchsten Zinnen, wo die Aussicht unbegrenzt ist, kein Falk im ganzen Umkreis horstet höher. Dieser Dienst, der vor allem scharfe Augen und ein waches Hirn erfordert, ist vor kurzem an den flinken Tommaso, den Sohn des Kammerdieners, übergegangen. An den Augen des jungen Menschen hängt jetzt Julias Geschick. Aber diese Augen sind geschlossen, Tommaso schlummert friedlich in den Armen der Sanzia. Er hat versprochen das Mädchen zu heiraten, und seit Wochen hat er einen Weg durch die Lüfte eingerichtet, der den pflichtvergessenen Wächter nächtlich aus einer Luke des Turmes vor des Mädchens Fenster führt. Zu Vespasianos Zeit wäre das dem Verwegensten nicht in den Sinn gekommen, aber Frauenhände halten die Zügel der Regierung lose. Nur ein Gast des Schlosses, der junge Ascanio, hatte das Geheimnis entdeckt. Er war bei den häufigen Besuchen seines Herrn schon seit längerer Zeit um das hübsche Mädchen gestrichen, in dessen Augen er Gewährung zu lesen glaubte. Und eines Nachts, als es besonders spät geworden war, hatte der hübsche Edelknecht sich in ihr Zimmer geschmuggelt, war auch von ihr weiblich abgeküßt worden, da kragte es plötzlich draußen vor dem Fenster, das in schwindelnder Höhe über dem Graben lag, und er wurde schnell von der Erschrockenen aus der Tür gestoßen. Des anderen Tages

hatte sie dann mit neuen Küffen seine Verschwiegenheit erkaufte und ihn vertröstet: übers Jahr werde er ja wieder nach Fondi kommen, wohin sein Herr den Weg so gut kenne; wenn sie bis dahin verheiratet und dem jungen Herrn ein Bart gewachsen sei, so wolle sie alsdann nicht mehr spröde sein. Der Knabe hatte aus Leichtsinne geschwiegen und damit, ohne es zu bedenken, Julias Sicherheit preisgegeben.

Mit einem Male erhob sich in der Stadt ein mörderliches Geschrei, ein Rennen und Toben mit Geheul der Sturmglocken. Eine Anzahl Sarazenen war leise mit Scherenleitern auf die Mauer geklimmen, die Besatzung war erwacht und hatte die Eingedrungenen theils wieder hinabgeworfen, theils vollends hereingezogen und getödtet. Da dieser Streich mißlang, wurde das östliche Thor mit einem Widder von neuester Erfindung berannt, dessen Stöße das ganze Stadtviertel weckten. Die Einwohner eilten zu den Waffen, Brandpfeile flogen von außen in die Stadt, Solimans flammende Liebesboten. Seit den Tagen, wo vor Troja um die spartanische Helena gekämpft wurde, hat man solch feurige Werbung nicht mehr gesehen. Gebt Julia Gonzaga heraus! heischen die Brandgeschosse. Nein! donnert die große Kartaune vom Ostthurm. Aber sie donnert es nur ein einziges Mal, denn gleich darauf ist sie von den eingedrungenen Ungläubigen mundtot gemacht. Und nun beginnt das Gemetzel in den Straßen, die zum Schlosse führen. Die Wache am äußeren Palastthor wird überwältigt, das Thor genommen, wie ein Strom ergießt sich die Feindesgewalt in den inneren Hof, darunter der Barbarossa selbst mit den tapfersten seiner Leute. Diesen sind die strengsten Verhaltungsmaßregeln eingeschärft. Wer die Herrin von Fondi nur mit seinem Blicke berührt, ist des Todes. Der Begler-Beg wird sie in Person gefangen nehmen, und wehe dem, der nicht die Stirne tief senkt, wenn die Braut des Königs der Könige vorüberkommt.

In seinem levantinischen Sprachgemisch aus fränkisch, spanisch und griechisch, das an der ganzen Küste des Mittelmeers ver-

standen wird, redet er die Besatzung an: Kein Tropfen Blut soll fließen, gebt nur die Herrin heraus. Wir wollen auch ihr kein Leides tun, wir schwören beim Propheten, daß sie mit aller Achtung behandelt werden soll und daß sie den höchsten Ehren entgegengeht.

Die tapferen Türken des Kardinals sind die ersten, die sich widersetzen, und die letzten, die standhalten. Sarazenen fechten wider Sarazenen, die kleiner werdende Schar wird kämpfend gegen die Palasttreppe gedrängt, wo sie alle stufenaufwärts hintereinander fallen, und über ihre Leiber geht es die innere Treppe hinauf.

Julia schlief in dem sogenannten Neuen Schloß, das aber auch schon alt war und mit einem Flügel an den Hauptturm stieß. Ihr Schlafgemach lag auf der von der Stadt abgekehrten Südseite, wo die Außenmauer des Schlosses die mächtig erhöhte und unzugängliche Fortsetzung der niedrigeren Stadtmauer bildete. Der Blick ging über den Graben weg auf die weite, nächtliche Ebene hinaus. So drang das hundertfache Klirren und Dröhnen der kämpfenden Stadt nur wie ein unverständliches und gleichmäßiges Geräusch herüber, und der Schein der Feuerkugeln, die noch immer vom Osttor in die Straßen flogen, war von hier nicht sichtbar. Nur der Donnerschlag der Kartaune hatte sie geweckt. Allein sie hielt ihn für eine Fortsetzung des abendlichen Gewitters und schlief gleich weiter. Doch es war wie ein seltsames Leben um sie her. Aus dem Miniaturenbuch, das neben dem Bette lag, durchzog der wohlbekannte Duft den Raum und rief das immer nahe Bild des Gebers herbei. Sie meinte wieder seine Stimme zu hören, wie er zuletzt aus der Aneis las. Und mit der Schnelligkeit der Traumverwandlung fand sie sich selbst in der zerstörten Burg von Troja und hörte außen den wilden Pyrrhus toben. Da wurde sie von einer herben Hand gefaßt und geschüttelt.

Die Augen wild aufreißend, sah sie beim matten Schein der verschleierten Nachtlampe den Tommaso in der unzulänglichsten Be-

kleidung vor sich. Sie selber lag nur mit einem dünnen Flor bekleidet in den Linnen.

Fort, fort! flüsterte er, das Schloß ist gestürmt, die Piraten sind da.

Draußen tobte es schon die Treppe herauf und durch den langen Korridor heran, der sich glücklicherweise in verschiedene Seitengänge spaltete. Bevor der Strom sich in den ihrigen ergoß, war Julia auf den Füßen und warf das erste Gewandstück um, das ihr in die Hände kam. Da hatte Tommaso sie schon in die Fensternische gerissen, hatte das Fenster, das weit offen stand, überklettert und war draußen in der gähnenden Finsternis verschwunden. Aber nur für einen Augenblick. Dann tauchte sein Kopf wieder auf und er flüsterte: Mir nach!

Julia hatte begriffen. Unterhalb der langen Fensterreihe liefen über die ganze Südfirn des Palastes die steinernen Konsolen hin, die in alten Zeiten zum Herausschieben von Verteidigungswerken dienten. Sie wagte es, sich gleichfalls hinabzulassen, von Tommasos Hand gestützt, der jetzt die nicht unbeträchtliche Entfernung zur nächsten Konsole abmaß und sie nachzog. Mit der angepreßten Rechten am Mauerwerk hinrutschend, an der Linken von ihm gezogen, folgte sie nach, während oben die verschlossene Tür des Schlafzimmers von der gewaltigen Hand Rhair-Eddins gesprengt ward und gleich darauf die Flüche des enttäuschten Piraten losdonnerten. Zugleich erhob sich über ihren Köpfen ein Krachen, Schmettern und Rennen, als sollte der ganze Palast zusammenstürzen.

Sie suchen Euer Gnaden, flüsterte Tommaso leise wie ein Hauch.

Weiter geht es von Konsole zu Konsole, immer das Gesicht gegen die Mauer gekehrt. Niemals wird Julia in ihrem späteren Leben mehr begreifen können, wie sie den furchtbaren Weg gemacht hat. Bei Tage hätte der Schwindel sie unzweifelhaft in die gähnende Tiefe hinabgeschmettert. Aber die Nacht umgab sie be-

ruhigend und die Furcht vor den Verfolgern seite sie gegen jede andere. Endlich waren sie am Ende der Mauer, wo der gewaltige Hauptturm über das Neue Schloß vorsprang und die Dunkelheit noch tiefer war. Da gab ihr Tommaso vorsichtig eine halbe Drehung und hieß sie einen Augenblick unbeweglich stehen. Er löste seine Hand aus der ihrigen und nun geschah etwas Sonderbares, das aber von ihr in dieser Erregung nicht deutlich wahrgenommen wurde: er schoss durch die Luft schnell wie ein Vogel nach einer Luke des Turmes hinüber, schob für den Bruchteil einer Sekunde eine schwach brennende Ampel gegen den Rand der Luke vor, die ein schmales, hinübergelegtes Brett erkennen ließ, streckte ihr wieder die Hand entgegen und riß sie blitzschnell in den Turm. Dabei streifte ein leise schwirrendes Ding ihre Wange wie ein Fittich. Sie trat auf kaltfeuchten Stein, taumelte eine Stufe hinunter, modrige Kellerluft umgab sie, zugleich stieß Tommaso die Lampe um und sie waren in undurchdringlicher Finsternis. Aber der Turmwart kannte seinen Turm, er faßte sie wieder bei der Hand, und nun ging es enge, steile Treppen hinunter, die ihr endlos schienen, denn nach jedem Absatz, der immer mit einer Luke in Verbindung stand, kam eine neue Treppe, bis sie endlich das letzte Stockwerk erreicht hatten, das über dem alleruntersten, dem seit lange unbenützten Burgverlies, lag. Sie stieß gegen Haufen von Steinfugeln, die noch von alter Zeit her aufgeschichtet waren. Julia hatte nie zuvor diesen Turm betreten und alles war ihr fremd und unbegreiflich. Tommaso schob schwere Eisenriegel zurück und öffnete eine Thür, die wohl vierzig Fuß hoch über dem Erdboden angebracht war. Während er nach der in der Ecke stehenden Leiter tastete, erkannte Julia in dem hereinfallenden schwachen Dämmerchein, daß sie zu dreien waren. Die Jose hatte sich ebenfalls gerettet; wie das zugeing, sollte Julia niemals erfahren, und sie war auch viel zu erregt, um danach zu fragen. Die Leiter wurde hinausgeschwungen, schnell ging es hintereinander die Sprossen hinab. Unten standen sie auf gewach-

senem Fels und traten in Schlammspüßen, die der Gewitterregen zurückgelassen hatte. Die Felsplatte umgab eine gezackte Mauer von mäßiger Höhe, woran sich der Wehrgang schloß, und außerhalb fiel der Felsen steil und unzugänglich gegen den Graben ab. Auf der Innenseite aber lehnte sich ein niedriges Dach gegen den flacher absinkenden Felsbügel. Es gehörte zu dem Kapellchen, das auf dem ehemaligen, jetzt in die Außenwerke einbezogenen Klosterfriedhof stand. Hier war es noch stille. Im Schutz der Dunkelheit huschten sie unter den offenen Arkaden an alten Grabplatten vorüber nach dem Törrchen, das ins Freie führte. Der Podestà verwahrte als Julias Vertrauensmann die Schlüssel zu allen Stadttoren, also auch zu diesem. Wie aber durch die vom Feinde durchtobte Stadt bis zum Podestà gelangen — wenn dieser überhaupt noch am Leben war — und den Schlüssel holen? Doch als die dreie das sehr schwer gebohlte, mit Eisen verwahrte Tor erreichten, war der mächtige Eisenriegel schon aufgezo- gen und die Pforte offen. Mit einem Schritt sind sie im Freien und fliehen atemlos durch Wiesen und Felder, eine Marter für Julias nackte Füße, die nur durch die noch nicht ganz verschluckte Feuchtig- keit des Bodens ein klein wenig gemildert wird.

Aber Julia würde über Schwerter laufen, um rascher vorwärts zu kommen. Seit sie von den Einbrechern ihren Namen rufen hörte, hat sie begriffen, daß ihre Person der Zweck des Überfalls war und wahnsinniges Entsetzen hat sie erfaßt. Die unselige Schönheit, der Fluch ihres Lebens! O in diesem Augenblick alt und häßlich sein, daß kein Mann sie mehr ansieht oder daß er die Enttäuschung ihres Anblicks mit einem Schwerthieb bescheinigt. Hat sie sich darum so standhaft dem geliebtesten Freunde versagt, um den viehischen Begierden einer entmenschten Barbarenhorde zur Beute zu fallen? In der Bodenfurche, wo sie zuerst Atem schöpften, fiel sie mit den Nägeln über ihre Wangen her, um sich durch Blut und Wunden unkenntlich zu machen,

aber die beiden hielten flehend ihre Hände fest, bis sie versprach, sich ferner kein Leides zu tun.

Dann schlich sich Tommaso in die noch stille Vorstadt, wo die Plünderer erst einzeln am Werke waren, während die Einwohner sich flüchtend über die Felder zerstreuten. Er stieg in einem Stalle ein und zog einen starken Lastgaul am Halster heraus; von einem Seil, woran frischgewaschene Frauenkleider flatterten, riß er eine Handvoll herunter, um damit die Blößen seiner Herrin zu decken, dann setzte er ohne Zeitverlust die beiden Frauen aufs Pferd, stieg selber auf, und das kräftige Tier trug die dreifache Bürde in einem Trab, der den Fliehenden alle Eingeweide durchrüttelte, dem Waldgebirge zu, das im Norden die Ebene von Fondi überröhhte.

*

Als der Korsarenfürst die Treppe heraufgestürzt kam, die feindlichen Glaubensgenossen mit seinen herkulischen Streichen eighändig niedermähend, lief ihm zuerst ein schlaftrunkener Kammerdiener, den der Lärm geweckt hatte, in den Weg. Diesen packte er und versprach ihm Schutz des Lebens, wenn er ihn unverzüglich vor die rechte Thür führe. Der Mann gehorchte, aber ehe sie Julias Gemach erreichten, warf oder rollte sich vielmehr eine sonderbare Gestalt, die nichts als ein Niesenbuckel war, in ihren Weg. Es war der unglückliche, verachtete Zwerg und Spaßmacher Margutte, der einzige von dem ganzen Hofstaate, der seine Herrin verteidigen wollte. Mit einem Messer, das er aufgerafft hatte, kollerte er zwischen die Beine des neuen Goliath, daß dieser das Gleichgewicht verlor und mit dem Kopf gegen die Thür schlug. Bis der Barbarossa sich aufrichtete, hatten seine Begleiter schon die Freveltat gerächt. Jedoch der winzige Zeitverlust, den die Selbstaufopferung des Krüppels ihn kostete, wurde Julias Rettung. Beim Eindringen fand er das Bett leer, aber die Lächer noch warm, und suchte zuerst im Zimmer nebenan, das gleichfalls

eben erst verlassen schien. Da jedes der beiden Gemächer nur eine Thür auf den Korridor besaß, die von innen verriegelt gewesen, glaubte er sie im Zimmer versteckt und erbrach die Schränke, klopfte die Wände nach einem Hohlraum ab, während die Gesuchte Zeit hatte, in gräßlicher Angst unterhalb der von seinen Fackeln erhellten Fenster hinzuhuschen. An eine Flucht durchs Fenster dachte er bei aller Barbarenschlaueit nicht, da er beim Anmarsch die schwindelnde Höhe gesehen hatte im schwachen Schein, der von der nächtlichen Ampel auf die Felder fiel. Ein in der Richtung der Fensterische umgeworfener Stuhl zog ihn aber doch nach dieser Seite. Die Nische war aus der ungeheuren Dicke der Mauer ausgespart und bildete ein kleines, lauschiges Gemach, dem rechts und links eine mit kostbaren Polstern umspannte Truhe als Sitzplatz diente. Er riß die Truhe auf, ob nicht die Herrin von Fondi unter den Kleidern versteckt sei, und spießte an seinem langen Dolch Julias feine Wäsche heraus, die er durchs Zimmer streute. Da er die ganze Durchsuchung eigenhändig vornahm und seine Satelliten nur mit niedergeschlagenen Augen die Ausgänge besetzen durften, vergingen darüber einige Minuten; bevor es ihm einfiel, den Kopf durchs Fenster zu stecken, zu dem zwei Stufen hinauf führten, waren die huschenden Fledermäuse verschwunden und das Lämpchen am Turm, das sie hätte verraten können, ausgelöscht. Julias Verschwinden war dem Barbarossa so unbegreiflich, daß er noch den Fußboden aufreißen ließ, um sich zu überzeugen, daß hier nirgends eine Versenkung war, die durch einen unterirdischen Kanal ins Freie führte. Auch die Kellerräume wurden durchsucht, sowie Ställe und Wirtschaftsgebäude, aus denen man noch viele von den versteckten Insassen zitternd vorzog, wie sie aus dem Bett gesprungen waren, nur die Gesuchte nicht. Und doch, da das Bett noch warm war, da sie keine Flügel hatte, mußte sie irgendwo in einem geheimen Versteck des Schlosses verborgen sein und das Gesinde mußte dieses Versteck kennen. Er trieb Hofstaat und Dienerschaft zusammen,

versprach und drohte, marterte sogar, aber er konnte nichts erfahren, weil niemand etwas wußte.

Bisher hatte er seine rohe Natur beherrscht, den Palast und seine Bewohner nach Möglichkeit geschont, um es mit derjenigen, in der er die künftige Herrin seines Herrn scheute, nicht zu verderben. Da sie ihm entgangen war, sprang seine Wut wie ein Tiger auf. Er wählte aus den zusammengetriebenen Personen und den hergeschleppten Schätzen die beste Beute aus, den Rest überließ er dem entmenschten Schiffspöbel, der nach Stillung seiner barbarischen Gelüste das Kastell an allen Ecken anzündete. Khair-Eddin warf selbst die erste Fackel hinein, weil er immer noch hoffte, die Verfolgte aus ihrem vermeintlichen Versteck herauszutreiben. Als diese Hoffnung zu Schanden geworden und im Schlosse nichts weiter zu zerstören war, denn den festen Mauern konnte er keine Gewalt antun, zog er sich auf die Piazza zurück und gab das unglückselige Fondi der Plünderung preis.

Auf dem freien Platz wurde ein Lagerfeuer angezündet, bei dem er sich mit seinem Stabe niederließ. Der aufgrauende Morgen zeigte ein schauriges Bild. Die blanken Säbel der Korsaren und ihre wilden Gesichter, das ärgste das des Begler-Beg selbst in seiner Paschatracht, den Gürtel voll von Pistolen und Dolchen, mit den türkischen, jetzt rotunterlaufenen Augen, der Hakennase und der scheußlich vorspringenden, formlosen Unterlippe, die ihm ein ganz dämonisches Aussehen gab. Um ihn her seine Vertrauten, vor deren bloßen Namen das Mittelmeer zittert wie vor dem seinen: Hassan Aga, der Schiffseleutnant und sardische Eunuch, Haidin von Smyrna, der Geschwaderführer, den sie seiner Wildheit wegen „Jag den Teufel“ nannten, Sinam Ischefut, der Jude, des Begler-Begs Generalstabschef und seine rechte Hand, sowie die Adjutanten Lamboß, Salek und Mami-Nays, nebst ihren jungen Söhnen, der Löwenbrut, wie er sie nannte, aus der er sich die künftigen Löwen heranzog.

In Haufen durcheinandergeworfen liegt die tote Beute vor ihm: alles, was Schloß und Kirchen und reiche Privathäuser hergaben an goldenen und silbernen Leuchtern und Bechern, an Messkelchen und Altardecken wie an weiblichen Prachtgewändern; Schmuck und gemünztes Gold in Schalen gesondert am Boden neben Lachen noch unvertrockneten Blutes. Nun aber die lebende Beute: auf der einen Seite die jungen männlichen Einwohner, soweit sie nicht in der Gegenwehr niedergehauen wurden, eng zusammengedrängt, mit gefesselten Händen und je zwei und zwei aneinandergebunden, um jeden Fluchtversuch unmöglich zu machen, schätzbare Ausfuhr für die levantinischen Märkte. Der Barbarossa hat sie selber ausgesucht, die Festigkeit ihrer Muskeln befühlend: was der Übersahrt nicht lohnte, mußte gleich über die Klinge springen. Auf der anderen Seite die ganze weibliche Jugend, Mädchen und Frauen, auch welche von Julius Ehrendamen unter ihnen, und die Kinder beiderlei Geschlechts, alle die unglückseligen Geschöpfe mit auf den Rücken gebundenen Händen, zur Abfahrt bereitgestellt. Auch diese haben des Paschas höchsteigene Prüfung über sich ergehen lassen müssen. Er schmunzelte zu dem Fang, denn die Bevölkerung dieser Küste, Abkommen der einstigen griechischen Ansiedler, ist durch Schönheit ausgezeichnet. Und wenn Rhair-Eddin lächelt, so geht in dem Gesichte des Unmenschen etwas ganz Seltsames vor, das niemand bei diesen abschreckenden Zügen für möglich halten sollte: sein Lächeln ist bezaubernd und von wahrhaft gewinnender Freundlichkeit. Dieses Lächeln, das eine Berühmtheit hat, erhöht noch den Schrecken, der von ihm ausgeht, denn es heißt, daß es ihm von den höllischen Mächten verliehen sei, um seine Opfer wehrlos zu machen. Auch stattliches Hornvieh und Pferde vermehren seinen Raub, darunter die von dem Kardinal zurückgelassenen, eine erlesene Zucht, die durch ganz Europa berühmt war. In einer anderen Ecke des Platzes standen, von der spanischen Leibwache des Paschas umringt, die Vornehmsten von Fondi, zitternde Graubärte, ihres Schicksals har-

rend. Der Bischof und der Podestà fehlten. Nach ihnen hat man vergebens alle Keller der Stadt durchsucht. Sie sind ebenso wie die Herrin von Fondi entkommen. Aus dem Kastell, aus Kirchen und städtischen Palästen steigen Rauchwolken. Die engen Straßen sind vielfach von Leichen gesperrt. Alle Stadttore, ebenso die Bastionen, Türme, Mauern, soweit deren hölzerne Behrgänge nicht brennen, halten die Truppen des Piratenkönigs besetzt, der Rest lagert außerhalb der Stadt: Albanesen, Griechen, Südslawen, nur wenige echte Türken darunter, Abschaum der Länder oder ihre Auslese, wie man es nennen will, denn sie übertreffen an wilder Tapferkeit und Kriegszucht alle Söldnerheere des Abendlands. Noch einmal wurden alle Schlupfwinkel innerhalb der Mauern durchstöbert und selbst die Gräfte durchwühlt. Das Schloß konnte man in der Frühe nicht mehr betreten, es war eine glostende Rauchmasse.

Sobald der Morgen graute, nahm der Barbarossa die Verfolgung Julias von neuem auf. Er ließ die ganze Gegend von Piratentrupps durchstreifen, jeder von einem seiner zuverlässigsten Offiziere geführt, der jedoch nur den Auftrag hatte, das Wild zu stellen, nicht es selber festzunehmen, welche Ehre einzig dem Generalissimus aufgespart bleiben sollte. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die beiden Vorstädte, die noch wenig gelitten hatten, sowie alle außerhalb der Stadt liegenden Kirchen, Villen und Gehöfte verheert und ausgebrannt. Man fand noch alles Mögliche an Kostbarkeiten, aber keine Julia. Bis nach dem hochgelegenen Itri flutete eine Sturmwelle hinauf, brach sich aber an dem starkbefestigten Städtchen und mußte unverrichteter Sache wieder abziehen.

Gefangene Einwohner hatten, um sich selbst zu retten, die Anzeige gemacht, die Gräfin werde sich in dem Benediktinerinnenkloster befinden, das eine halbe Stunde vor der Stadt auf einer Anhöhe oberhalb der Straße nach Neapel lag.

Das leuchtete Rhair-Eddin ein und er machte sich gleich selber dorthin auf den Weg. Schmunzelnd ging er neben der leeren

Sänfte her, in die er seine Gefangene setzen wollte, mit breit-spurigem Seemannsgang sich auf den Säbel stützend und mit den scheußlichen Lippen zuweilen Locktöne ausstoßend, als ob er eine verflogene Taube zum Futter rief. Seine Untergebenen krümmten sich vor Vergnügen, denn ihr Gebieter war ein spaßiger Mann, der auch in den äußersten Gefahren, so der Schlacht wie des Seesturms, die gute Laune nicht verlor und oft mitten im Gemetzel seine schnurrigsten Witze machte.

Er ließ die betagte Äbtissin heraufrufen und radebrechte ein wenig mit ihr in der Landessprache. Er verhiess ihr, das Kloster und alle seine Bewohnerinnen zu schonen, wenn sie ohne Umstände das weiße Läubchen herausgeben wolle, dem sein Gebieter, der großmächtigste Sultan Soliman, die Ehre antun wolle, es zwischen seine goldenen Gitter am goldenen Horn zu setzen. Die zitternde Greisin schwur ihm auf das Kreuzifix, das sie in Händen hielt, zu, daß sie von Julias Flucht nichts wisse, da stieß er sie roh zur Seite, drang in das Kloster ein, riß alle Türen auf und kehrte das unterste zu oberst, bis er erkennen mußte, daß die Verfolgte auch hier nicht war. Aus Rache wurde das Kloster völlig ausgeraubt und dann angezündet, die jungen Nonnen gebunden und weggeführt, die Mutter Äbtissin erstochen. Khair-Eddin befehligte das Unternehmen und machte seine Witze dazu.

Jetzt aber erhielt er eine Nachricht, die ihn mahnte, die weitere Verfolgung der Vermißten aufzugeben und unverzüglich in See zu stechen.

Aus dem brennenden Fondi war noch einer entkommen, an den niemand dachte, das war des Kardinals kleiner Page. Nach dem Schachspiel mit Donna Julia war er all die Zeit wie herzkrank herumgeschlichen, indem er die dienenden Mädchen keines Blickes mehr würdigte, hatte des Abends in verliebter Schwermut lange auf seinem Zimmer Gitarre gespielt und ein bißchen dazu geweint und in der Nacht des Überfalls war er am Ende angekleidet, mit

dem Kopf auf den Armen ruhend, eingeschlafen. Beim ersten Zusammenrennen im Schloßhof wurde er wach; als er die Auslieferung Julias verlangen hörte, verständigte er sich schnell mit den türkischen Wachen, die ihm einige von ihren bunten Lappen um Kopf und Lenden wanden, damit lief er zu den Ställen, zog, als wollte er plündern, eins ihrer windschnellen Pferde am Zügel heraus, rannte damit als wie mit einer Beute durch die vom Flammenschein ungewiß erhellten Straßen, wilde, arabisch sein sollende Laute ausstoßend, und entwischte durch das gesprengte Thor ins Freie. Dort schwang er sich auf und ritt wie ein Sturmwind nach Terracina. In der päpstlichen Grenzfestung lag eine starke Besatzung, deren Kommandant von dem Kardinal auf diesen Posten befördert und ihm persönlich sehr verpflichtet war. Diesen weckte Ascanio mit der Schreckenspost und beschwor ihn im Namen seines Herrn, dem überfallenen Fondi, dessen Schicksal er noch unentschieden glaubte, Hilfe zu bringen. Der Mann jedoch, der schon in der Nacht den Brand von Sperlonga beobachtet hatte und einen Angriff auch auf Terracina fürchtete, erklärte sich nicht für befugt, seinen anvertrauten Posten zu verlassen und sich in fremde Angelegenheiten zu mischen. Nur wenn Ascanio ihm einen schriftlichen Befehl seines Herrn überbrächte, worin dieser die Verantwortung übernehme, würde er gehorchen. Da er nichts erreichte, ritt der tapfere Junge, die angebotene bewaffnete Begleitung ablehnend, in höchster Eile weiter, ob er nicht unterwegs noch auf den Reisezug des Kardinals stoße. Aber er fand nur den langsamen, von Itri her aufgebrochenen Troß, der sich einen Rasttag gönnte; der Herr selber war mit seinen Edelleuten schon vorangereist. Von Furiern der Angst gejagt, das Bild des brennenden Fondi in der Seele, flog Ascanio auf einer Straße, die auch Erwachsene lieber in Begleitung zu machen pflegten, bei Nacht und Morgenschein und sengender Mittagshize durch Sumpfland und durch die öde Campagna unaufhaltsam weiter bis nach Rom in den Palast am Campo Marzio.

Der Wecktritt des Knaben hatte aber doch zur Folge gehabt, daß der Kommandant von Terracina mit sich zu Räte ging, ob er nicht durch seine Weigerung die Gunst des Kardinals unwiederbringlich verscherze, und da er gewärtigte, ihn mit Ascanio und seinem Gefolge wie ein Ungewitter zurückkommen zu sehen, hielt er es doch für geratener, ihn nicht abzuwarten, sondern von sich aus seinen Eifer zu zeigen. Am Morgen fühlte er sich vorsichtig mit ausgewählter Mannschaft über die Grenze nach der Grafschaft vor. Sie brauchten sich dem rauchenden Fondi nicht weit zu nähern, um an der Zahl der Truppen, die vor der Stadt an ihren Feuern kochten oder futtereintreibend umherschweiften, zu erkennen, daß der Platz fest in den Händen des Feindes war. Sie zogen sich also wieder zurück. Ihre Bewegung war aber doch bemerkt worden. Später des Barbarossa hatten sie mißverstanden oder auch mißverstehen wollen und hatten ihm gemeldet, daß eine Streitmacht im Anmarsch sei, deren Vortrupp sich gezeigt und wieder zurückgezogen habe. Das kam ihm ungelegen. Wenn der Handstreich auf Tunis glücken sollte, so durfte er sich auf keine Schlacht auf italienischem Boden einlassen und Verluste an Mannschaft erleiden, er durfte nur da und dort an schlechtbesetzten Küstenorten einbrechen und beim ersten Gegenangriff das Weite suchen. Also beschloß er, kein zweites Mal in Fondi zu nächtigen, sondern gleich mit seiner Beute in See zu stechen. Bevor er aber aufbrach, gab er den Überlebenden dieses Schreckenstages noch einen Anblick zum besten, der in Fondi unvergessen bleiben sollte. Um seine ungeheure Körperkraft zu zeigen und durch die Kunde solcher Riesenstärke immer mehr Schrecken im Lande zu verbreiten, hielt er auf der Piazza inmitten seiner Leute einen großen Hammel solange mit einem ausgestreckten Arm in die Luft, bis das Tier geschlachtet und völlig ausgeweidet war, daß das Hammelblut sich mit dem noch ungetrockneten Menschenblut mischte. Es war sein Lieblingskunststück, mit dem er seinen Abgang zu schmücken liebte. Dann wurde der

geschlachtete Hammel gehäutet, und nachdem die Vorderbeine abgelöst waren, mit langausgestreckten und fest zusammengebundenen Hinterbeinen an einen langen Spieß gesteckt und unter langsamem Drehen geröstet, was beim jedesmaligen Umwenden, wenn die weißen, bleckenden Zähne zum Vorschein kamen, ein so graufiges Ansehen hatte, daß die Bewohner von Fondi nachmals erzählten, der Barbarossa habe einen seiner Gefangenen, welchen er nach der vorgenommenen Untersuchung für den wohlschmeckendsten gehalten, eigenhändig geschlachtet und auf offenem Platz am Spieße gebraten, um sich mit seinen teuflischen Untergebenen an Christenfleisch gütlich zu tun.

*

Dem Kardinal war es bei seiner raschen Heimkehr nicht nach Wunsch ergangen. Beim Papste, dessen Gemächer er jederzeit unangemeldet betreten konnte, fand er seinen ehemaligen Waffengeführten, den Marchese Del Vasto, und die jungen Männer, beide gleich glänzend und gleich ehrgeizig, begrüßten sich mit ausgesuchtester Zuvorkommenheit, hinter der gegenseitiges Mißtrauen schlummerte. Schon seit einer Stunde bedrängte der Spanier den kranken Papst im Auftrag seines kaiserlichen Herrn mit Klagen über die Ränke Frankreichs und suchte ihn zur Parteinahme zu bewegen. Sogar in dem neuerlichen Türkeneinfall witterte er französisches Einverständnis. Desselben Tages war aber auch schon der französische Gesandte im Vatikan vorstellig geworden und hatte an gewisse Zusagen gemahnt, die der heilige Vater dem Allerchristlichsten König gegeben hatte und nicht zu halten gedachte. Der unglückliche Clemens, immer zwischen den zwei Mühlsteinen Franz und Karl zerrieben, drehete und wand sich, wie es seine Art war, um jedem recht zu geben und keinem helfen zu müssen, aber er war sichtlich am Rande seiner Kraft, seine Augen irrten unstet, seine Nasenflügel bebten, nur der Mund unter dem schöngepflegten Barte hielt noch das bekannte verbindliche Lächeln

fest. Er atmete auf, als der unerwartete Eintritt seines Neffen und Vizekanzlers ihm Gelegenheit gab, den Peiniger zu verabschieden. So war denn der Augenblick für Ippolitos eigene kriegerische Wünsche so ungünstig wie möglich. Kaum daß er zu reden anhub, so geriet der Oheim in zornige Aufwallung und warf ihm vor, daß auch er, den er so groß gemacht, zu seinen Widersachern gehöre und ihm mit seinen ewigen Umtrieben das Leben zu verkürzen strebe. Es sei schon zu viel, was über ihn gekommen, er sei alt, er sei müde. Er wünsche nichts mehr, als das Pontifikat, das so entsetzlichen Jammer über ihn gebracht und von dem nur die Familienglieder die Früchte genöffen, in Frieden zu beschließen. Seit er in der Engelsburg die Kriegsfurie aus nächster Nähe gesehen, habe er auf alle Zeiten genug von ihr. Wie er fortan unter allen Umständen bei den Händeln der christlichen Fürsten neutral zu bleiben denke, so wolle er auch von keinem neuen Kreuzzug hören.

Als der Neffe ihm entgegenhielt, daß ein Zusammenschluß der christlichen Herrscher gegen das Osmanenreich auch ihrer Eintracht untereinander dienen würde, und als er gar von ferne daran zu erinnern wagte, daß dieser Gedanke einst das unerreichte Lebensziel des staatsklugen Leo gewesen, flackerte der Papst mit Heftigkeit auf:

Genug, genug! Du weißt nicht, was du redest. Löse du dem Scheusal Krieg die Kette, so fährt es dir selber an den Hals. Ich will Frieden auch mit Soliman. Für den Schimpf, der dem Kaiser in Procida widerfahren ist, brauchen wir nicht aufzukommen, das ist seine Sache. Solange ich noch lebe, muß wenigstens im Kirchenstaate der Janustempel geschlossen bleiben.

So gestatte mir Eure Heiligkeit wenigstens soviel Mannschaft aufzustellen, als es der Schutz unserer Küste, die bloßliegt, erfordert.

Da sieh du zu. Das Militärische ist deine Sache, antwortete der Oheim besänftigter. — Aber daß du uns nicht zu tief in den Säckel greiffst. — Wir sind sehr auf dem Trocknen.

Die letzten Worte sprach er mit verlöschender Stimme, dann sank er plötzlich ohnmächtig zurück. Der Nefte mußte ihn mit Hilfe der Kämmerer auf sein Bette tragen, des Papstes Puls ging nicht mehr, man hielt ihn für verschieden. Die Ärzte wurden gerufen und erst nach vielem Reiben und Besprengen mit starken Essenzen kehrte der unglückliche Mann mit einem tiefen Atemzug in sein gequältes Leben zurück.

Verstört und erschüttert von den Anzeichen der nahen Auflösung verließ Ippolito den Vatikan, wo der Boden unter ihm zu wanken begann. Aber seinen Plan gab er nicht auf. Er nahm Rücksprache mit seinen in Rom weilenden Kollegen und bestrebte sich nach Kräften, ihre Furcht vor dem Barbarossa zu vermehren. Es hatte sich inzwischen gezeigt, daß der freche Angriff auf Procida nicht die erste That des türkischen Generalissimus gewesen. Dieser hatte schon die sizilische Küste verheert und dann zum gleichen Zweck Sardinien angelaufen. Die Kardinäle zitterten für ihre herrlichen Schlösser und Villen am Meere, und da während der Unpäßlichkeit des heiligen Vaters die päpstliche Schatzkammer nicht zugänglich war, schossen sie ihrem kriegerischen Kollegen sofort aus eigenen Mitteln die Gelder zum Aufstellen einer Schutztruppe vor.

Ippolito, jetzt ganz in seinem Fahrwasser, beauftragte gleich seine Hauptleute, die nötige Mannschaft anzuwerben. Sein eigener Palast wimmelte ohnehin von Soldaten und er hielt deren noch in verschiedenen Quartieren Roms verborgen. Da er aber ihre Zahl nicht ins Ungemessene vermehren konnte, ohne Argwohn zu erregen, so umgab er sich seit lange mit ausgewählten militärischen Führern und Fachleuten, die im Bedürfnisfalle schnell ein gut ausgerüstetes Soldheer auf die Füße bringen konnten; so war vorgesorgt, daß ihm keine für seine Zwecke günstige Gelegenheit entging.

Als die militärischen Maßregeln getroffen waren, begab sich der Kardinal, dunkel gekleidet und den Hut ins Gesicht gedrückt, zu

Fuße nach der Innenstadt. Niemand, der den Jüngling sah, hätte gezweifelt, daß er zu einem Liebchen schleiche. Aber ganz anderes lag ihm im Sinne: er hatte die florentinischen Verbannten, die ihn zu sehen verlangten, vorsichtshalber in einen entlegenen Winkel Roms beschieden, da er sich im eigenen Hause vor den Spionen Alessandros nicht mehr sicher fühlte. Sonderbare Vorkommnisse während seiner Abwesenheit hatten ihn genötigt, seinen vertrautesten Sekretär, den Nachfolger Porrinos, jählings zu entlassen. Dieser Posten war in der letzten Zeit von dem Dichter Verni, dem Erfinder der komischen Dichtart, die man die Verneske nennt, besetzt gewesen, und der Medici hatte diesen Mann nach seiner Art leutselig und freigebig gehalten, sich auch bisweilen an seinen witzigen Zynismen ergötzt. Freilich hatte er ihn verschiedentlich auf Zügen des Undanks betroffen, aber einen Verrat hätte er ihm niemals zugetraut. Denn da er selber keine Verstellung übte (ein Ausnahmefall in seiner Zeit), sondern sich im Guten und Schlimmen offen gehen ließ, so pflegte er sich auch keiner Falschheit von den anderen zu versehen. Jetzt aber hatte er zwingende Gründe anzunehmen, daß der Verni in heimlichem Verkehr mit dem Herzog von Florenz stehe.

Im Kreise der Verbannten fand er zu seinem Erstaunen jenen florentinischen Kaufherrn, den er eben erst in Fondi kennengelernt hatte und der somit gleich schnell gereist war wie er selber. Es war etwas in dem Mann, das Ippolito mißfiel, ohne daß er sich recht darüber klar wurde, aber sein eigener Verwandter, Piero Strozzi, der des Herzogs Todfeind war, hatte den Fremden eingeführt und sagte gut für ihn.

Die Verbannten, die ihres Vermögens beraubt und von jedem Verkehr mit ihren Familien abgeschnitten zumeist im Elend lebten, waren in gärender Erregung und überschütteten den Kardinal mit ihren Bitten und Klagen. Gemieden von ihren in Rom ansässigen, glücklicheren Landsleuten, fanden sie nirgends Unterstützung noch Erwerbsmöglichkeit, denn welcher Florentiner nur den Gruß

eines solchen „Rebellen“ auf der Straße erwiderte, der versiel derselben Acht, und daheim wurden seine Güter eingezogen. Jeder der Anwesenden hatte eine neue Ruchlosigkeit des Herzogs zu berichten, der sein hitziges Megerblut in den wildesten Ausschweifungen kühlte. Nicht einmal im Kloster waren die Töchter der Florentiner vor seinen schrankenlosen Gelüsten sicher; wer ihm wehren wollte, verschwand vom Erdboden. War sein Säckel leer, so schickte er einen neuen Schub reicher Bürger ins Exil und praßte mit ihrer Habe. Die Unbequemsten wurden zum Zwangsaufenthalt in irgendeiner verseuchten Gegend verurteilt, wo sie mittellos und schlecht ernährt bald aufhörten eine Gefahr zu bilden. Wer sich ohne Erlaubnis von dort entfernte, für den büßten seine Angehörigen, auch wenn sie noch in der Wiege lagen. Der reisende Kaufmann bestätigte das düstere Bild. Von dem Kardinal wurde verlangt, daß er ungesäumt die Klagen der Verbannten vor den in Spanien weilenden Kaiser bringen und ihn um Absetzung des Tyrannen angehen solle, in welchem Falle sie willens waren, ihn selbst von Karl als Oberhaupt der Republik zu erbitten.

Ippolito erklärte ihnen, was er soeben von dem Marchese Del Vasto gehört hatte, daß der Kaiser sich in widrigen Verwicklungen befinde, weshalb der Augenblick, ihn mit den florentinischen Angelegenheiten zu behelligen, schlecht gewählt wäre. Aber die Verbannten wollten nicht hören, sie sahen nur sich und ihre Not und fanden, daß es im Schoß des Glückes leicht sei, Geduld zu predigen, während jener bei sich selber feststellte, daß das Entwurzeltsein die staatsmännische Einsicht nicht befördere. Besonders verdroffen ihn einige gelehrte Versteinerungen aus der alten Republik, die alle Schwierigkeiten durch die grundsätzliche Anwendung ihrer Theorien lösen wollten und sich mit den Fragen der Gegenwart durch Hinweise auf antike Republikanertugend auseinandersetzten. Fast hätte man sich überworfen, aber die beiden Brüder Strozzi, nahe Vettern des Medici und nach ihm

die Vornehmsten in diesem Kreise, die eben erst heimlich aus Florenz gekommen waren, vermittelten. Sie trugen frische Trauer um den jähen Tod ihrer schönen Schwester Luisa, den sie der Rache des von ihr verschmähten Wüßlings zuschrieben. Doch heimlich wurde gemunkelt, es sei der Brüder eigenes Werk, weil sie die Ehre der Schwester nirgends mehr sicher glaubten als im Grabe. Nun setzte Ippolito auseinander, daß man erst die durch den Korsareneinfall geschaffene Lage, die den Kaiser zunächst angehe, sich klären lassen müsse, um dann je nach der Wendung der Dinge zu handeln, weil nichts schädlicher wäre, als das Ohr eines zerstreuten und abgeneigten Monarchen mit einer Klage zu erfüllen, die einmal abgewiesen, kein zweites Mal vorgebracht werden dürfte. Was er redete, war so bündig und überzeugend, daß es danach keine andere Meinung mehr geben konnte, besonders als der Prior von Rom, Bernardino Salviati, gleichfalls ein Verwandter des Medici und mit dem Herzog verfeindet, Ippolitos Reden aufnahm, erläuterte und seine raschen Gedankengänge den langsameren Gehirnen durch Wiederholung einhämmerte. Es wurde beschlossen, daß die Verbannten sich noch einige Monate gedulden würden und daß der Kardinal unterdessen die Bedürftigsten unter ihnen mit Mitteln zum Lebensunterhalt versehen sollte. Ihr Wortführer, der Geschichtsschreiber Nardi, dankte im Namen der Anwesenden und sprach die Hoffnung aus, daß, wenn die Zeit gekommen sei, Seine Herrlichkeit mit seiner hinreißenden Überzeugungsgabe auf den Kaiser ebensoviel Eindruck machen werde wie jetzt auf seine unglücklichen Landsleute.

Diese Bemerkung traf den Kardinal an seiner empfindlichsten Stelle und folgte ihm noch auf dem ganzen Heimweg als ein Stachel nach. So leicht es ihm sonst wurde, die Herzen für sich zu gewinnen, über den schweigsamen, scharf zuhörenden, völlig undurchbringlichen Karl V. hatte er keine Gewalt. Der Kaiser war der einzige Mensch, in dessen Gegenwart sich sein strömendes Wesen irgendwie bedingt und behindert fühlte, denn während er

die verbindlichsten Reden von ihm empfing, war es, als ob unter-
dessen ihre Geister sich in unsichtbarem Raume bekämpften und
abstießen. Es fiel ihm jener ägyptische Wahrsager ein, der einst
den Marcus Antonius vor der Nähe des Cäsar Octavian ge-
warnt hatte, weil sein Dämon, so stolz er sei, den Dämon Cäsars
fürchte, und daher sein Glück in jenes Gegenwart verbleiche. Lag
hier ein ähnlicher mystischer Zusammenhang vor, da über allen
seinen Begegnungen mit dem Kaiser, so glanzvoll sie äußerlich
verliefen, bisher der Unstern geschwebt hatte? Zu tiefinnerst
mußten ja dem bigotten Monarchen die Mediceer mit ihrer strah-
lenden Weltlust zuwider sein. Sie vor allem machte er für den
Verfall des Klerus und die daraus hervorgegangene Kirchen-
spaltung verantwortlich, die ihm soviel Not bereitete. Und gerade
in diesem letzten Spätling sah er alle die Züge wieder durch-
schlagen, die sein Argerniß erregt hatten. Wenn Ippolito dies
auch nicht wußte, so bekam er doch die Wirkung davon zu
schmecken. Schon bei der Kaiserkrönung zu Bologna hatte Karl
dem Papst, der sich die kaiserliche Hilfe zur Wiedereinsetzung
seiner Familie in Florenz als Pfand des Friedens ausbedang,
mit guter Art nahegelegt, daß der rauhere Alessandro, für den
auch das Recht der Primogenitur sprach, zur gewaltsamen
Niederhaltung einer unruhigen, auf ihre alte Freiheit eifersüch-
tigen Stadt geeigneter sei als der geistreiche, verfeinerte, in allem
Schönen schwelgende Ippolito. Dem Papste schien es ohnehin,
daß sein Haus in Florenz nicht blühen könne, wenn es nicht auch
nach seinem Abscheiden einen Vertreter im heiligen Kollegium
hätte. So ward das Abkommen geschlossen, das ihn um den
Thron brachte. Als er hernach die cäsarische Majestät bis Mantua
zu geleiten hatte, geschah es, daß bei einer Hofjagd Karls Pferd
mit solcher Gewalt gegen das seinige prallte, daß beide Reiter
aus dem Sattel flogen, und wenig fehlte, so wären Kaiser und
Kardinal tot am Platze geblieben. Karl, der sich selbst die Schuld
an dem Unfall beimessen mußte, bezeugte sich von da an noch

gnädiger als zuvor, aber es war dem Kardinal nicht wohl bei dem Gedanken, daß er den kaiserlichen Herrn in sehr unkaiserlichem Zustand gesehen hatte. Ein Jahr später, als er dem von den Türken bedrängten Herrscher in Regensburg das päpstliche Hilfsheer und die päpstlichen Gelder zuführte, da hatte man ihn freilich mit offenen Armen wie einen Retter begrüßt und höchster kaiserlicher Dank war ihm zugesagt. Aber auf dem Heimzug aus Ungarn kam es zum offenen Bruch. Der Kaiser wollte ihn beim Aufmarsch vorsichtig dem langen Zug der Männer von Toga und Sutane einreihen, doch der Heißblütige durchkreuzte seinen Plan. Er warf sich in die landesübliche Kriegertracht, den Wolfspelz, und jagte mit wenigen Hauptleuten seinen von Karl ohne Löhnung gelassenen und darum meuternden Truppen nach, um an ihrer Spitze im Toskanischen einzufallen. Jedoch in Sankt Veit bei Klagenfurt wurde er auf Befehl des Kaisers angehalten und gefangen gesetzt. Damals hatte Clemens, so sehr er den Streich mißbilligte, vor Zorn geweint, daß man sich an seinem Neffen und Legaten zu vergreifen wagte. Dieser war zwar schon nach wenigen Tagen wieder frei und bei der nächsten Zusammenkunft hatte der Kaiser sich aufs höflichste wegen des angeblichen Mißverständnisses entschuldigt. Allein die Verzeihung des Papstes erlangte Karl wiederum auf Ippolitos Kosten, indem er versprach, seine eigene Bastardtochter Margarete neben den Mulatten auf den Thron von Florenz zu setzen. Darum schien es dem Kardinal nicht angebracht, die kaiserliche Majestät in ihrer jetzigen Stimmung an die früheren Versprechungen zu erinnern; besser ihm an der Hand neuer Verdienste die alten zurückrufen. Nahm Karl die blutige Herausforderung Solimans an, wie er kaum anders konnte, rückte er zur Rache und Befreiung der weggeschleppten Christen aus, so konnte der Papst, wenn auch nur noch ein Rest von Leben in ihm glomm, trotz aller Friedensliebe nicht untätig bleiben. Von dieser Entscheidung hing alles ab, dann galt es je nach Umständen den Kurs steuern.

Unter solchen Gedanken, die er mit niemand teilte, kehrte der Cardinal in seine Wohnung zurück. Als er sein Gemach betrat, fand er den armen Ascan in seiner sonderbaren Kleidung gänzlich erschöpft auf dem Teppich eingeschlafen und rüttelte ihn verwundert wach. Da sprang der Knabe auf die Füße: Hilfe, Herr, Hilfe für Fondi!

Als Julia mit ihren Fluchtgenossen die Richtung auf das Gebirge nahm, war es zum Glück noch so dunkel, daß sie ohne den roten Schein in ihrem Rücken den Weg nicht gesehen hätten. Ihr einziges Denken war, vor Anbruch des Tages, der nicht mehr fern sein konnte, den schützenden Bergwald zu erreichen, wo ihr auf einer freistehenden Kuppe, deren Anstieg durch Waldung gedeckt war, das feste Schloßchen Monfalcone stand, das ehemals Herrn Vespasian als Jagdschloß gedient hatte; dort hoffte sie sich zu bergen. Aber der Fluchtweg war voll von Gespenstern, ihr harter Traber schien ihr mit seinem schweren Hufschlag tausend Verfolger zu erwecken, deren Hauch sie mit der Nachtlust im bloßen Nacken spürte, und bei jedem Geräusch glaubte sie sich von den Piraten eingeholt. Der Lastgaul, der nicht zum Rennen erzogen war, kam ihrer Angst nicht rasch genug vorwärts. Tommaso bearbeitete ihn mit der unterwegs gebrochenen Gerte, die beiden Frauen stießen ihn mit den Fersen, umsonst, er blieb bei seiner Gangart, und als der Boden sich zu heben begann, fiel er in den behäbigen Schritt. Da traf ihn ein verzweifelter Hieb mitten auf den Kopf, daß er auffuhr und fehltrat und die drei Reiter fast herabgeworfen hätte. Der Knecht sprang ab, um ihn am Zügel weiterzuführen, aber er hinkte so, daß er nicht mehr vorwärts kam. Jetzt blieb nichts übrig, als abzustiegen, das Tier seinem Schicksal zu überlassen und zu Fuß weiterzugehen. Und da sie hinter sich in der Ferne Stimmen zu vernehmen glaubten, schienen ihnen die Kehren, die keine Deckung boten, gefährlich.

Darum arbeiteten sie sich auf holprigen Fußpfaden durch den Bergwald hinauf unter unsäglicher Pein für die nackten Füße der Gräfin. Im Schutze der Dunkelheit legte sie die mitgenommenen bauerlichen Kleider an, die noch von Frische und eingesogenem Sonnenschein dufteten; die Sanzia half ihr das schwere Haar unter dem Kopftuch verbergen. Als nun der Morgen graute, zeigte sich's, daß sie die Richtung verloren hatten und sich weitab von dem Jagdschloß befanden. Aber es war zu ihrem Heil. Denn während die dreie von Julius gutem Engel in die Irre geführt wurden, hatte Sinam der Jude mit einem Trupp Korsaren und einem Renegaten als Wegweiser den Waldweg erstiegen und war früher als sie vor dem Schloßchen angelangt, dessen Insassen sich bei seiner Annäherung in Sicherheit brachten. Als die Flüchtigen am lichten Tage jenseits einer Schlucht die gesuchten Mauern aufsteigen sahen, ging Tommaso vorsichtig voran, indes die Frauen im Walde zurückblieben. Da sahen sie, daß er sich mit einem Male platt zur Erde warf und ohne Laut und Regung verharrte. Erschrocken zogen sie sich tiefer ins Dickicht zurück und warteten ab, wie er, ohne den Kopf zu erheben, zwischen Heide und abgedorrttem Asphodelos langsam, zollweise, rückwärts kroch. Er hatte den Trupp von Krummsäbeln gesehen, die das Schloß bewachten, während Sinam der Jude, der mit seinem einen Auge mehr sah als andere mit beiden, das ganze Schloß nach seiner Herrin durchsuchte. Lautlos flohen die drei den Weg zurück, den sie gekommen waren. Es blieb nichts übrig, als noch höher in das Gebirge hinaufzuflüchten, wo sie den Tag ohne Nahrung und die Nacht ohne Schlaf neben einem ausgebrannten Meiler verbrachten. Die Frauen schwärzten sich ihre Gesichter mit dem warmen Ruß, um Jugend und Schönheit zu verbergen, und in der verfallenden Höhlenhütte, die sie notdürftig mit Zweigen zum Schutz gegen Tiere verwahrten, saßen sie die Nacht über betend und wachend.

Nymphe, wohin, warum dein holdes Antlitz
Von Gram entstellt? Was zürnst du deiner Schöne,
Zu deren Schutz die reißigen Scharen fliegen
Der Freunde, die dein Schreck wie Feinde flieht?
Die heilige Liebe führt auf Cherubsflügeln
Dir Hilfe zu —

So hat ein dichtender Zeitgenosse in einer dem Cardinal Ippolito de' Medici gewidmeten Ekloge Julia Gonzagas Flucht besungen. Aber zur Stunde konnte die Irrende, Verzweifelte nicht ahnen, daß diese Hilfe unterwegs war.

*

Durch die Pontinischen Sümpfe braust es heran wie ein Heer von Nachtgespenstern, bald auf der alten Via Appia den Weg verkürzend, bald die Marittima entlang. Lanzenspitzen und Helmschmucke blitzen wie Leuchtkäfer im Dunkeln auf. Es sind des Cardinals eigene Leute, die er auf den Notruf Ascanios zusammengerafft hat, seine Leichtberittenen, die immer für ihn in Bereitschaft stehen. Im Abstand folgen die neugeworbenen Fähnlein, von seinen vertrautesten Hauptleuten, dem Grafen Ottaviano Della Zenga, dem in Waffen ergrauten Herrn Otto von Montauto und dem tollkühnen Dante Verlinghieri geführt. Das Fußvolk und die Kanoniere mit den Geschützen sind zu Schiff nach Terracina befohlen, um von dort aus in die Grafschaft einzurücken, wo Ippolito den Barbarossa noch zu finden hofft. Seine Lieblinge, die Sarazenen, wollte er zu Hause lassen, um sie nicht gegen ihre Glaubensgenossen zu führen. Aber als sie den kriegerrischen Aufbruch sahen, waren die Söhne des Ostens nicht zu halten. Sie hängen mit solcher Inbrunst an ihrem brausenden Gebieter, daß sie um seinetwillen dem Propheten zu Leibe gingen. Sie sind auch die einzigen, die mit seinem Tempo Schritt halten, denn er rast, als ob er ganz allein Fondi entsetzen könnte. Verschlafene Büffel heben ihre schweren Häupter aus den Sumpfen

gründen; bis die trägen Tiere aufschauen, sind jene vorüber. Weite, giftige Moräste, übelriechend und dumpf, wechseln mit tiefdunkeln Buschwäldern, römische Grabmäler, Hügel mit Ruinen, tauchen neben dem Wege auf und bleiben zurück, im bleichen Sternenschein, der alles gleichmacht, durchrasen die wilden Reiter das Reich des Fiebers und des Todes. Julia! Donna Julia! knirscht das alte Römerpflaster unter den Pferdehufen. Schneller! Schneller! ist der einzige Gedanke, der aus dem wirbelnden Hirn des Führers antwortet. Auf jeder Militärstation reißt er, was Waffen trägt, mit sich und die Wetterwolke wächst im Lauf. Bis aus bleichen Frühnebeln das Circekap aufsteigt und man sich der Grenze des Kirchenstaats nähert. Endlich ist Terracina erreicht, das alte Anxur auf dem rötlichglänzenden Felsen. Hinter Gaeta geht die Sonne auf. Sein erster Blick sucht die Ebene von Fondi. Über der Stadt liegt ein dichter blutroter Rauch, den die Morgendünste zurückhalten, während auf dem Sumpfssee die wohlbekannten Nebel brauen. Aber das Meer erstrahlt im lichtesten Morgenglanz. Es ist vollkommen leer. Kein Barbareskensegel mehr bis zum fernsten Horizont. Nur das rauchende Sperlonga erzählt noch vom Besuche Khair-Eddins. Der Ketter kommt zu spät. In einer kurzen Augustnacht hat er die ungeheure Entfernung überwunden und kommt doch zu spät.

In Terracina wird Halt gemacht, die verdurstete Mannschaft darf sich mit einem Bügeltrunk laben. Der Kardinal und seine Edelleute wechseln die Pferde. Der Kommandant der Besatzung meldet den erfolglosen Fühler nach Fondi und daß die Piraten abgezogen sind. Was aus der Gräfin geworden, ist ihm nicht bekannt.

Jetzt könnte Ippolito sich und seiner Begleitung Rast gönnen, da Julias Geschick im Guten oder Schlimmen entschieden ist. Aber wie kann er Atem schöpfen, ehe er die Wahrheit weiß? Durch den Knaben ist er davon unterrichtet, daß der Überfall ihrer Person gegolten hat. Die Mannschaft mag jetzt ihre Tiere verschmausen

lassen und langsamer folgen, er sitzt schon wieder im Sattel und jagt dem Schicksalspruch zu, der ihm das Leben wiedergeben oder auf einmal nehmen soll. Denn es scheint, als müßte sein Herz augenblicklich aus Wut und Verzweiflung zerspringen, wenn die unglückliche Frau jetzt auf hohem Meere schwimmt, allein inmitten der viehischen Barbarenhorde, den erzwungenen Ummarmungen Solimans entgegen. Den ferneren Bericht über die Vorgänge kann ihm der Offizier nur im atemlosen Nebeneinanderhinfliegen zufeuchen. Auch Trajetto raucht, das andere Leben Donna Julias? Bedauerlich, aber in diesem Augenblick ohne allen Belang. Die Banditen zeigen sich wieder? Gott segne sie, er hat nichts mit ihnen zu schaffen. Ihn kümmert nur Fondi, Fondi! — Als er durch die westliche Vorstadt, die am wenigsten gelitten hatte und durch das unversehrt gebliebene römische Thor eintritt, kam ihm halbnacktes Volk mit zitternden Gliedern und wie verblödet entgegen. Viele drängten sich heran und küßten seine Steigbügel. Auf den Straßen, wo man ihm noch vor kurzem fröhlich zugejubelt hatte, streckten sie heulend die Arme nach ihm aus. Die Unglücklichen konnten nicht mehr sprechen, sie lallten bloß. Auf die Frage nach dem Geschick der Gräfin antworteten sie mit Armbewegungen, die in eine unbekannte Ferne deuteten. Ein Schmied, bei dem er erst kürzlich sein Pferd hatte beschlagen lassen, stand wie geistesabwesend bei seinem ausgebrannten Hause, aus dem soeben in einem Korb verkohlte menschliche Gliedmaßen herausgetragen wurden. Ippolito winkte den Mann zu sich heran, der auch den Mund öffnete, um ihm Rede zu stehen, aber es kam nur ein rauher Kehllaut heraus, der in einen Lachkrampf überging. Ein Krieger weiß, was zerstörte Städte sind, aber einen solchen Ausdruck stumpfsinnigen Entsetzens wie bei den übriggebliebenen Bewohnern von Fondi hatte der Kardinal noch nicht gesehen. Vor Santa Maria kam ihm der Porrino laut weinend entgegen. Ihn hatte das Gerücht von dem Vorgefallenen unterwegs ereilt und spornstreichs zurückgetrieben.

Wo ist Donna Julia?

Über den Hals des Pferdes gebeugt, ruft es ihm der Cardinal schon von weitem zu.

Der Trostlose antwortet mit derselben unbestimmten Gebärde wie die Einwohner von Fondi.

Mensch! Und du schämst dich nicht zu leben, wenn Donna Julia geraubt ist?

Gnädigster Herr, es ist nicht meine Schuld, daß ich lebe, antwortete der Jüngling mit Würde. Ich war verschickt und bin nur kurz vor Euch angekommen. Aber in Barbarossas Gewalt ist Donna Julia nicht. Alle Übriggebliebenen versichern, daß sie sich nicht unter den Gefangenen befand.

Ippolito war abgestiegen und reichte ihm die Hand in einer Weise, die eine stumme Abbitte enthielt. Sein Blut, das beim Anblick des zerstörten Fondi wie eingefroren war, begann wieder zu fließen. Lieber will er sie ja unter den Toten finden, wenn sie nur dem Barbaren entronnen ist!

Was sagen die Schloßbewohner?

Die sind alle tot oder verschleppt. In der Stadt aber heißt es, daß sie zu Pferd entkommen sei.

Das gebe Gott! Hast du schon im Schloß Umschau gehalten?

Herr, es brennt noch und ist nicht betretbar.

Das wollen wir gleich untersuchen.

Er übergab sein Pferd einem Knecht, bestimmte das Quartier, wo er mit seinem Stab absteigen wollte, und erteilte Befehle für die nachfolgende Mannschaft. Dann wählte er zwei Offiziere aus, die im Kriegsbau Erfahrung hatten, und eine Handvoll Soldaten. Der Porrino schloß sich an und zusammen begaben sie sich, jeder das Haupt durch einen schweren Stahlhelm geschützt, nach dem Schloß, das wieder stärker rauchte. Der Brand hatte fortglimmend eine noch unversehrte Futterkammer erreicht und war von neuem aufgeschlagen.

Als sie am Dom vorüberkamen, der von einer Seite an das Schloß stieß, warf der Ankömmling einen Blick hinein und gewahrte, daß nicht nur Altäre und Sakristei geplündert, sondern auch die Grabstätten der Barone erbrochen und nach Schätzen durchwühlt waren. Selbst den Stammesheroen der Colonnese, Prospero und Marcantonio war das Grab geschändet und ihre Gebeine herausgeworfen. Ippolito ließ sie zusammenlesen und die Gräfte notdürftig wieder schließen.

Am Eingang des Schloßhofes lagen die Leichen der Verteidiger noch so, wie sie gefallen waren, der Sonne ausgesetzt, ein furchtbarer Anblick; auch der Kastellan mit seinen beiden Söhnen unter ihnen, der die Verwahrlosung der Festungswerke teuer bezahlt hatte. Im Schlosse selber mußte wegen der Einsturzgefahr jeder Fußbreit untersucht werden, ehe man weiterging; zum Glück war das Balkenwerk seiner Mächtigkeit wegen nur angekohlt, aber noch tragfähig. Aus dem Saal der Urazzi, der soviel heitere Feste gesehen hatte, drang der Rauch, die herrlichen Teppichschildereien hingen als geschwärzte Fetzen von den Wänden und schwelten leise weiter. Gemälde und Statuen waren zerhauen — Bilder verachtet der Muselmann —, die sonstigen Kostbarkeiten weggeschleppt.

An der Innentreppe wartete der Eindringenden ein ergreifender Anblick. Da lagen hintereinander die Sarazenen des Kardinals, wie sie stufenaufwärts den Zugang zu den oberen Räumen verteidigt hatten, von ihren eigenen Glaubensgenossen erschlagen.

Wackere Bursche, sagte ihr Gebieter, indem er über sie wegstieg, wie es der Feind getan hatte. Aber am Eingang des langen Korridors, der sich in mehrere Gänge teilte, überließ er die Führung dem Porrino, denn er selbst hatte nur einmal in dem Schlosse genächtigt. Das war vor fünf Jahren bei seinem ersten Besuch, als sein Oheim Strozzi, der Verehrer aller Frauenschönheit, ihn als neuernannten Kardinal in Fondi einführte. An jenem Abend, wo Julius und seine Augen zum erstenmal ineinander hängen

blieben und nicht mehr wußten, wie sich voneinander lösen. Damals hatte er mit dem Oheim in dem Gästeflügel geschlafen, den Weg zu Julias Gemächern kannte er nicht. Porrino ging durch den Mittelgang voran. Vor der Schwelle der Herrin lag ein neues Hinderniß, eine menschliche Gestalt, zum unförmigen Klumpen zusammengeballt, mit rundem Rücken fast wie ein Igel anzusehen. Der unglückliche Zwerg, der durch seinen Opfertod die Räuber aufgehalten hatte, daß Julia Zeit zur Rettung gewann.

Ippolito sah ihm ins Gesicht: Armer Margutte! Du allein hast also das Herz am rechten Fleck.

Julias Zimmer war noch im gleichen Zustand, wie der Pirat es verlassen hatte. Da stand noch das Bett, wie sie in Eile herausgesprungen war, und am Boden lagen die Gewand- und Wäschestücke, von der Säbelspitze des Barbarossa aus den Truhen gezogen und umhergestreut. Auch Stücke des kostbaren Miniaturenerwerkes fand er von Säbelhieben zerhackt unter den andren Fetzen, ein Zeichen, wie wert Julia das Buch gehalten und daß sie es zuletzt noch um sich gehabt hatte. Ippolito suchte ebenso, wie es Khair-Eddin getan hatte, nach einem geheimen Ausgang, und Julias Flucht blieb ihm so rätselhaft wie diesem. Denn die Tür, die zertrümmert in den Angeln hing, bewies zur Genüge, daß die Überfallene keine Zeit gehabt hatte, über den Korridor den einzig möglichen Rettungsweg zu gewinnen, die kleine Zugbrücke, die das neue Schloß mit dem alten verband. Also konnte sie sich nur durchs Fenster gerettet haben. Als der Kardinal sich hinausbeugte, erblickte er die Konsolen, die dem Barbarossa in der Nacht entgangen waren, und begriff. Da hinaus hatte die zarte Frau sich gewagt über der schwindelnden Tiefe.

Als bald schwang er sich selbst hinunter, nachdem er den Helm aufs Gesimse gestellt hatte, und faßte auf der nächsten Fuß, das Gesicht zum Fenster gekehrt. Da sah er von der Brüstung ein sehr langes Haar herunterhängen, dessen leuchtendes Braun mit goldenen Lichtern flimmerte. Jetzt war kein Zweifel mehr. Er

wand es zärtlich um den Hals und schob sich zum Entsetzen der Nachblickenden von Konsole zu Konsole, wie es in der Nacht die Flüchtenden getan hatten. Dem Ingenieuroffizier, der ihm folgen wollte, winkte er zurückzubleiben. Auf der letzten der Konsolen lag noch das Brett, das über den Abgrund in die Luke des Turmes führte. Das also war ihr Rettungsweg gewesen. Der Medici war sehr beherzt und sicher, denn es gab kein noch so halbsbrecherisches Kunststück seiner farbigen Begleiter, das er ihnen nicht abgelernt hätte, aber um diesen Schritt der geliebten Frau nachzutun, mußte er seine ganze Willenskraft zusammennehmen.

Innerhalb der Luke blieb er stehen, stutzte und ging nicht weiter. Denn von oben hing an einem frisch eingemauerten Haken ein Seil herunter. Julia hatte auf der eiligen Flucht sein Anstreifen gefühlt, aber sich nichts dabei gedacht. Anders der Kardinal. Wer das Seil in die Hand nahm, konnte von der Luke aus gefahrlos den gähnenden Abgrund überschreiten, und wenn er es drüben befestigte, wo noch von alters her Eisen aus der Mauer vorstanden, so hatte er auch für den Rückweg einen Halt. Jetzt klirrte auch noch ein staubiges Ding zu seinen Füßen, und als er es aufhob, war's die Ampel, die dem Knecht zu seinen nächtlichen Abenteuern geleuchtet hatte.

Mit einem Male befiel den leidenschaftlichen jungen Mann eine Übelkeit, daß er sich an die Wand lehnen mußte. Diese wohl-durchdachte Vorrichtung, der Julia ihr Entkommen dankte, konnte nicht im Augenblick der Gefahr aus dem Boden gestampft sein und stammte auch nicht aus älteren Tagen. Es war ein vorbereiteter Schleichweg. War es ein — Liebes-schleichweg? Galt er ihrem Fenster, vor dem er endete?

Wie wenn ein Wagen im stärksten Lauf auf einmal von einer Riesensfaust gepackt würde, daß sein ganzes Gefüge in sich ächzt und knackt, so griff ihm etwas in die Brust und drehte sein ganzes Fühlen in die umgekehrte Richtung. Hätte er sie tot gefunden, es wäre ein kleines gegen die Marter dieses Zweifels. Alle die zahl-

losen schlüpfrigen Geschichten von der Schlaueit verbuhelter Frauen fielen ihm ein, mit denen die Großen und ihre Umgebung zum Ergözen von Mann und Weib ihre Gastmähler würzten und die wie ein schlammiges Meer das Bewußtsein Aller umwogten, als wären sie der einzig wahre Ausdruck des Menschenlebens. Wenn auch sie nicht anders wäre als die Allgemeinheit ihres Geschlechts? Wenn sie ihn betrogen hatte, indem sie ihn an eine tiefe, stillentsagende Neigung glauben ließ und mit ihrer meisterlichen Kunst des Abstandes seine Leidenschaft gefesselt hielt, daß sie nicht vor- noch rückwärts konnte, während ein anderer sie auf andere Weise besaß? Aber wer, da doch der ganze männliche Hofstaat, wie er von dem Porrino wußte, verschickt war? Ihm schwindelte. Vielleicht ein Niedriggeborener, einer vom Gesinde, der zum Turm den Zugang hatte. Oh, solche Verirrungen waren nicht ohne Beispiel. Wie manche vornehme Frau hatte sich einen gemeinen Dienstmann zum heimlichen Gespons erkoren. Wenn die Witwe des Colonna ihre Güter und ihre Freiheit wahren und doch zugleich ihre Jugend genießen wollte, so gab es keinen abgefeimteren Gedanken für ein Frauenhirn als diesen. Ein Niedriggeborener erregte keinen Verdacht, und wenn er unbequem wurde, konnte man ihn verschwinden lassen. Mit rasender Schnelligkeit durchliefen seine Gedanken die ganze Skala menschlicher Verworfenheit, an die ihn das Weltleben gewöhnt hatte, vom Leichtsinne bis zum Verbrechen, und jeder stieß ihm einen Dolch ins Herz; aber in ihrer Wut und Tollheit liefen sie sich desto schneller zu Tode.

Von klein auf hatte dieser Sohn seines Jahrhunderts die Welt in Sinnlichkeit und Selbstsucht verstrickt gesehen, und er selber machte keine Ausnahme. Aber auf der anderen Seite stand ein Engel und hielt die Wage. Dieser Engel hieß Julia Gonzaga, ihr Amt war es, dieses Erdendasein im Gleichgewicht zu halten, damit die Menschheit nicht ins Chaos stürzte. Wo an Frauenreinheit gezweifelt wurde, da nannte man ihren Namen, und die

Spötter verstummten. Es war wie eine Musik von süßer Schwere um ihn, wenn er nur an sie dachte. Dafür diente er ihr unbelohnt schon ins fünfte Jahr. Durch seinen Dienst und seine Liebe hatte er einen Anteil an ihrer Vollkommenheit, auch ohne eigene Verdienste, sie verknüpfte ihn unmittelbar mit dem Höheren. Und das alles sollte eine lügnerische Maske gewesen sein, hinter der sich die alltägliche Gemeinheit des Lebens barg? Wäre doch ein Feind zur Stelle, auf den er sich mit seinen tapferen Reitern stürzen könnte, um die Schlacht in seinem Inneren zu übertäuben. Wie herrlich war die Welt noch vor wenig Augenblicken gewesen trotz der Qual der Angst, in der er herflog, ganz durchflutet von der heroischen Melodie des Opferwillens, sein und der Seinigen Leben an die Rettung der geliebten Frau zu setzen.

Ja und was wollte er jetzt noch hier? Sie war ja in guten Händen, wie er sich mit Hohn sagte. Wer sie hinausgeführt hatte, mochte auch für ihre Zukunft sorgen. Geringe Leute kennen immer am besten alle Schlupfwege. Und wenn es ihr übel erging, mochte sie's haben! Also umkehren, da kein Feind mehr da ist, aufbrechen, sobald sich die Truppe ausgeruht hat.

Aber konnte er nicht auch eine feinere Rache nehmen? Vielleicht war der Mensch, in dessen Hände sie sich gegeben hatte, ein Feigling, der sie in der Not verließ. Die Wälder waren nicht frei von wilden Tieren, und räuberisches Gesindel gab es gleichfalls. Zwar sie verdiente kein besseres Los, aber er konnte sich auch den höheren Triumph gönnen, sie zu suchen, zu retten, zurückzuführen und ihr dann angesichts dieses Turmes, der von ihrer Schande wußte, seine ganze Verachtung ins Gesicht schleudern, bevor er auf immer von ihr ging. Daß der Drang, sie wenigstens noch einmal zu sehen, an der grausam wollüstigen Ausmalung dieser Szene seinen Teil hatte, gestand er sich selber nicht. Er riß das verräterische Seil aus dem Haken und warf es durch die Luke hinaus, die Ampel sandte er mit einem Fußtritt nach: niemand sollte diese Entdeckung, durch die er sich selber lächerlich erschien,

mit ihm teilen. Gleich belohnte sich die feinere Regung, denn sobald die stummen Verleumder weg waren, wurde ihm leichter. Zwei Frauenaugen, die immer das Beste in ihm geweckt hatten, blickten ihn durch seinen verfinsterten Luftkreis rein und ruhig an, er spürte wieder ihr Wesen wie Musik um sich, die leise zu klingen begann. Ist es nicht Wahnsinn, was ich mir da zusammendenke? mußte er sich selber fragen. Ein Seil und eine Ampel, zwei gemeine Gegenstände des Alltags, sollten zeugen dürfen gegen eine solche Frau? Ist nicht das Band, das uns verflochten hat, stärker als dieser Seilstumpfen, und die Sonne die unsere Neigung beschien, lauterer als ein stinkender Ampelbocht?

Aber wie er auch ankämpfte gegen das Niedrige, das ihn beschlichen hatte, seine Seele blieb krank und verstört. Die Furien des eifersüchtigen Wahnes lauerten noch nahe genug, um wiederzukehren. Unterdessen war er, dem ersten Bewegungsantrieb folgend, halb unbewußt die enge Turmtreppe hinabgeglitten und kam vor das offene Thor, wo noch die Leiter lehnte. Als er auch diese heruntergeklettert war, sah er in dem längst verharschten Schlamm jener Fluchtnacht die bloßen Füße der Fliehenden abgedrückt, und in den durcheinanderlaufenden Spuren meinte er Julias schlanke, geschwungene Sohlen herauszuerkennen. Mit Erleichterung nahm er wahr, daß jedenfalls mehr als zwei Personen die Leiter herabgestiegen waren, und wenn dies auch keine Bürgschaft gegen seine Zweifel gab, so erweckte es doch minder quälende Vorstellungen und stützte einigermaßen den besseren Glauben. Von dieser Stelle aus verfolgte er Julias Flucht unter den Arkaden hin bis zu dem Mauerspörtchen und begriff nun, daß sie sicher ins Freie gelangt sein konnte. Alles andere aber blieb so dunkel wie zuvor. Wer sie geführt hatte, ob und wo sie sich Pferde verschafft, wohin sie sich gewandt, darüber konnte auch der Porrino, der sich über den Klosterhof wieder zu ihm fand, keinerlei Mutmaßungen hegen. Von der verfänglichen Wahrnehmung erfuhr dieser nichts und schrieb seines Gönners verändertes Wesen und erschüttertes

Schweigen dem schaurigen Luftweg zu, den er ihn hatte machen sehen.

Nachdem Ippolito eine Wache vor das Schloßthor gestellt hatte und für die Wegschaffung der Toten gesorgt, kehrte er in sein Quartier zurück. Da fand er den Podestà, der ihm von beiden Seiten gestützt entgegentrat, denn sein schwerer Körper wankte noch. Er war gleich nach dem Abzug der Piraten an seinen Posten zurückgekehrt, den er in der Nacht verließ, um sich zu verbergen, als nach seiner Meinung nichts mehr zu retten war. Allein bei der Heimkehr befiel ihn ein neuer Schrecken: während man noch starr und stumpf den abziehenden Barbaren nachsah, hatte sich das Raubgesindel der Landstraßen über die offenliegende Stadt hergemacht, die Hyänen, die niemals fehlten, wenn Feindesgewalt oder Erdbeben den unglücklichen Landstrich heimsuchten. Sie schleppten vor den Augen der Wehrlosen den Rest ihrer Habe weg. Denn der Barbarossa hatte nur das Kostbarste mitgenommen, diese raubten auch die letzte Nothdurft. Niemand hatte mehr zu essen und von dem Beispiel verführt, bestahl der Nachbar den Nachbarn.

Der Kardinal versprach militärischen Schutz und ordnete gleich das Nötige an. Er besetzte die Tore, daß niemand ohne Ausweis herein- oder hinauskonnte, vor alle öffentlichen Gebäude stellte er Wachtposten und ließ den Rest der Truppen vor der Stadt lagern, wo die Leute sich an ihren mitgebrachten Vorräten erquickten und auch den hungernden Landeskindern davon mitteilten. Durch Trompeter ließ er in Stadt und Umgegend ausrufen, daß er gekommen sei, um im Namen der erlauchten Gräfin von Fondi die Ordnung wiederherzustellen, und daß jeder beim Plündern Ergreifene ohne weiteres an seinen Hals gehängt werden sollte. Nach Terracina hatte er unterdessen Befehl gesandt, daß die nachfolgende Mannschaft nicht mehr auszuschießen, sondern gleich zum Schutz der eigenen Küste zurückzuschicken sei. Die Anwesenheit der Truppe war eine Wohlthat für das unglückliche Fondi, und

der starke Lebensstrom, der von der Persönlichkeit des Führers, ja von der bloßen Nennung seines Namens ausging, hob die gesunkenen Gemüther. Die Diebstähle von seiten der Eigenen hörten auf, und mancher ältere Mann, der noch Mark in den Knochen hatte, stellte sich der Militärgewalt zur Verfügung, um beim Wiederaufbau der Ordnung zu helfen. Alle segneten den Stifter des Heils; der aber ging mit finstern Gesicht umher, sprach kurz und barsch und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß der Porrino in diesem rauhen Soldaten den feinen Weltmann, den Freund der Musen und Grazien, nicht mehr erkannte.

Der Podestà hatte gleich nach seiner Rückkehr durch öffentliche Bekanntmachung eine Belohnung für denjenigen ausgesetzt, der die erste Nachricht von dem Fluchtweg der Gräfin bringe.

Kretine! murmelte der Kardinal zornig, als er es erfuhr; konnten sie nicht in der Stille suchen, mußten sie auch die Banditen auf ihre Spur heizen!

Allein die weitere Umgebung war so reich an Schlupfwinkeln aller Art in Berg-, Busch- und Sumpfwald, an natürlichen Höhlen und alten Unterbauten aus der Römerzeit, daß es ein nutzloses Unterfangen war, ohne Anhaltspunkt zu suchen. Natürlich fanden sich viele, die die Gräfin auf der Flucht gesehen haben wollten, der eine da, der andere dort, der zu Fuß, der zu Pferd, aber ging man den Angaben nach, so führten sie ins Leere. Auch in dem geretteten Tri wußte man nichts vom Verbleib der Herrin. Des andern Tages kehrten noch verschiedene von den Vermißten zurück, darunter sogar eine von Julias Ehrendamen, die man im Strandgeflüß gefunden hatte — wie sie dorthin geraten war, wurde niemals aufgeklärt, denn die Unglückliche hatte den Verstand verloren. Von Julia selber keine Spur.

Während sich die Stadt ein wenig von den nächsten Angsten erholte, sah es auf dem Lande traurig aus. Die Plündererbanden, die bei Annäherung des Kardinals zerstoßen waren, suchten die in der Ebene zerstreuten Wohnstätten heim, in denen noch etwas zu

finden war, und erschlugen die Bewohner, die sich zurückwagten. Aus Sperlonga, Trajetto und anderen Ortschaften, die der Piratenkönig noch zerstört hatte, kam zerlumpies Volk und half beim Plündern. Denn diese elenden Menschen, die selber obdach- und brotlos geworden waren, sahen keinen Ausweg, als sich den Räubern anzuschließen und mit ihnen gemeinsame Sache zu machen. So wuchs das Gesindel lawinenartig an; es laufe, so hieß es, einem Bandenführer zu, dessen Name kaum minderen Schreck verbreitete als der des Barbarossa.

Mitten in diesen neuen Unruhen kam zu Ippolitos Überraschung auf seinem in Terracina gelassenen Leibroß Ascanio angesprengt mit dem Sacripante. Er war auf eigene Hand mit dem Transportschiff angekommen und hatte es durchgesetzt, zu landen und das ausgeruhete Leibroß des Kardinals zu besteigen.

Ich bringe Euch den Bajazet und den Sacripante, rief er seinem Herrn entgegen, während der Hund diesen fast mit seinen Liebkosungen umwarf. — Das Tier war so außer sich über Euer Verschwinden, daß es wie ein Sturmwidder gegen die verschlossenen Türen rannte und sich in seiner Verzweiflung noch den Kopf zerschmettert hätte, wenn es Euch nicht hätte folgen dürfen.

Du bist recht unvorsichtig, Kleiner, so allein zu kommen. Der Meo da Penna ist um den Weg mit seiner Bande, die ganze Gegend wimmelt von Raubgesindel.

Ich sah es wohl, Eure Herrlichkeit. An Stellen, wo der Weg sich krümmt und die Felsen überhängen, zeigten sich Gesichter, denen ich nicht zu Fuß begegnen möchte. Aber mit dem Bajazet und dem Sacripante konnte mir nichts geschehen.

Die Ankunft des Knaben, der den Piratenüberfall mit klaren Sinnen erlebt hatte, brachte in das noch schwebende Dunkel Licht und benahm seinem Herrn die Reste des eifersüchtigen Wahns. Denn als dieser ihn mit Vorsicht über Donna Julias Flucht und ihren mutmaßlichen Helfer befragte, beichtete Ascan sein Aben-

teuer mit der Sanzia, und wie es durch Tommasos Dazwischenkunft vom Fenster her gestört wurde. Das erhellte mit einem Schlag die räthselhaften Umstände dieser Rettung.

Ich kenne das ganze Schloß, sagte der Knabe. Glaubt mir, es ist wie ich sage. Einen anderen Weg als über die Konsolen gab es nicht mehr, und nur Tommaso, der ganz nahe war und der flink ist wie eine Katze, konnte sie noch hinausbringen.

Der Kardinal wurde ganz stille. Die Neue wegen seines unedlen Verdachtes und das Staunen, daß die Vorsehung sich so unheiliger Hände bedient hatte, um eine Heilige zu retten, machte ihn völlig zerknirscht. Darüber entging der kleine Taugenichts jeder Rüge wegen seiner ungebührlichen Aufführung in dem gastfreundlichen Schlosse.

Unter den nach Fondi Heimgekehrten befand sich auch der Bischof, der von der Aufregung erkrankt war und sich entschuldigen ließ, daß er dem hochwürdigsten Herrn Kardinal die schuldige Aufwartung nicht machen könne. Als dieser mit dem Porrino zu ihm eilte, fanden sie den alten Herrn, dessen gelassene Liebenswürdigkeit wie immer den Dingen die härtesten Spitzen abbog, ohne ernstliche Sorgen über Julias Geschick. Sie hatte ja noch am Vorabend des Überfalls die Absicht geäußert, sich mit ihren Damen nach Vallecorsa zu begeben, und ohne Zweifel waren die Anstalten schon getroffen. Warum sollte sie ihren Plan nicht im Augenblick der Gefahr ausgeführt haben? Pferde waren gewiß aufzutreiben — auch er selbst war zu Pferd entkommen, obwohl der bischöfliche Palast früher gestürmt wurde als das Schloß. Der Weg nach Vallecorsa führte durch dichte, undurchdringliche Bergwälder, wo sie vor dem Auge der Verfolger gedeckt war. Freilich mußte die nächtliche Flucht durch die Wälder schauerlich gewesen sein, aber sie hatte doch sicher zum guten Ziele geführt, denn wenn Donna Julia sich mit ihrer Begleitung in der Umgebung verborgen hätte, so wäre sie jetzt so gut wie alle anderen zurückgekehrt.

Während so die Besorgnisse des Netters eingelullt wurden, verbrachte die hilflose Frau entsefliche Stunden. Seit sie durch die Verfolgung Barbaroffas zwischen zwei Feuer geraten war und auch das Jagdschloß in den Händen der Piraten gesehen hatte, was nur durch den Verrat der Einheimischen möglich war, gab sie die Hoffnung auf, zu Fuße eine feste Zuflucht zu erreichen, und die Flüchtigen suchten ihr Heil nur noch im bergenden Dickicht. Zuweilen hörten sie Stimmen anderer Flüchtigen, aber sie wagten sich nicht um Nachricht hervor, Julia fürchtete verraten und ausgeliefert zu werden. Den ersten Tag hatten sie sich von den wilden Früchten ernährt, deren das Waldgebirg viele hervorbrachte. Als dann der Hunger unerträglich wurde, ließ Tommaso die Frauen in dem Versteck zurück, um im Thal nach Nahrungsmitteln zu suchen und ein Saumtier aufzutreiben, mit dem sie über das Gebirge gelangen konnten, denn sie glaubten Fondi noch immer vom Feinde besetzt. Die Stadt lag drunten in der Ebene wie mit Händen zu greifen. Aber Lagerfeuer brannten vor der Mauer, und sie sahen Waffen blitzen, ohne zu wissen, daß es Freundeswaffen waren. Wohl dachte Julia zuweilen, ob nicht Ippolito von ihrer Not gehört habe und zu Hilfe geeilt sei, aber es war nicht möglich, von hier aus seine Fahnen zu erkennen. Aus weiter Ferne schimmerte ein Stück Meer, jedoch der Strandwald versperrte den Ausblick auf die Küste; so konnten sie nicht wissen, daß Rhair-Eddins Flotte längst verschwunden war. Bevor Tommaso das Thal erreichte, fügte es der Zufall, daß er in einer Waldschlucht ein paar junge Weiber und Kinder aus dem Volke sitzen sah, die bei Annäherung der Korsaren aus ihren Gehöften geflohen waren und auch nichts vom Abzug des Barbaroffa wußten. Sie hatten die Reste ihrer mitgenommenen Nahrungsmittel vor sich ausgebreitet und aßen. Als nun plötzlich ein halbnackter, verwildert aussehender Mensch zu ihnen herabgesprungen kam, liefen sie schreiend davon und ließen die Vorräte zurück, die Tommaso alsbald an sich raffte. Damit fristete man sich einen weiteren Tag.

Aber als der Knecht von der Not gedrängt sich zum zweitenmal nach Nahrung aufmachte, kehrte er nicht wieder. Die Nacht brach über dem vergeblichen Warten herein, für die geängsteten Frauen die schrecklichste von allen. Jedes fallende Blatt, jeder verlorene Vogelton erschreckte sie in ihrem Laubversteck, und der verhangene Himmel schien sogar dem Gebet den Aufstieg zu verwehren. Aber auch der Morgen brachte den Verschwundenen nicht zurück, und nun ergoß sich über die verlassenen Frauen erst die ganze Schale des Unheils.

*

Als der Kardinal mit dem Porrino aus dem bischöflichen Palaste kam, sahen sie am Ende der Straße einen Auflauf. Bewaffnete führten einen jungen Menschen mit auf den Rücken gebundenen Händen daher, der sich verzweifelt sträubte und mit Stößen vorwärts getrieben wurde.

Blitzschnell sprang der Kardinal dazwischen.

Wohin mit diesem Menschen?

Herr, er gehört zu der Bande des Meo da Penna. Er wollte in Santa Maria Nachlese halten. Wir haben ihn auf der Tat ertappt und sind dabei, ihn nach Euer Herrlichkeit Befehl zu hängen.

Was fällt euch ein, ihr Tölpel, einen Ehrenmann hängen zu wollen, der uns die schätzbarsten Aufschlüsse geben kann.

Jener warf sich schreiend auf die Knie.

Bei der allerglorreichsten Jungfrau, Euer Hochehrwürden, Herr Kardinal, ich bin kein Räuber, ich bin guter Leute Kind. Aber wenn Eure Herrlichkeit mir mein Leben zusichert, so will ich alles sagen, was Eure Herrlichkeit wissen will.

Da tußt du wohl, mein Sohn. Solange einer redet, lebt er. Nimm deine Schreibtafel, Gandolfo.

Nun stellte er seine Fragen:

Wo befindet sich der Meo? — Wie stark ist seine Bande? — Wie ist ihre Bewaffnung? — Schreib alles auf, Gandolfo.

Der Bursch war der Bande erst seit kurzem zugelaufen und wurde nur zum Spionendienst verwandt, das Stehlen trieb er daneben auf eigene Rechnung. Er konnte daher dem Kardinal nicht viel Neues sagen. Die wertvollste Mitteilung war, daß der Meo sich in dem verwüsteten Jagdschloß Monfalcone niedergelassen hatte und von dort aus Streifzüge unternahm.

Jetzt kam die Hauptfrage:

Was weiß man in eurer Bande von dem Verbleib der Gräfin von Fondi?

Euer Gnaden, ich erfuhr erst heute in der Stadt, daß sie gesucht wird.

Das freut mich. Hast du mir noch mehr zu sagen?

Ich weiß nichts mehr, gnädigster Herr. Befehlt jetzt, daß diese Leute mich losbinden.

Er weiß nichts mehr, jetzt könnt ihr ihn hängen, sagte der Kardinal sich abwendend.

Der Porrino hielt sich die Hände vor die Ohren, um das Jammergeschrei des Betrogenen nicht zu hören, und folgte betreten seinem Gönner, den er mit scheuen Blicken maß.

Dieser betrachtete eine Gemme an seinem Finger, die er kurz zuvor zerschlagen hatte, und sagte nach einer Weile in seinem natürlichen Ton:

Du bist ein Poet und Schwärmer, Freund Gandolfo, zwei Begriffe, die in einen zusammenfallen, was mein verehrter Lehrer, Herr Pierius Valerianus, eine Tautologie zu nennen pflegte. Wenn ich den Burschen begnadigt hätte, so würde er ja eine Gefahr für Donna Julia.

Ich habe mir kein Urteil über Euer Herrlichkeit Maßnahmen erlaubt, antwortete der junge Gelehrte.

Das fehlte. Aber Euerens kann nicht still für sich denken. Ihr seid ja durchsichtig. Weißt du, wer der Bartolommeo da Penna ist? — So will ich es dir sagen. Er ist der gleichnamige Enkel eines einst angesehenen Goldführers, der nach Ausrottung der

großen Kondottieren durch den Borgia wie viele andere seines Handwerks sein Brot verlor, und weil er kein bürgerliches Gewerbe mehr lernen mochte, mit seinem Häuflein in den Buschwald ging. Er gründete im Apennin eine Räuberdynastie, die wie er das Räuberhandwerk als Kriegskunst treibt und jetzt schon im dritten Glied das Königreich Neapel und die Grenze von Latium brandschatzt. Auch der bewußte Anfall auf den Postreiter fällt ihm zur Last. Lauter Dinge, die du selber wissen müßtest, wenn du nicht ein unheilbarer Träumer wärest. Schlimmeres konnte die Grafschaft nach dem Überfall des Barbarossa nicht treffen, als daß der Meo da Penna ihr die Ehre seines Besuches erweist. Ich werde Fondi nicht verlassen, bevor ich ihn unschädlich gemacht habe.

Diese Dinge waren mir in der That ganz unbekannt, antwortete Gandolfo kleinlaut.

Freilich, du kennst nur die Räuber, die weiland Theseus schlug, von deinen Zeitgenossen weißt du nichts. Freund Gandolfo, ich werde dich immer gerne um meine Person haben, aber mit militärischen oder politischen Aufträgen werde ich dich nie betrauen.

Ihr würdet mich damit auch sehr unglücklich machen, gnädigster Herr. Die Welt ist nicht so einfach, wie sie am Studiertisch erscheint. Aber Euch auf meine Weise dienen zu dürfen, das würde für mich immer das Ziel aller Ziele sein.

Das sollst du gleich. Nimm Feder und Papier und schreibe in meinem Namen an Donna Julia für den Fall, daß sie sich wirklich in Vallecorsa befindet. Sag' ihr mit meinem ehrerbietigen Grusse, daß Fondi in guten Händen sei und daß ich um Nachricht über ihr Befinden bitte. Sie möge ruhig an Ort und Stelle bleiben, bis die Grafschaft gesäubert ist und ich ihr die Schlüssel einer wieder gesicherten Stadt in die Hände legen kann. Den Brief gib dem Garofalo, den ich mit zurückgebracht habe, weil er die Gegend am besten kennt. Er soll sogleich satteln und dann ohne Zeitverlust mit der Antwort zurückkehren.

Der Jüngling strahlte und beeilte sich zu gehorchen. Allein bevor der Brief fertig geschrieben war, hatte sich die freudige Hoffnung in Schrecken und Entsetzen gewandelt.

Im Vorzimmer des Kardinals mitten unter der türkischen Leibwache hockte ganz verängstigt und verwirrt ein altes Weib aus dem Gebirge, das ein zusammengewickelter Bündel unter dem Arme trug. Bei seinem Eintritt kniete sie ehrfurchtsvoll nieder. Er hob sie auf und fragte nach ihrem Begehr. Da wickelte sie ein Gewandstück aus zartester weißer Wolle, das mit amethystfarbener, seidenen Blumengeranke und Goldfäden wundervoll durchwirkt, aber um und um zerfetzt war, auseinander und hielt es ausgebreitet in die Höhe. Sie hatte es fest zusammengerollt und unter Dornestrüppe versteckt im Walde auf dem Weg nach dem Jagdschloß gefunden.

Es ist das ihre, sagte Ascanio augenblicklich und küßte aufschluchzend einen Zipfel, sie trug es noch am Morgen vor dem Überfall in ihrem Schlafzimmer.

Bist du dessen sicher? fragte sein Herr erbleichend.

Ja, Herr, denn ich sah sie durch das Schlüßelloch der Zofe, als diese ihr die Haare kämmte.

Das Betragen des Sacripante, der das Gewand beschnupperte und zu winseln anfang, bestätigte zum Überfluß die Angaben des Knaben.

Dem Liebenden stand das Herz einen Augenblick still und begann dann mit furchtbarer Heftigkeit zu schlagen. Also war Vallecorsa nur ein Trugbild, sie irrte im selben Wald, wo sich der Meo umtrieb, im höchsten Brennpunkt der Gefahr. Wenn sie in seine Hände fiel, so war ihr Schicksal noch schlimmer als mit dem Barbarossa auf hoher See. Er packte vorn sein Ringelhemd, das er unter dem Kleide trug und wand sich wie ein Erstickender in den stählernen Maschen.

Aber jetzt war es nicht die Zeit zu verzweifeln und jede verlorene Minute zu verfluchen. Jetzt mußte jeder Gedanke der Angst sich

in Tat verwandeln. Er rief den Garofalo, der zum Glück noch nicht weg war, daß er sich von der Frau den Fundort genau beschreiben lasse, er selber beriet sich mit denjenigen seiner Offiziere, die in dem Kleinkrieg des Bandenwesens schon Erfahrung hatten, und schickte zunächst seine Leute in kleinen Gruppen vor, je vier und vier in einem Abstand von hundert Schritten, daß sie sich gegenseitig stützen und zu Hilfe kommen konnten. So schob er ein engmaschiges Netz von Bewaffneten über den ganzen Südhang des Berges hinauf, worin die Strolche sich fangen mußten. Alle waren gut bewaffnet und mit Pfeifen versehen, auf denen zwei bestimmte Signale verabredet wurden, das eine, um sich gegenseitig zu rufen, das andere, längere, um anzuzeigen, daß die Gesuchte gefunden sei. Zur Sicherheit wurde noch eine starke Abteilung am Fuß des Berges aufgestellt, um für den Fall eines überlegenen Angriffs als Rückhalt zu dienen. Ein paar Leute aus der Gegend begleiteten die Streifmannschaft als Führer, die außer der Waffe auch Pinsel und angerührten Mennig mit sich trugen, um die Bäume zu bezeichnen und der Flüchtigen, Verängsteten die nahe Hilfe anzusagen oder ihr, falls sie verirrt wäre, die Richtung zu weisen. Sobald der ganze Wald besetzt war, daß er den fliehenden Banditen zur Falle werden mußte, und Donna Julia's Spur gefunden, sollte eine andere Abteilung sich rasch auf das in ein Räuberneß verwandelte Schloßchen werfen.

Als alles bestimmt war, stieg Ippolito selber zu Pferde, denn er ertrug es nicht, in Ruhe den Erfolg seiner Anordnungen abzuwarten. Der Garofalo folgte ihm, er sollte heute der Herrin den Dank für das geschenkte Leben abtragen. Beide starrten von Waffen und hatten den Kopf mit Eisenhauben geschützt. Sacripante sprang mit freudigem Bellen voran. Über die Stelle weg, wo das Gewandstück gefunden wurde, führte der Fußpfad so schroff hinauf, daß ihre Pferde fast klettern mußten. Dann ritten sie eine Zeitlang auf ebenerem Weg an den Spuren eines Meilers vorbei, hinter dem der Hochwald steil herabfiel, mit vielfachem

Myrtengestrüpp durchwachsen. Als es wieder bergauf ging, nahm der Knecht den Sacripante, der sehr aufgeregt war, an die Leine. Frische, rote Zeichen an den Bäumen zeigten, daß die Streifmannschaft schon vorübergekommen war. Auf einmal begann der Hund, der schon mehrmals geknurrte hatte, zu bellen und zerrte wütend an der Leine, denn hinter ihnen knackte und raschelte es wie von aufgeschrecktem Wild. Da hielt der Medici sein Pferd an und horchte, während der Hund sich wie toll gebärdete und vergebens dem Rascheln nachstrebte, das sich felsenaufwärts fortsetzte wie von einer Schlange. Jetzt tönte aus einiger Entfernung von unten ein kurzer Pfiff, dem gleich darauf ein ebensolcher aus der Nähe antwortete.

Das sind unsere Leute, sagte Ippolito, und gleich darauf traten vier Bewaffnete zwischen den Bäumen hervor, die grüßend haltmachten.

Zu Euer Gnaden Befehl. Hab Ihr gepfiffen?

Ich nicht. Saht ihr etwas Feindliches im Walde?

Wir sahen nichts, gnädigster Herr. Aber die Leute des Herrn Berlinghieri fanden in der Nähe einer verlassenen Mühle den ganz ausgezogenen Leichnam eines Erschlagenen, an dem schon die Tiere genagt haben, und der Führer will in dem Toten den Turmwächter von Fondi erkannt haben.

Es war in der That, wie sich später zeigte, der unglückliche Tommaso. Ob er bei dem Versuch, sich gewaltsam seinen Bedarf zu nehmen, das Leben eingebüßt hatte, ob er von anderen Hungrigen bei der Verteidigung seiner Beute erschlagen worden war, hat niemand je erfahren. In jenen Schreckenstagen, wo das beste Vieh von den Piraten weggetrieben, Scheunen und Schober verbrannt waren, galt ein Huhn oder ein paar Eier mehr als ein Menschenleben. Das unaufgeklärte Ende des Unseligen gab der Nachwelt, die von den näheren Umständen nichts mehr wußte, zu der abscheulichen Legende Anlaß, Donna Julia habe im Übermaß der Sittenstrenge, um das verletzte Schamgefühl zu rächen,

den Knecht, ihren Retter, der sie halbnackt aus dem Bette riß, heimlich erdolchen lassen, damit kein Lebender sich rühmen könne, ihre verborgenen Reize gesehen zu haben.

Noch einmal ertönte jetzt das verabredete Zeichen von unten, aber diesmal scharf und schneidend wie ein Hilferuf. Die Vier fuhren auf und im Sprung über die Felsenböschung hinab, einer hinter dem andern, und dann in langen Fluchten über die leere Meilerstelle hinweg, dahin, wo ihre Kameraden nach Beistand riefen. Ihr Gebieter horchte noch ein wenig, ehe er von Angst getrieben seinen Weg beschleunigt fortsetzte. Ein Krampf des Jammers schüttelte sein Innerstes. Der Beschützer tot und Julia allein, wer weiß wie lange schon, unter Raubwild und Mördern. Vielleicht war sie ihnen schon in die Hände gelaufen und der Knecht bei ihrer Verteidigung gefallen. Das war ja das Schicksal, das er ihr in der Verblendung seiner Eifersucht gönnen wollte. Konnte denn der Himmel die Gedanken eines Verrückten gehört und einen Engel verlassen haben? Wo ist sie jetzt, was ist aus ihr geworden? Kommt er noch zeitig, sie zu retten? — Er ahnt nicht, daß die Frau, die er sucht, gerade jetzt in diesem Augenblick nur wenige hundert Schritte von ihm entfernt der größten Gefahr ihres Lebens entgegengeht und daß es seine eigenen Maßnahmen sind, die ihr die Verfolger zugezogen haben. Denn gleichzeitig mit ihm sucht noch einer nach der Herrin von Fondi, und es fragt sich jetzt nur, wer von beiden sie zuerst findet.

*

Die unglückliche Julia war nach dem langen, vergeblichen Warten auf Tommaso mit der Zofe, die vor Angst irre redete, zuletzt durch den Hunger aus ihrem Versteck getrieben worden. Ihr schwindelte, sie hatte den Begriff der Zeit verloren und es schien ihr, als ob sie schon seit Wochen in diesem Waldgebirge umherirrte. Noch eine Nacht hier oben zu verbringen, war ihr so unmöglich wie dem Mädchen. Die Türme ihrer Stadt ragten wie

ausgestreckte Finger und schienen ihr aus der Ferne zu winken. Ohne Überlegung begannen beide den Abstieg, so sehr die Füße schmerzten. Aber den Weg, den Tommaso sicher hin und her gegangen war, hatten sich die Frauen nicht gemerkt. Sie gingen, ohne die Zeichen zu finden, die ihnen die Richtung gewiesen hätten. Als sie zum zweitenmal an einem Eichbaum vorüberkamen, der eine gestürzte Ulme aufgefangen hatte wie ein Riese, der eine ohnmächtige Riesin stützt, da erkannten sie, daß sie in der Irre gegangen waren. Jetzt wälzte sich die Sanzia, die am meisten zum Ausbruch gedrängt hatte, mit Geheul am Boden und erklärte, nicht weiter zu können. Nur der Gedanke, aus welchem Blut sie stammte, hielt die Herrin ab, daß sie sich nicht verzweifelnd daneben warf. Es gelang ihr, die Magd wieder in die Höhe zu bringen. Auf einem Seitenpfad, den sie zuvor übersehen hatten, gelangten sie an einen Holzschlag, der ihnen bekannt war. Auf einmal hörten sie Männerstimmen und Schritte in geringer Entfernung. Wenn jetzt Donna Julia herausträte und sich zu erkennen gäbe, so würde der Graf Zenga ein Knie vor ihr beugen und sich im Namen des Kardinals die Ehre erbitten, sie nach Fondi heimführen zu dürfen. Aber das Schicksal will die Bequälte noch weiter prüfen, vielleicht auch will es ihre Rettung für einen anderen aufsparen. Julia wagt nicht, sich dem Unbekannten anzuvertrauen und birgt sich mit dem Mädchen ganz stille im Gestrüpp.

Eine lange Zeit verging, bevor sie sich entschloß, den von Holzfällern gehauenen Weg, auf dem die Stimmen verklungen waren, zu betreten. Nach wenigen Schritten entfuhr beiden ein Schrei. Ein Stamm war mit frischer Farbe gezeichnet; es waren mehrere dicke, rote Punkte, die Kugeln vorzustellen schienen, doch die Kugeln waren zerflossen, daß sie langen, roten Tränen glichen; darunter ein Pfeil, der abwärts wies. Staunend, zweifelnd, ihren Augen nicht trauend, aber angefeuert von der Hoffnung, gingen die beiden weiter und fanden nach kurzem einen anderen Stamm

in der gleichen Weise gezeichnet. Diesmal waren deutlich die sechs Kugeln des Mediceerwappens in der bekannten Anordnung zu erkennen, und darunter abermals der Pfeil, der nach Fondi wies. Kein geschriebener Liebesbrief hat je eine stärkere Woge des Entzückens hochgetrieben als diese sechs Kleeblätter auf dem Baum, die die hilfreiche Nähe dessen anzeigten, von dem die Hilfe am süßesten kam. Das Glück war so überwältigend, daß Julia niederkniete, den Stamm mit den Armen umschlang und ihn mit Thränen netzte. Das liebe Zeichen, es nimmt der Wildnis allen Schauer. So versteht nur einer zu trösten. Neues Lebensgefühl strömte ihr durch die Adern, daß sie das persönliche Näherkommen des Freundes zu spüren glaubte. Schon hinter dem nächsten Busch konnte er hervortreten. Beim ersten Bächlein, das sie überschritten, bückten sich beide und wuschen den Fuß aus den Gesichtern. Dann ging es flügelleicht von Zeichen zu Zeichen talwärts, doch nach jeder Biegung dehnte sich der Weg aufs neue und schon glänzte der Himmel purpurn durch die Strämme. Sie fingen trotz der schmerzenden Füße zu laufen an. Plötzlich kam es schnell und leise aus dem Dickicht gesprungen. Ein paar Männer mit in die Stirne gedrückten Hüten warfen sich auf die beiden Frauen. Nur einen einzigen furchtbaren Schrei konnte Julia ausstoßen, dann wurde ihr der Mund zugehalten. Die Jose schrie nicht und wehrte sich nicht, sie lag ohnmächtig in den Armen der Räuber, die sie rasch und behutsam wegtrugen, denn sie hielten der städtischen Kleidung wegen sie für die Gräfin. Diese in ihrer Bauerntracht stieß den Angreifer mit solcher plötzlich erwachten Kraft zurück, daß er ihrer erst Herr wurde, als noch zwei andere über den Steilhang auftauchten und sie wegschleppen halfen.

Den Schrei Julias hatten die beiden Helfer, die sie suchten, vernommen. Gleichzeitig hatte Sacripante sich losgerissen und raste mit gewaltigen Sätzen, die keine nachschleifend, durch das Gebüsch felsenaufwärts, mehr einem Löwen als einem Hunde gleichend. Im Nu waren die Männer von den Pferden und brachen sich, die

blanken Waffen in der Hand, hinter dem Hunde her durch das Unterholz Bahn. Sie konnten nicht rasch genug folgen, weil das Gestrüppe sie aufhielt und sie sich erst den Weg hauen mußten, daß die Zweige flogen. Aber das wütende Bellen des Tieres zeigte die Richtung. Endlich hatten sie den Ort erreicht, von wo der Hilfeschrei erschollen war. Doch da war nichts mehr zu sehen, nur viel weiter oben hörte man Flüche und Blättergeraschel und immer dazwischen das Toben des Sacripante. Wieder kletterten sie felsenaufwärts, der schlanke junge Fürstensohn und der grobschlächlige Kriegsknecht, beide mit gleicher Gelentigkeit und Ausdauer. Zuletzt erklimmen sie eine baumlose Felsenterrasse und sahen kaum fünfzig Schritte vor sich die Frau, die auch in bäurischen Lumpen als die Eine kenntlich war. Ihren ersten Angreifer hatte der Hund niedergerissen und war dabei, ihn mit den Zähnen zu zerfleischen. Aber gleich hatten zwei andere sich auf sie gestürzt, während ein vierter, kleinerer, dem gräßlich brüllenden Kameraden zu Hilfe kam.

Schon unterm Laufen hatte der Jüngling die Pistole aus dem Gürtel gerissen. Die Feuerwaffen waren noch in ihren Anfängen und auch in den geübtesten Händen nicht treffsicher, allein es mußte auf jede Gefahr gewagt werden. Er legte an und traf einen der Schächer so gut, daß er rückwärts taumelte und sich überschlagend den Abhang hinunterrollte, an dessen Rand sich der Vorgang abspielte. Der plötzliche Knall hatte zur Folge, daß auch der andere losließ und sich mit dem übriggebliebenen Kameraden auf den Schützen stürzte. Da traf der Garofalo mit dem Kolben seiner Büchse den Nächsten und streckte ihn mit geborstenem Schädel ins Heidekraut. Der Kleine entsprang. Der mit den Bistwunden lebte noch, aber nicht mehr lange, denn gleich war der Knecht über ihm her und sorgte, daß er sich nicht mehr erhob. Daneben hatte Sacripante sein treues Leben ausgehaucht, dickes Blut quoll ihm durch das gelbliche Fell. Und neben ihm lag Julia in der rotblühenden, zerstampften Heide. Sie war ihren Befreiern ein paar

Schritte entgegengetaumelt und dann vor Schwäche niedergestürzt, ihren Kopf gerade auf dem Kopf des toten Tieres.

Ippolito kniete bei ihr und suchte sie aufzurichten.

Julia, um Gottes Barmherzigkeit, spricht zu mir. Denkt, ich wäre Euer Bruder, und sagt mir, was ist Euch geschehen?

Sie richtete sich auf den Knien auf, denn weiter vermochte sie sich nicht zu erheben, und mußte mehrmals ansetzen, bis sie auf sein angstvolles Flehen herausbrachte: Nur der Schrecken —!

Dann sah sie sich mühsam um: Wo ist —? Sie wollte nach Sanzia fragen, aber ein plötzliches Schluchzen zerriß ihr das Wort und schüttelte ihren ganzen Leib.

Der Freund unterstützte sie sanft mit den Armen, bis der Krampf sich löste und sie ermattet in sich selbst zusammensank. Es fiel ihm ein, wie lange sie ohne Nahrung sein mußte. Er hatte beim Wegreiten auch daran gedacht und trug im Gürtel eine Feldflasche mit Kraftbrühe gefüllt. Als ihre Brust sich beruhigt hatte, hielt er ihr die an den Mund, sie trank ein wenig, schob sie aber gleich zurück, weil die geschwächten Organe so starke Labung noch nicht ertrugen.

Herr, wir dürfen hier nicht bleiben, mahnte der Garofalo seinen Gebieter, der nur mit der Geretteten beschäftigt war. Wenn sie mit Überzahl zurückkommen, sind wir geliefert.

Du hast recht, Garofalo, der Ort ist nicht geheuer.

Er hob die zu Tode erschöpfte Frau auf und trug sie eine Strecke weit bergab ins dichtere Gehölz, während der Knecht den Weg vor ihm frei machte. Im Baumgewirre, das sie den Blicken entzog, befahl er dem Knecht nach den Pferden zu sehen und sie heranzubringen. Kaum war dieser weggegangen, so vernahm man aus der Ferne ein Schreien und Fluchen, befehlende Stimmen dazwischen und das Getöse eines Handgemenges. Augenscheinlich waren Leute des Kardinals mit denen des Meo zusammengeraten.

Seid barmherzig und tötet mich gleich, wenn sie wiederkommen, flüsterte Julia kaum hörbar.

Er drückte ihr die Hand, während er schauernd nach seinem Dolch im Gürtel tastete. Aber der Lärm, der näher kommen zu wollen schien, entfernte sich wieder, die Kämpfenden zogen sich in andere Richtung.

Erst nach einer guten Weile kam der Knecht zurück. Er hatte die Pferde nicht zur Stelle gefunden und in der Vermutung, daß sie sich verlaufen hätten, um in der Nähe zu grasen, war er vergeblich nach ihnen umhergestreift. Die Sonne war schon hinter den höheren Bergen des Westens untergegangen und der Wald lag im Schatten, als er mit seiner Hiobspost wiederkam. Die beiden Männer beratschlagten eben, ob es besser sei, durch ein Pfeifenzeichen Hilfe heranzurufen, oder in der Stille das Weitere abzuwarten, um den eigenen Schlupfort nicht zu verraten. Da erscholl plötzlich in der Höhe über ihnen das Signal: Gefunden! und nach kurzer Pause ein zweites, drittes und viertes Mal: Gefunden! Gefunden! Gefunden! wie ein schmetternder Siegesruf. Herr und Knecht sahen sich betroffen an, sie dachten beide dasselbe: daß der Feind von ihren Verabredungen Kenntniß habe und sie in eine Falle locken wolle. Sie hielten sich unbeweglich und horchten mit Blicken, die sich gegenseitig fragten: Ist unter den Unseren ein Verräter?

Der Knecht nickte: Ja, Herr, sie haben uns ausgekundschaftet. Auch das Zeichen, mit dem Herr Zenga von Eurer Seite gelockt wurde, war falsch. Ich hab es mir längst gedacht.

Jetzt blieb nichts übrig, als sich völlig stille zu verhalten. Ohne die Pferde konnten sie ohnedies nicht mehr hoffen, vor Einbruch der Nacht die Stadt zu erreichen. Der Garofalo, der in diesen Bergen zu Hause war, wußte nicht allzuweit von der Stelle, wo sie sich befanden, ein natürliches Felsversteck, wo sie vor dem ortsfremden Feind geborgen die kurzen Nachtstunden verbringen konnten. Dorthin trugen sie die Gerettete und machten ihr unter dem Felsendach auf einer ebenen moosigen Platte mit Streu und Blättern einen Platz zurecht, wo sie alsbald einschlummerte. Den

Kopf stützten sie ihr mit moosigen Schollen und schlangen um ihre blutigen, zerschundenen Füße ein feuchtes Tuch, das der Garofalo draußen im fallenden Tau benetzt hatte. Ihre wunder- vollen Flechten, die mit dem Kopftuch losgegangen waren, hingen aufgelöst über der Felsbank. Der Sternenschein stahl sich durch die Blätter auf das schmal gewordene, aber immer noch unsagbar schöne Angesicht der Schlummernden, aus dem die Starrheit des Entsetzens zu weichen begann. Auch die Hoheit, mit der sie schrecken konnte, war abgefallen, dafür trat ein Ausdruck von Unberührtheit wie etwas Heiliges hervor und weckte in dem Retter, der sich über sie beugte, noch einmal die tiefe Scham, daß er diesem Angesicht jemals mißtrauen konnte.

O Nichtswürdigkeit des Mannes, sagte er zu sich selber. Er greift nach jedem Blümchen am Weg und dünkt sich um so größer, je mehr er deren gebrochen hat. Aber da hängt irgendwo ein Seil herab, ein Brett liegt, wo er es nicht erwartete, und alsbald beschuldigt seine verderbte Phantasie die reinste der Frauen. Er würde die Mutter Gottes nicht mit seinen Verdächtigungen schonen, denn der Teufel hat sein Wesen in uns allen. Wenn ich Herrscher bin, soll es meine Sache sein, die unglücklichen Frauen gegen die eifersüchtige Tollwut der Männer zu schützen.

Als sie einmal mühsam die Augen öffnete, um sich zu überzeugen, daß der Retter wirklich neben ihr sei, und sie dann beruhigt wieder schloß, schossen ihm plötzlich Tränen hervor in der überraschenden Rührung eines Mannes, der nie Mutter noch Schwester be- sessen hat und der mit einemmal eine ganz neue Süße der Liebe begreifen lernt. Der Dämon der Leidenschaft ließ ihm Ruhe und machte einer stillen, tiefen Zärtlichkeit Platz. Wenn sie noch ängst- lich aufseufzte, flüsterte er ihr tröstende Worte zu oder hob ihren Kopf in die Höhe, um ihr Stärkung einzufloßen. Die bauerlichen Lumpen waren ihr von den rohen Griffen der Banditen am Leibe zerfetzt, daß die Haut durchschimmerte, ein Ärmel, zur Hälfte herausgerissen, ließ einen Teil des blendenden jungen Busens frei.

Die züchtige Julia wußte es in ihrer Erschöpfung nicht; aber ihr Retter zog leise sein Seidenwams aus und hüllte sie ritterlich darein. Und er neigte sein selbstbewußtes Haupt in der Erkenntnis, daß kein schwacher, sterblicher Mensch das Wunder dieser Errettung um Haaresbreite sich selber zuschreiben durfte.

So saß er in den blanken Maschen seines Stahlhemdes neben ihr, wie ein gewappneter Erzengel anzuschauen: ihn wärmten Jugend und Liebe. Wenige Schritte von ihnen am Eingang des Felsenlochs hockte der Garofalo am Boden, mit wachen Augen auf seine Waffe gestemmt. Und die milde Augustnacht streifte mit dem Wandel der Sommergestirne über die Dreie hin.

Seltam und geheimnisvoll sind solche im Freien verbrachte Sommernächte, wenn die wachgebliebenen Sinne jeden verträumten Vogellaut und jedes Flüstern der Blätter wahrnehmen, während die Seele schläft. Die Zeit hat dann aufgehört zu sein. Die Stunden gehen mit so leisem Tritt, daß niemand von den eilenden weiß. Mit einem Male wurde es hell, der späte Mond war aufgegangen und plötzlich erkannte Ippolito den Ort, wo sie sich befanden. Ganz nahe war der Felsensitz, wo Ariadne geschlafen hatte, die Lichtung da vorne im Gehölz hatte er vor kurzem selber hauen lassen. Also hatten sie von hier nicht weit ins Thal.

Julia richtete sich empor.

Ich habe geschlafen. Wie das wohlthut. Jetzt bin ich stark und kann alles hören. Wie sieht es in Fondi aus?

Die Stadt hat sehr gelitten, das Schloß ist ausgebrannt, begann er schonend.

Das will ich verschmerzen. Meine Frauen?

Donna Julia, bereitet Euch etwas Schweres zu hören, Ihr müßt es ja doch erfahren. Der Barbarossa hat sie weggeführt.

Alle? fragte sie entsetzt. Auch Cassandra und Lionora?

Die feinen Zwillingsschwesterchen mit den silberblonden Haaren? Ja, auch die!

Die Kinder! Ach die Kinder! stöhnte Julia und schlug die Hände vor die Augen. Meiner Hut waren sie anvertraut und ich dachte nur an mich selber.

Ihr hättet sie ja nicht retten können, nur ihr Schicksal teilen. Und glaubt mir, Julia, diese unschuldigen Opfer werden viel gemartertes Christenblut freikaufen. Ich verspreche Euch, nicht zu ruhen, bis der Rachezug eine beschlossene Sache ist.

Was ist ferner noch geschehen?

Kirchen und Häuser sind geplündert, von Einwohnern, was jung und blühend ist, fortgeschleppt.

Sie schlug die Hände vors Gesicht: Alles um mich.

Alles um Julia Gonzaga, von der noch die späte Nachwelt sagen wird, daß ihre Schönheit den ersten Anstoß zu der endlichen Vergeltung gab.

Die unselige Schönheit! Ich hätte sie mir gerne mit den Nägeln vom Gesicht gekratzt.

Ihr hättet sehr, sehr Unrecht getan. Diese Schönheit hat auch Wunder gewirkt. Meine Sarazenen haben sämtlich für Euch fechtend das Leben gelassen. Mögen es ihnen die schönsten Houris in ihrem Paradiese lohnen. Und was das Rührendste ist, vor Eurer Schwelle lag der kleine Margutte mit einem Messer in der Hand, womit er Euch beistehen wollte, ganz von Säbeln zerhackt. Jetzt braucht er nicht mehr zu fragen, ob Gott auch ihn vollkommen erschaffen habe. Seine Opfertat macht ihn den Schönsten gleich. Ohne die wart Ihr wohl jetzt auf dem Wege nach Konstantinopel.

Jammer über Jammer. Der arme Zwerg! Eure tapferen Wachen! Und auch Euren treuen Sacripante habt Ihr um meinetwillen verloren.

Aber Donna Julia ist gerettet. Was ist da noch schwer? Morgen müssen mir alle Glocken der Christenheit Ledeum läuten.

Der Garofalo, der unter die Bäume hinausgetreten war, kam eilig zurück und sagte:

Ich höre Schritte und Stimmen der Unseren.

Gleichzeitig wieherte ein Pferd.

Das ist der Bajazet, sagte Ippolito lebhaft.

Er zog seine Pfeife und schmetterte das Signal: Gefunden!

Ein Jubelruf antwortete, und nicht lange, so tauchte ein Trüpplein der Eigenen auf, den Bajazet am Zügel nachführend. Der treue Dante Berlinghieri verbeugte sich tief vor seinem Herrn, der ihm entgegentrat.

Gott sei Dank, daß Eure Herrlichkeit da ist. Wir suchen Euch seit Stunden in der größten Besorgnis, weil wir den Bajazet ledig gefunden haben. Habt Ihr unsere Signale nicht vernommen?

Nun klärte sich das Wirrsal auf. Sie hatten die übel angekommene Sanzia befreit, die sie zuerst gleichfalls für die Gräfin hielten, bis der Irrtum entdeckt wurde. Im übrigen hatten sie ihren Befehl ausgeführt und die Bande mit Übermacht erdrückt. Den Meo, einen schönen, starken Burschen, hatten sie umstellt, daß er nicht mehr entkommen konnte. Da ließ er dem Kardinal einen unflätigen Gruß vermelden und seine Frau Liebste sei ein feiner Bissen für ihn und seine Leute gewesen, aber baumeln wolle er um ihretwillen nicht — und blitzschnell hatte er sich mit dem Messer die große Schlagader des Halses durchschnitten. Danach wurde der Rest der Bande theils festgenommen, theils gesprengt. Das Mädchen aber, das nicht mehr sprechen konnte, war bei der Fortbringung verschieden; die Bluthunde hatten ihr einen Messerstich in den Unterleib mitgegeben.

Der Medici biß sich auf die Lippen. Er schnallte seinen Mantel von dem Rücken des Pferdes los und umhüllte damit Donna Julia, ehe er sie herausführte. Seine Leute gingen auf seinen Wink voran, während er sein edles Tier streichelte und sich dann mit zeremoniöser Haltung daneben stellte, als ginge es zu einem fürstlichen Jagdausflug.

Gräfin von Fondi, Herzogin von Trajetto, gestattet mir, Euch aufs Pferd zu heben.

Ehrfurchtsvoll empfing er die nackte Sohle des jungen Weibes auf seiner Handfläche und hob sie mit leichtem Schwung in den Sattel. Dann faßte er den Bajazet beim Zügel und führte ihn vorsichtig über die Waldwurzeln zu Tal.

Was meint Ihr, Donna Julia, daß unser Ariost zu dieser Waldnacht sagen würde? fragte er neben ihr hergehend.

Wenn er noch lebte, erwiderte sie mit schwachem Lächeln, so würde er vielleicht seinem göttlichen Gedicht einen neuen Gesang hinzudichten.

Jawohl, und dieser Gesang hieße Julia und Hippolyt und wäre der schönste von allen. Hatte ich nicht recht zu sagen, daß das Leid nur eine andere Form des Glückes sei?

Als sie auf die Landstraße herauskamen, schwang er sich selber auf. Dem Garofalo befahl er gleich in der Frühe mit dem Spaten auf die Felsenterrasse zurückzukehren und unter einem der nächsten Bäume dem treuen Sacripante ein Grab zu graben, es auch durch ein eingeritztes Zeichen kenntlich zu machen. Der verfeimte Mann konnte sich jetzt frei in der Gegend bewegen, denn die ganze Familie seines Opfers war wie seine eigene von den Barbaren verschleppt. Dann sagte Ippolito:

Umfaßt mich fester, Donna Julia, ich lasse jetzt das Pferd laufen. Die Morgensonne darf die Herrin von Fondi nicht barfuß und in Lumpen überraschen.

Im Palaste des Podestà erhielt Julia die erste Pflege und schlief sich gesund, während noch die Freunde nah und fern um ihr Schicksal bebten. Bald sollten schon die ersten Federn angelegt werden, um in Gefängen, die an den Kardinal Medici gerichtet sind, die „Fliehende Nymphe“, die „Neue Arethusa“ zu feiern. Die Gefänge sind mit ihrer Zeit verweht. Aber der rote Schein der Feuersbrunst, die Solimans Werbung um die schönste Frau der Erde gewesen, glänzt noch durch die Jahrhunderte nach, als ob Fondi seitdem keine anderen Schicksale mehr gehabt hätte.

Dem Retter blieb die Befriedigung versagt, der Geretteten eigenhändig die Schlüssel einer neugesicherten Stadt zu übergeben. Denn anderen Tages kam eine Stafette aus Rom und meldete, daß der Korsarenfürst in Ostia eingebrochen sei und das ganze Gelände tiberaufwärts bis vor die Tore Roms brandschatze.

Immer schlimmer und immer besser, sagte Ippolito zu den Herren von seinem Gefolge. Jetzt wird dem Papst und dem heiligen Kollegium nichts übrig bleiben, als vom Schlummer zu erwachen.

Er ließ gleich zum Sammeln blasen, hatte noch eine längere Unterredung mit dem Podestà und wählte aus seinen sichersten Leuten ein kleines Trüpplein unter dem Befehl des ältesten Offiziers für einen besonderen Auftrag aus. Dann ließ er sich bei der Gräfin melden, die ihm nach dem langen Schlaf in frisch aufgeblühter Schönheit entgegentrat:

Gebt mir Urlaub, Donna Julia, und laßt mich Eure Hände noch küssen; der Barbarossa ist in Ostia.

In seiner Stimme war der Jubel des Soldaten, dem es endlich vergönnt ist, an den Feind zu kommen.

Aber die Frau erblaßte und stand regungslos, ohne die Augen zu ihm zu erheben.

Und plötzlich erblaßte auch er.

Ich muß Euch sogleich verlassen, Donna Julia, sagte er, ihre beiden Hände fassend, aber Ihr dürft mir hier nicht schutzlos zurückbleiben, solange der Feind in der Nähe ist. Ich habe Herrn Otto von Montauto beauftragt, Euch nach Eurem festen Ballecora zu begleiten, wo das Volk Euch ohnehin vermutet. Ihr müßt noch heute ungesehen in der Dunkelheit aufbrechen. Niemand weiß von Eurem Hiersein als die Hausgenossen und meine Leute, die werden schweigen; es ist nicht nötig, daß die Welt von diesen letzten Ereignissen erfahre. Laßt auch den kleinen Ascan dabei sein, er hat sich bewährt.

Sie nickte und schwieg noch immer.

Warum siehst mich Donna Julia nicht an? Darf ich nicht in ihre Augen blicken, ehe ich scheide?

Da erhob sie schwer die Augen, die von Thränen verdunkelt waren. Und plötzlich hielten sich beide fest in den Armen. Diesmal stieß sie ihn nicht zurück. Seine vertraute Nähe in den Schrecken des Waldes, die wie die eines Bruders war, hatte alle Fremde zwischen ihnen niedergelegt. Draußen tönten aus allen Gassen die Signale des Abmarschs. Julia schaudert. So riefen einst die Hörner ihren Rodomont zum Aufbruch, von dem er nicht wiederkehrte. Oh, nur diesen Einen nicht auch verlieren müssen!

Versprecht mir, Euer Leben zu schonen, fleht sie leise.

Süße, süße Frau! Was hätte denn ich zu fürchten? Wer des Lebens ganz voll ist, den meidet der Tod. Und wer könnte des Lebens voller sein als der Mann, den Julia Gonzaga liebt?

Sie schlingt die Arme fester um seinen Hals, während ein Feuerstrom von Küssen ihr Gesicht versengt und die Welt mit allen ihren Forderungen verschwindet. Für einen Herzschlag lang vergißt sie ihren Schwur, den Fürsten der Kirche nicht zu lieben. Die niedergehaltene Sehnsucht dieser langen, wehen Jahre wächst und schwillt wie ein Dampf, der sein Gehäuse sprengen will. Unter dem Fenster rufen die Trompeten immer lauter und dringender, der Bajazet, von den Stallknechten kaum noch gehalten, wiehert und schlägt Funken, und auf dem Gang fragen schon die Stimmen der Offiziere nach dem geschwinden Führer, der sie herbestellt hat und jetzt ihr eiliges Kommen verwünscht. Da reißen die zwei sich auseinander. Aber an der Schwelle kehrt er um und umschlingt sie noch einmal: Bewahrt mir Euer Herz, bis ich kommen kann, es einzufordern, um es nie zurückzugeben.

Fundi, Mei Calamitas!

Floruit, Hippolyte, et tecum fato occidit uno — —
Mit dir blühte und starb, Hippolyt, in Einem Verhängnis,
Was aus besserer Zeit übrig an Ruhm und an Kunst.
Erbteil war's deines Hauses, des hocheuchten, das vordem
In sich selber der Welt Größe, die ganze, beschloß.
Keiner tat es dir gleich an Hochsinn, feurigem Wagen,
Keiner hatte die Hand offen zum Spenden wie du.
Herrlich warst du und wenig verblieb dem Glück dir zu geben
Als du lauernden Neids Todesgeschosse erlagst.

Antonius Vacca in mortem Hipp. Medicis, card.

Fast ein Jahr war seit dem Überfall vergangen. Fondi war aus den Trümmern erstanden. Die uralte Stadt sah mit dem Umbau ihrer Befestigungen und den wiederaufgerichteten hellen Straßenzügen wie eine neue, eben entstandene aus. Auch Donna Julia war aus Neapel, wo sie den Winter verbracht hatte, in ihren stillen Wittwensitz zurückgekehrt und wohnte nun wieder im Schlosse. Von ihren Schicksalen bei der Katastrophe wußte man in der Öffentlichkeit wenig Genaueres. Es ging nur eine dunkle örlliche Sage, daß sie auf der Flucht vor den Korsaren den Strauchrittern in die Hände gefallen sei, aber die Eingeweihten erklärten das Gerücht für böswillige Erfindung. Ihr Hofstaat war sehr vermindert, er bestand fast nur aus jenem Teil des Gefolges, der zur Zeit des Überfalles verschickt gewesen. Isabella war nicht mit zurückgekehrt. Sie hielt sich abwechselnd in Rom und Neapel auf und focht von dort aus, auf einen Stab von Rechtsgelehrten gestützt, das Testament ihres Vaters an, indem sie von der jungen Stiefmutter die Herausgabe des ganzen

Colonneſiſchen Erbes an Gütern und Leben forderte. Die verbittert, Frau war auf die Verfolgung ihrer Ansprüche doppelt erpichte weil ſie dem ſchwindenden Schmelz ihrer Erſcheinung den Rat entnahm, die Reſte ihrer Schönheit durch eine um ſo reichere Mitgift zu vergolden, und da bei dem Schloßbrand wichtige Schriftſtücke, die zu Julius Gunſten ſprachen, mit untergegangen waren, befand ſich die Klägerin im Vorteil. So gab ſie keiner Stimme der Billigkeit und des Zartgefühls mehr Gehör und bedrohte die Schweſter ihres toten Gatten mit der Gefahr völligen Verarmens.

Aber die äußere Bedrängnis war nicht die ſchlimmſte im Leben der ſiets bedrängten, ſo ſehr zu Unrecht beneideten Julia. Immer gleich gütig und hoheitsvoll im Betragen, rang ſie innerlich mit tauſend Schmerzen um das Gleichgewicht, das die anderen für ihren natürlichen Zuſtand hielten. Seit dem Abſchied von Ippolito hatte der zerſtörende Kampf, den ſie mit ſich ſelber führte, ſeinen Höhepunkt erreicht. Jener kurze Augenblick des Selbſtvergeſſens, wo die Flammen ſie ſo umhüllten, daß ſie Weg und Willen aus dem Auge verlor, verfolgte ſie mit nachträglichen Schrecken. So nahe zu ihren Füßen der Abgrund, den ſie immer nur in weiter Ferne geahnt hatte. Daß ſie nicht zuſammen hinunterſtürzten, war nicht ihr Verdienſt noch das ſeine, ſondern eine gnädige Lenkung von oben. Ihrer überreizten Gewiſſenhaftigkeit erſchien jezt ſogar das holde Spiel mit dem Feuer, das ſie ſo lange unſchuldig getrieben, als Verſündigung, und das Gericht, das über Fondi gekommen, wie ein Werk der warnenden und ſtrafenden Vorſehung. Aber wie ſollte ſie ihrem Herzen verbieten weiter zu lieben, ſeitdem ſich dem alten Zauber die glühendſte, nicht auszuschöpfende Dankbarkeit für eine Liebeſtat ohnegleichen geſellte? Und wie im eigenen Innern die zarte Grenzlinie zwischen der Liebe, die ſie ſich geſtatten durfte, und jener anderen, die ſie ſich verbot, wiederherſtellen, nachdem ſie einmal verwischt war? Vergebens kreuzigte ſie ſich mit Werken der Buße und der Demut

wie nie zuvor; nirgend war Heilung von dem süßen, schleichen-
den Gifte. Was sie am meisten vermeiden wollte, war geschehen.
Ihr Verhältniß war verschoben und es stand nicht in ihrer Macht,
den einen Augenblick, der ihr Inneres ihr selbst und ihm verraten
hatte, rückgängig zu machen.

Da war ihr in Neapel jener Kastilianer wieder begegnet, der sie
kurz vor dem Barbareneinfall in Fondi besucht hatte. Aus ihren
ersten Gesprächen schloß er, daß für die ungewisse, ringende
Seele der rechte Augenblick zu einer völligen inneren Erneuerung
gekommen sei. Er widerrieth ihr alle Gedanken an Weltflucht, mit
denen sie sich trug, weil man auch ohne seinen angewiesenen Platz
zu verlassen den Frieden mit Gott und die Stille des eigenen Her-
zens finden könne. Dagegen führte er sie in einen Kreis ernster
Männer und Frauen ein, die wie er eine Rettung aus dem sitt-
lichen und religiösen Schiffbruch der Zeit suchten. Sie scharten
sich um einen Prediger aus dem Kapuzinerorden, der mit ein-
bringender Gewalt die Gemüther ergriff, indem er sie aus Gleich-
gültigkeit und Skepsis aufzurütteln und ihnen in einem vertieften
und gereinigten Christentum den Ankergrund zu geben strebte. An
ihn schloß sich auch Donna Julia mit allem Ernst und aller Tiefe
ihres Wesens an. Unter Qualen der Angst und des Unvermögens
strebte sie jener inneren Heiligung nach, die sie als obersten Leit-
satz der neuen Botschaft predigen hörte, und mühte sich, die Liebe
zu dem allzu teuer gewordenen Erdensohn zu den Füßen der höch-
sten Liebe niederzulegen. Sie hatte es von je mit dem Glauben
streng genommen, wie ihr Vater, der nach dem Tode der Gattin
in einen Mönchsorden trat. So nahm es niemand wunder, daß
sie nach den letzten über sie ergangenen Schrecken und Trübsalen
in der Religion ihren Halt suchte.

Eine ungeheure Sehnsucht, sich aus der Verschlammung des
Jahrhunderts zu retten, ging ja durch alle tieferen Gemüther, und
auch die Oberflächlichen wurden von der mystischen Welle mit
erfaßt. In der ursprünglichen Reinheit und Einfalt der Evan-

gelien suchte man den Wunderborn der Heilung. Doch war diese Reformbewegung in ihren Anfängen keine grundstürzende und ging unabhängig von der lutherischen und kalvinischen Reformation im Norden Europas vor sich; sie wandte sich zunächst auch nicht gegen die Lehren der Kirche, nur gegen ihre Entartung, und auch hohe Prälaten traten ihr bei. Als der neue Glaubensbote sich nach Rom begab, strömten ihm auch dort die Weltkinder mit den Frommen in Scharen zu, und in der vornehmen Gesellschaft wurde es Modesache, ihn zu hören. Julias hohe Verwandte, die trauernde Vittoria Colonna ward eine seiner eifrigsten Anhängerinnen. Selbst der weltfreundige Kardinal Medici versäumte während der Fastenzeit keine seiner Predigten; freilich meinten seine Freunde, daß es mehr der Gräfin von Fondi zu liebe geschehe, deren Gesinnungen bekannt waren. Gleichzeitig ließ er als Ersatz für das zerstörte Miniaturentwerk durch Meister Clovio jenes schöne Mariengebetsbüchlein für sie malen, das nie in ihre Hände gelangen sollte und das später mit den köstlichen Deckeln von Benvenuto Cellini unter die Zimelien Karls V. geriet.

Geschrieben hatte er in all der Zeit, die ihm im Sturmwind neuer Ereignisse verging, nur wenige Male: ein paar schmerzlich glühende Sonette, im alten Ton zärtlicher Ehrerbietung gehalten. Julia hatte sich's versagt, persönlich zu antworten und nur durch ihren Sekretär gedankt. Dann war Molza auf seine Weise der Anlaß der Wiederannäherung geworden. Der Unverbesserliche hatte sich wieder einmal das Mißfallen des raschen Gebieters zugezogen, und diesmal so gründlich, daß der Kardinal seit Wochen an dem Hausgenossen vorüberging, ohne ihn ins Gespräch zu ziehen. Da wandte sich jener in seiner Not an Julia, indem er sie bat, in einem Briefe, dessen Wortlaut er selber abfaßte, ihn der Güte seines Herrn zu empfehlen, ohne daß sie von dem Zerwürfniß unterrichtet schiene. Ippolito durchschaute den Zusammenhang, aber er nahm mit Freude die Gelegenheit wahr, der gelieb-

ten Frau zu zeigen, wie sehr sie auch aus der Ferne über ihn herrschte, und hob den Verstoßenen wieder empor, der binnen kurzem der Gräfin mit überströmender Dankbarkeit sein neu-gewonnenes Glück meldete.

Keine von all den Hoffnungen des Kardinals hatte sich in dieser Zeit dem leidenschaftlich Wollenden erfüllt: immer, wo er es am meisten brauchte, da versagte sich ihm das Glück. Der Barbarossa, den er aufs Haupt schlagen wollte, war bei seiner raschen Annäherung ebenso rasch in See gestochen und fuhr schon mit vollen Segeln gen Afrika, als Ippolito in Ostia eintraf. Er konnte ihm ohne Schiffe vom Ufer aus nachschauen. Danach hatte Klemens, dem die Kräfte nach dem schweren Unfall noch einmal zurückkehrten, erschreckt von der schnellen Erstellung und dem Anwachsen der Schutztruppe, ihm abermals das Schwert aus der Hand gewunden mit der Begründung, daß es keinen Feind mehr gebe und daß die eilig aufgelesene Mannschaft die Küstenbewohner mehr belästige als schütze. Um den unruhigen Geist zu beschäftigen und ihn dem Einfluß der Verbannten zu entziehen, dachte der alte Klügler einen neuen Schachzug aus. Er ernannte den Neffen zum Legaten der Mark Ancona, die erst seit wenig Jahren mit unrechten Mitteln dem hl. Stuhle unterworfen worden war und noch heftig ins Gebiß schäumte. Ippolitos leichte und geschmeidige Hand sollte das widerspenstige Roß für den neuen Reiter gefügig machen. So hoffte er zwei Fliegen mit einem Schlage zu treffen. Allein der seitherige Legat weigerte sich, den Platz zu räumen, und die Kräfte des Papstes gingen jählings zur Neige. Das ewige Drängen des Kaisers auf ein Kirchenkonzil, das Klemens mehr als alles scheute, und der grimmige Hader der Blutsengenossen, deren Wohl und Wehe ihm wichtiger gewesen als das der ganzen Christenheit, brachen ihm vollends das Herz. In dem Todeshaß der zwei Neffen drohte sein mit soviel Blut gefittetes Lebenswerk zusammenzustürzen. Noch in seiner Agonie schrieb der unglückliche Papst einen ergreifenden Brief an den

Kaiser, der ihm so viele Leiden und Demütigungen zugefügt hatte, um ihm mit beweglichen Worten das Geschick der beiden ans Herz zu legen. Am meisten zitterte er für den Tollkopf Ippolito, denn den andern wußte er trotz seiner greulichen Aufführung im Schutze des künftigen Schwiegervaters geborgen. Die Wahl des Nachfolgers war dann das eigenste Werk des Kardinals Medici. Er besprach sich mit seinem Freunde, dem Cardinal von Lothringen, der ihm von allen Kollegen nach Gesinnung und Lebensführung am ähnlichsten war, und beide begaben sich am Vorabend des Konklaves zu dem Cardinal Farnese, um ihm kniend als neuem Pontifex zu huldigen. Da der Anhang des Medici allein schon über die geforderte Zweidrittelmehrheit verfügte, blieb den anderen nichts übrig, als gern oder ungern ihre Stimme gleichfalls zu geben. So hatte der, den sie den tollen Cardinal nannten, im Handumdrehen einen klugen Papst geschaffen. Aber wenn er damit auch seiner eigenen Einsicht Ehre machte und zugleich den Wunsch des sterbenden Klemens erfüllte, so erwies er doch sich selber einen schlechten Dienst. Nichts lag Paul III. ferner als Dankbarkeit; ein Cardinal von solchem Einfluß konnte ihm nur unheimlich sein. Und seit jenem Tage erbleichte Ippolitos Stern. Weil aber auch der Herzog Alessandro seinen päpstlichen Beschützer verloren hatte, so strömten jetzt aus allen Enden Italiens die florentinischen Verbannten in Rom zusammen und scharten sich um den Cardinal Medici als ihr natürliches Oberhaupt. Der bisher noch künstlich verdeckte Bruch zwischen beiden wurde zur öffentlichen Tatsache. Der neue Papst sah zu und ließ es darauf ankommen, daß die feindlichen Vetter sich gegenseitig aufrieben. Als in Florenz ein Pulveranschlag auf den Tyrannen mißlang, und dieser den Cardinal der Mitschuld verklagte, führte Paul den ersten Schlag auf den bis dahin Unverletzlichen: er setzte den Grafen Zenga als Mitwisser gefangen. Ippolito eilte nach dem Vatikan, um seine Freilassung zu fordern. Auf dem Wege dorthin begegnete er seinem Lieblingsvetter

Salviati, der ihn umzukehren und zuzuwarten hat, weil dem Papste in diesem Augenblick nicht zu trauen sei. Aber umkehren und zuwarten waren just die zwei Worte, die nicht in Ippolitos Wörterbuch standen, und wie konnte er den treuen Dienstmann seinem Schicksal überlassen?

Was sollte denn Seine Heiligkeit gegen mich haben? sagte er ungläubig.

Nichts als was ganz Rom bekannt ist: daß Ihr die höchsten Stellen innehabt und daß Paul III. für sein eigenes Fleisch und Blut sorgen muß.

Während sie redeten, trat ein Kind an das Pferd des Kardinals heran und reichte ihm ein Papier herauf, das jener annahm, da er gewohnt war, auf Schritt und Tritt Bittschriften zu empfangen. Aber diesmal spürte er etwas Hartes, und als er das Papier öffnete, fand er einen eisernen Nagel darin. Das Kind war verschwunden. In der symbolischen Sprache des Jahrhunderts sagte der Nagel: das Glücksrad will sich drehen, eile es festzunageln.

Ich habe, wie es scheint, unbekannte Freunde, die sich ohne Not um mich sorgen, sagte der Kardinal zu seinem Begleiter, indem er lächelnd weiterritt.

Ihr habt deren unzählige, die in Verzweiflung wären, wenn Euch etwas zustieße.

Gleich beim Eintritt in den Vatikan erinnerten ihn die Mienen der Untergebenen, daß kein liebender Oheim mehr auf dem Stuhle Petri saß. Und der Empfang beim Papste war derart, daß er leicht erkennen konnte, Paul III. legte nur deshalb nicht Hand an den Stifter seines Glücks, weil er ihm zur Zeit noch zu mächtig war. Aber konnte man wissen, ob er sich nicht schon in der nächsten Stunde anders besann? Da gedachte Ippolito des Nagels, rief ungesäumt seinen ganzen Hofstaat zusammen und begab sich mit dieser kleinen Völkerwanderung in freiwillige Verbannung auf sein Landgut Casile bei Tivoli.

Nummehr mußte aber der Pontifex einsehen, daß er fehlgetreten war, denn die Römer murrten laut über die Entfernung ihres Lieblings und wurden mit jedem Tage, den er fortblieb, unzufriedener. Da bestimmte der Papst den Kardinal durch Vermittlung des spanischen Gesandten, seinen Schmollwinkel wieder aufzugeben und ließ den Zenga frei. Ippolitos Heimkehr wurde zum Triumphzug, und noch einmal konnte er sich auf der Höhe seiner Macht fühlen. Die halbe Stadt strömte ihm jubelnd in die Campagna entgegen, und der gesamte römische Adel, alt und jung, erwartete ihn außerhalb der Porta San Lorenzo, um ihn in mächtigem Zuge zuerst nach dem Vatikan und dann nach seinem eigenen Palaste zu begleiten.

Der Friede war hergestellt, aber fortan durchkreuzte Paul dem Hochgesinnten, den er nicht höher wachsen lassen wollte, alle seine Wünsche. Als Karl sich wirklich zu dem Zuge nach Tunis entschloß, und der Doria die kaiserliche Flotte befehligte, führte ein Orsini die päpstlichen Hilfsgaleeren. Daheim bleiben, mit Langröcken gesetzte Reden tauschen, während drüben überm Meere die Waffen redeten, welch ein Wasserstrahl in die Hochglut des Ehrgeizes. Die Muse des Molza tat einen zornigen Griff in die Saiten und trug den Schmerz des Enttäuschten weiter:

O wär' der große Leo noch am Leben,
Wie sähe der voll Stolz das Löwenjunge
Sich dehnen neben ihm zum mächtigen Sprunge —,

denn er begleitete nach wie vor alle Schritte seines Gebieters mit Gesang.

Doch zu entmutigen war der Jüngling nicht, denn seine festliche Sicherheit blieb ihm auch bei Fehlschlägen treu. Er beschloß, dem Kaiser mit einer eigenen Hilfsstruppe nach Tunis zu folgen; im gemeinsamen Feldlager und der gemeinsamen Gefahr hoffte er des Kaisers Herz und Ohr zu gewinnen. Die Aussichten waren nicht ungünstig: Ippolitos feuriges Eintreten für den Kreuzzug

und sein Verlangen, dabei persönliche Kriegsdienste zu tun, hatten auf Karl den besten Eindruck gemacht, während der Geruch von Alessandros Missetaten nachgerade auch dem kaiserlichen Schwiegervater in die Nase stieg.

Der Kardinal ersuchte den Vizekönig von Neapel um eine Galeere, auf der er außer seinen Soldnern und Hauptleuten auch die florentinischen Abgesandten einschiffen wollte, um ihnen zu guter Stunde Gehör beim Kaiser zu verschaffen. Doch Don Pedro schlug das Ansinnen rundweg ab, ein Fall, der zu Klemens' Zeiten undenkbar gewesen wäre. Nun ließ Ippolito in Gaeta eine eigene Galeere ausrüsten. Aber der Frühling ging hin, der Sommer zog mit unerhörten Gluten ein, und noch war das Schiff nicht segelfertig. Jede Zeitung, die aus Tunis einlief, machte dem Ungeduligen das Blut siedend. Um La Goletta wurde gekämpft, der Del Vasto pflückte als kaiserlicher Oberbefehlshaber blutige Lorbeeren. Da ertrug er das Warten nicht länger und brach mitten in der Juliglut mit seinem ganzen kriegerischen und höfischen Anhang nach Neapel auf, wohin ihm die Galeere zum Einschiffen folgen sollte. Aber statt der gesünderen Seereise wählte er den Landweg und machte unerwartet in Tri Halt, zur großen Unzufriedenheit der Florentiner, die von der gefährlichen Nähe Fondis einen zu langen Verzug fürchteten. Zwischen den Verbannten und ihrem Führer fehlte es auch sonst nicht an Reibungen. Aber mit ihrer tiefsten Meinungsverschiedenheit hielten beide Teile vorerst noch zurück; sie galt der gemeinsamen Sache. Denn die florentiner Herren wollten von dem Kaiser die Wiederherstellung der Republik mit Ippolito als Schirmherrn erbitten, wogegen dieser nichts Geringeres anzunehmen gedachte als einen erblichen Thron, wie ihn Alessandro besaß, und der Ansicht war, daß sich die Florentiner freuen dürften, aus des Kaisers Hand statt ihres Väterichs einen menschlichen und wohlwollenden Gebieter zu empfangen.

Julia erschrak ins Herz, als sie von seiner plötzlichen Ankunft erfuhr. Der Molza war es, der vorausreiste und unvermutet bei

ihr eintraf, sie auf das Wiedersehen vorzubereiten, ohne Ahnung, daß ihr dabei die Knie beben. Am liebsten wäre sie bis ans Ende der Welt entflohen. Wie aber dem ausweichen, gegen den sie die höchste Dankeschuld trug, ohne das Staunen und Zischeln der halben Welt zu erregen und ohne ihm selber die schwerste Kränkung anzutun? Der Gelehrte meldete sich zugleich als Gast für eine Reihe von Tagen an, weil es in Tri an Raum für so viele Menschen fehlte. Er brauchte einen stillen Winkel zum Studieren, denn der Kardinal, der der ärztlichen Wissenschaft seiner Tage mißtraute, hatte ihm den Auftrag gegeben, die Schriften des Hippokrates zu übersetzen, damit seine Mannschaft sich im Falle von Seuchen oder anderen Krankheiten nicht mittelalterlichem Aberglauben, sondern der helläugigen Weisheit des alten Griechen gegenüberfände. Der gute Molza war gewohntermaßen mit der Arbeit im Rückstand geblieben und wollte jetzt schnell noch das Fehlende nachholen.

Die Schloßherrin hieß ihn mit Freuden willkommen und klammerte sich mit tausend Aufmerksamkeiten an den Ankömmling. Er sollte ihr in seinen Mußestunden vorlesen, weil der Porriño durch die Verringerung des Hofstaates zu viel andere Geschäfte zu besorgen habe. Durch Molzas Gegenwart hoffte sie ein Alleinsein mit dem Kardinal zu vereiteln, das sie mehr als alles fürchtete. Denn wenn Ippolito aus seiner Rettungstat und der Schwäche, die sie ihm verraten hatte, einen Anspruch ableiten wollte, den ihr Gewissen verdammen mußte, so kam es zwischen ihnen zum Bruch und sie verlor mit ihm das einzige Glück ihres glücklosen Lebens.

Der Molza schwamm auf den höchsten Bogen. Bei den militärischen Zurüstungen am Campo Marzio war ihm ein plötzlicher Taumel zu Kopfe gestiegen. Er wollte mit nach Tunis, die Kriegstaten seines Herrn an Ort und Stelle besingen und selber daran teilhaben und Fondi rächen helfen. Seinen alten Freunden kam diese Kampflust um so befremdender vor, als der Dichter bisher

stets eine unbezwingliche Abneigung gegen das Waffenhandwerk an den Tag gelegt und sich seinerzeit auch geweigert hatte, dem Gebieter nach Wien zu folgen. Jetzt widerhallten seine Sonette, die ihm reichlicher strömten als je, von Kriegsgeräusche, und sobald er des Porrimo ansichtig wurde, zog er ihn in die Saalecke, um ihm das jüngste vorzutragen, das noch keinen Tag alt war. Er schilderte darin sich selbst im Zwiespalt zwischen Amor, der ihm Bande anlegen will, und dem feurigen jungen Gebieter, dessen Beispiel ihn nachreißt, und kam so in Hitze, daß er dem eben hinzutretenden Bischof die letzte Terzine wiederholte:

Macht Amor ferner sich mit mir zu schaffen,
Ich folg' ihm nicht und heiser schon vom Singen
Tausch' ich die Leier mit des Kriegers Waffen.

Der Bischof lobte die Verse und bewunderte seinen Kriegsmut, aber er lächelte still in sich hinein:

Alter Komödiant, meinst du denn, ich wisse nicht, daß du dich ruhig auf deinen Herren verlassen kannst, dem es nicht einfallen wird, den knappen Schiffsraum, den er für seine Soldaten braucht, mit Gelehrten zu versperren.

Allein er tat dem Guten unrecht: der Dichter stand so sehr im Bann seiner Muse, daß er, was sie ihm eingab, unverbrüchlich glaubte, und sie gab ihm jetzt nur Heldengesänge ein. Und da es dem Zeitgeist entsprach, daß die Großen sich zu ihren Iliaden gleich den künftigen Homer mitnahmen, konnte er sich wohl eine Weile in seinen heroischen Träumen wiegen. Im übrigen begann er in Fondi gleich sein altes Leben aufs neue, erschien nirgends zur Zeit, streifte tagsüber umher, arbeitete die Nacht hindurch und löschte erst mit Tagesanbruch die Lampe. Einigen Kummer bereitete ihm das Verschwinden der schönen Nebekka, die gleichfalls von Barbarossa entführt war. Da aber Sinam der Jude sich der Glaubensgenossin sogleich zärtlich angenommen hatte, vermutete man, der Begler-Beg werde seinem Vertrautesten

das anmutige Beutestück überlassen haben und Rebekkas Los weniger hart ausgefallen sein als das der christlichen Gefangenen.

*

Seid Ihr mir nicht mehr gut, Donna Julia? Einmal ließt Ihr mich glauben, daß Ihr es wäret.

Bei der Petroniusquelle hat er sie überrascht, wo sie vergeblich den Molza mit seinem Buch erwartete. Und nun kniet er vor ihr mit seiner ganzen Anmut und einem neuen Schimmer von Innerlichkeit, denn auch er liebt anders und tiefer, seit er um sie litt und Opfer brachte. Sie ist ihm jetzt nicht mehr die ersehnte schöne Zugabe zu allem Glück und Glanz der Erde, sondern das Eine, Wesentliche, wodurch alle Dinge erst ihren Wert erhalten.

Julias Auge fliegt umher, ob niemand ihr zu Hilfe kommen wird, aber sie sind allein im weiten Umkreis, die Laube schließt sie ein wie ein grünes dufendes Bauer, und die gefürchtete Auseinandersetzung ist nicht mehr zu vermeiden.

Ihre Pulse beginnen zu fiebern, und sie lehnt sich zurück aus Furcht, daß er das überstarke Schlagen ihres Herzens hören könne.

Wie sollte ich dem nicht gut sein, der sein Leben an meine Rettung gesetzt hat? antwortet sie mit wankender Stimme, aber sie drückt dazu beide Hände vor die Augen, um die allzuschöne Biegung dieser knieenden Gestalt nicht zu sehen, um die sie schon einmal in einer trunkenen Selbstvergessenheit die Arme geschlungen hat.

Was versteht Ihr unter Gutsein, Julia? fragt er, ihre Hände herunterziehend.

Ich bitte Euch, steht auf.

Was versteht Ihr unter Gutsein?

Den unauslöschlichen Dank, zu dem ich Euch verpflichtet bin.

O warum spricht Ihr so zu mir? Ihr stoßt mir ja ein Schwert ins Herz. Was haben Liebe und Dank miteinander zu schaffen?

Dank ist wie die Münze, die der Händler für seine Ware nimmt. Die Liebe kann in Ewigkeit nichts geben als sich selbst und kann auch nichts anderes empfangen. Und „verpflichtet“, sagt Ihr? Nein, diese Pflicht erlasse ich Euch. Was ich für Euch tat, geschah für mich selbst, und weil ich nicht anders konnte. Den Dank hat mir schon das Schicksal abgetragen, als es das Wunder Eurer Rettung zuließ. Wenn Ihr nicht nachfühlen könnt, was mich zu Euch zwingt, daß ich geworden bin wie das Wild, das immer an derselben Stelle wechseln muß, dann ist all mein Dienen diese Jahre her ins Leere gewesen.

Sie stammelt etwas Verwirrtes, das wie eine Beteuerung ihrer ewigen Freundschaft klingt.

Wenn Ihr mir gut seid, warum zwingt Ihr mich dann, Euch im ganzen Schwarm des Hofes wie der Fremdeste zu begrüßen und mißgönnt mir die paar Minuten unter vier Augen, nach denen Ihr mich verdursten seht?

Ihr wißt es, haucht sie kaum verständlich.

Nein, ich weiß es nicht, Julia. Was fürchtet Ihr denn? Habe ich es je an Ehrfurcht gegen Euch fehlen lassen? Bin ich nicht mehr derselbe, der Euch auf seinen brüderlichen Armen durch die Waldschrecken tragen durfte? Meine Kühnheit ist ja nur der Schild, den ich vorhalte, weil mein Herz dahinter zittert. Sobald Ihr mich anblickt, sinke ich in die Knie. Glaubt mir, Julia, wenn ich mich vor dem Türken fürchten würde wie vor Euch, so zöge ich nicht in diesen Krieg.

Wenn Ihr wenigstens aufstehen wolltet, entgegnet sie leise und bittend.

Ich gehorche wie immer.

Er erhebt sich ohne Ruck in den Gelenken, als wüchse er von selbst in die Höhe, und nun sitzt er folgsam in tadellosem Abstand neben ihr. Aber die Unbefangenheit ihres Verkehrs ist dahin, und sie können sie nicht wiederfinden. In seinen Augen ist die Erinnerung an die Küsse, die sie ihm getauscht hat, und weckt in ihrem

Blute die gleiche, mühsam eingeschlaferte Erinnerung. Jedes Gespräch reißt ab, wie es angesponnen ist, denn er verwickelt sich und weiß kaum, was er redet. Und Julia spricht nur, um keine Stille aufkommen zu lassen.

Warum habt Ihr gerade die heißeste Zeit des Jahres für Eure Fahrt gewählt? Es wird August werden, bis Ihr nach Tunis kommt. Ist das ein günstiger Zeitpunkt für einen Heereszug?

Jeder Zeitpunkt ist günstig, wenn man ihn nützt. Zudem ist der August der Glücksmonat meines Hauses und mein eigener. In einem August kehrte einst mein Vater aus achtzehnjährigem Exil in die Heimat zurück. In einem August setzten sie mich in die Herrschaft meiner Vaterstadt ein. Im August ergab sich das belagerte Florenz den mediceischen Kugeln. Und an einem Augusttag vorigen Jahres ließ Donna Julia mich glauben, daß sie mich liebe.

Wie zuweilen einen Verirrten in der Wildnis der Dämon in die Runde führt, daß er sich immer nach kurzem wieder an der Stelle befindet, von der er ausgegangen ist, so führt jedes Gespräch der beiden auf den Punkt zurück, den sie meiden wollen. Und die Frau muß jetzt die ganze Pein des Feuers spüren, von dem der andere in Flammen steht. Der schöne Blumengarten ihrer Freundschaft, den sie jahrelang mit soviel Liebe baute und begoß, ist versengt wie die Bäume des Schloßhofs, die der Atem des Brandes ausgebrüht hat. Und niemand kommt, sie aus der Feuerpein zu erlösen. Der weite Hain liegt einsam in der Glut des Spätnachmittags und keine Seele läßt sich blicken. Sie zürnt dem vergesslichen Molza, daß er sie in diese bedrängte Lage gebracht hat. Und weil das Beisammensein in der Laube nicht mehr erträglich ist, will sie hinaustreten ins Freie. Aber der Feind ihrer Ruhe verstellt ihr den Ausgang.

Julia!

Er sagt es mit einem ganz sanften, bittenden Vorwurf. Und ebenso sanft ist der Zug der Arme, mit dem er sie leise aber

unentrinnbar zurückhält. Wenn sie dem Zuge nachgibt, so muß sie geradeaus an seine Brust sinken, wo schon einmal der ihrem Leben so fremde Wahnsinn sie erfaßt hat.

Da begannen die Glocken vom nahen Dom zu schwingen, die der anderen Kirchen fielen ein, und feierlich hallte das Ave-Maria durch die Lüfte, die Stunde des Sonnenuntergangs verkündend. Erschüttert von dem Englischen Gruß, in dem sie eine Warnung von oben zu hören glaubte, riß Julia sich los und faltete tief andächtig die Hände, während ihre Lippen sich in stummem Gebet bewegten. Auch der Kardinal senkte ehrerbietig die Stirn und stand unbeweglich, bis die Töne verhallt waren.

Während die Glocken ausschlangen, erschien Molza mit seinem Buche und Julia atmete auf. Er war der Hitze wegen noch nachlässiger gekleidet als sonst und ging barhaupt, die Mütze in der Hand. Denn das neumodische Hutabnehmen bei der Begrüßung war ihm so ärgerlich, daß er sich in einem langen, witzigen Spottgedicht verschworen hatte, lieber die Kopfbedeckung ganz in der Hand zu behalten, und diesen Brauch übte er nun bei Sonnenschein und Regen. Die Schlossfrau drohte lächelnd mit dem Finger, der Medici aber zuckte die Schulter mit einer leisen Gebärde der Ungeduld, die jener kannte und nicht gern herausforderte. Und da er sie auf den neuerlichen kleinen Verstoß bezog, hob er gleich mit tausend Entschuldigungen an:

Unsre erlauchte Herrin und Eure fürstlichen Gnaden mögen mir verzeihen, wenn das Angeborene wieder einmal stärker war als der eigene Wille. Wir sind das Ergebnis unserer Eltern und Voreltern und Cicero sagt nicht umsonst, all unser Tun und Trachten sei das Tun und Trachten vergangener Geschlechter. Eure Herrlichkeit stammt aus einem Herrscherhause und trägt darum wie die gesammelte Wolke den Blitz der Tat schlagfertig im Busen. Ich aber bin der Sohn eines Vaters, der so zerstreut war, — — Daß er die Inschrift, die er auf einem seiner Häuser begann, auf einem anderen vollendete, unterbrach ihn trocken der Kardinal im

stillen Ingrimme über die Störung. — Wir kennen die Geschichte. (Die Zerstreuung seines Erzeugers war ein bekannter Lieblingsgegenstand von Molzas Anekdoten.)

Als der Sünder sich so den Trumpf aus dem Munde genommen sah, blieb er kläglich als ein Bild des schlechten Gewissens, sich selber parodierend, stehen.

Eure Herrlichkeit hat mir die letzte Schutzwaffe zerschlagen: jetzt bleibt mir nichts mehr übrig, als um Gnade zu flehen.

Freund Molza, in Fondi endigt meine Gewalt. Ihr müßt Euch an eine höhere wenden; ich habe hier weder zu richten noch zu verzeihen. Vor Donna Julia stehe ich wie der Vasall vor dem Lehnsherrn. Wenn sie Euch verzeiht, hat Euch niemand einen Vorwurf zu machen.

Dann bin ich glücklich, denn Madonnas Reich ist ein Reich der Gnade. Vor ihr darf der Zerknirschte hoffen, wenn er aus tiefster Seele Besserung gelobt.

Die weiche Julia war gleich zur Absolution bereit. Aber der Kardinal sagte etwas ironisch:

Besserung ist eine gute Sache, man muß nur sorgen, daß man mit seinen Fehlern nicht zugleich das ablegt, was sie verzeihlich machte.

Diese Worte, deren Meinung ihm unerfindlich war, gaben dem Bestürzten viel zu denken. Erst langsam dämmerte es ihm auf, daß er vielleicht diesmal das Mißfallen seines Herrn nicht durch sein Ausbleiben, sondern durch sein Kommen erregt hatte. Das kurze Alleinsein war vergangen, ohne den Durst des Verliebten auch nur mit einem Tropfen gelabt zu haben. Und jetzt füllte sich der Hain mit der Hofgesellschaft, die das Abendgeläute aus ihren dumpfigen Kemenaten zu gemeinsamem Spiel ins Freie trieb, und aufs neue war jedes Wort und jeder Blick der Liebenden durch die Etikette gebunden. Der hohe Gast teilte Zeichen seiner Huld nach allen Seiten aus, während er jeden einzelnen dieser Spielverderber in die Hölle wünschte.

*

In Tri herrschte ein Leben wie nie zuvor. Die kleine Stadt mit ihren zum Theil in die Unterbauten der alten Römerstraße eingebuckten Wohnungen hatte nicht Raum genug für all die Menschen, auch die umliegenden Gehöfte wurden besetzt, und die Mannschaft lagerte in Zelten vor dem Thor. Eilreiter mit dringenden Depeschen kamen her- und hingejagt, Persönlichkeiten aller Art erschienen und begehrten den Herrn zu sprechen. Auch das stiller gewordene Fondi, von diesem Bogenschlage berührt, rauschte auf. Nur unter den Häuptern der Verbannten wuchs die Unzufriedenheit. Bereits hatte der Kardinal die Weiterreise nach Neapel aufgegeben und erklärte, sich in Gaeta einschiffen zu wollen. Aber der Juli ging zu Ende und die Galeere, die sie aufnehmen sollte, war nicht bereit. Der Kardinal betrieb die Rüstung mit einer an ihm ganz ungewohnten Lässigkeit, statt mit Bliß und Donner in die schlummernden Anstalten zu fahren. Das Gefolge sah sich mit bedeutsamen Blicken an, die Florentiner murrten. Im Vorzimmer des Kardinals drängten sie sich und tauschten Flüsterworte, die nicht für seine Ohren bestimmt waren.

Es ist sehr warm geworden. Findet Ihr nicht, daß man die Nähe von Capua spürt? bemerkte Piero Strozzi anzüglich.

Ich habe in die ganze Sache kein Vertrauen mehr, seit ich soviel Zeit finde, darüber nachzudenken, sagte einer der Brüder Ridolfi. Der Kardinal spielt mit uns und wird schließlich das tun, was für ihn das Vorteilhafteste ist, ohne sich weiter um uns zu kümmern. Wenn wir glücklich hinüberkommen, wird es Seiner hochwürdigsten Herrlichkeit dringendstes Geschäft sein, alle Welt an sich zu fesseln, als ob dies die Hauptsache wäre. Und wenn er obendrein Florenz erlöst, so wird es aus Zufall und im Vorübergehen geschehen.

Was soll uns überhaupt ein Medici an der Spitze der Regierung? flüsterte sein Bruder. Ist es nicht, als wollte man den Wolf an die Spitze der Schafe setzen? Warum helfen wir uns nicht allein?

Und die kaiserliche Besatzung in Florenz, meine Herren, wer soll die für uns unschädlich machen, wenn nicht einer da ist, auf den der Kaiser hört? warf Filippo Strozzi ein, der selber vordem die Zwingburg für den Herzog bauen half und der darum am besten die Stärke kannte, die seine Mitbürger knechtete.

Wenn alles nach Wunsch geht, entgegnete sein Sohn Piero, so werden wir im besten Falle den Herrn gewechselt haben.

Das ist schon sehr viel in unsrer Lage, antwortete Filippo. Außerdem wissen wir dann, wie man solche Herren wieder los wird.

In diesem Augenblick trat der Kardinal aus dem Gemach und die Verbannten umringten ihn huldigend.

*

Jetzt einen Blick in den Palast der Mediceer zu Florenz, wo sie schon dabei sind, die Räume für den Empfang der kaiserlichen Braut umzugestalten. Es geht gegen Abend, der Herzog befindet sich allein in seinem Gemach mit seinem Vetter und Günstling Lorenzino de' Medici, seinem bösen Geist, der ihn immer tiefer in Ausschweifung und Verbrechen heßt. Im Vorzimmer räkeln sich neben ihren abgestellten Hellebarden der Giacomo, in der Verkürzung Giomo genannt, und sein Spießgesell, ein Ungar, deren Amt es ist, den Herrn auf seinen nächtlichen Abenteuern zu begleiten und was ihm hinderlich in die Quere kommt, aus dem Weg zu schaffen.

Der Herzog, eine herkulische Gestalt mit von der Stirn aufstrebendem, negerhaftem Kraushaar, weit aufgeworfenen Lippen und ungeheurer Nase, lag mit ausgestreckten Beinen im Lehnstuhl; er hatte seine barbarischen Leibeskräfte für diesen Tag so ziemlich vertobt. In einiger Entfernung von ihm stand klein, unscheinbar und schlecht angezogen das gehätschelte und mißhandelte Spielzeug seiner Launen. Alessandro hatte einen ganz guten natürlichen Verstand zur Welt gebracht und wußte sich auch, wo es darauf ankam, zu benehmen. Sobald er aber getrunken hatte, fiel

er in eine ausgelassene, rohe Lustigkeit, die leicht in einen Ausbruch seiner ungebändigten inneren Wildheit überging; dann wurden seine Späße bössartig. Wenn er bei jedem zweiten Wort wie jetzt ein schütterndes Gelächter ausstößt, so weiß die Umgebung, wie es bei ihm steht, und sieht sich vor.

Also Philosoph, warum wolltest du heute nicht dabei sein, als ich vor Grassina den großen Eber zur Strecke brachte?

Herr, warum sollte ich mitreiten, da ich nicht zum Jäger geboren bin und Euch im Falle der Not doch nicht beistünde? Ich habe es Euch hundertmal gesagt, daß Eure Sicherheit bei meiner Tapferkeit schlecht aufgehoben wäre.

Wir haben noch nie nach deiner Tapferkeit begehrt, antwortet der Herzog würdevoll, sich plötzlich an den Plural der Majestät erinnernd. Aber als Unserem Leibphilosophen und Leibfederfuchser kommt es dir zu, Unsere Herrschertaten zu verzeichnen. Wärest du mit Uns durch Ponte a Ema geritten, so hättest du einer beige- wohnt, durch die Wir heute in die Reihe der weisen und tugend- haften Regenten eingetreten sind. Grinse nicht, Lorenzino, es ist eitel Wahrheit. Stand da der Müller vor seiner Thür, schrie und raufte sich die Haare. Zwei Herren vom Hofe, jammert er, haben ihm die Tochter weggeschleppt und vergewaltigt; in dem Land- haus dort auf der kleinen Anhöhe halten sie sie eingesperrt. Ein edler Zorn durchglüht mich. Quod licet Jovi non licet bovi. In die Bulgärsprache übersetzt: Der Untertan soll sich nicht herzogliche Vorrechte anmaßen. Ich sage zu dem Mann: Hör' auf zu flennen. Wenn du die Wahrheit gesagt hast, schaffe ich dir die Tochter zurück und einen adligen Schwiegersohn dazu. Hast du gelogen und ist sie gerne mitgegangen, so leg' ich dir den Kopf vor die Füße wegen Verleumdung meiner Kavaliere. So reiten wir vor das Landhaus, das ganz neu erbaut ist, und ich klopfe mit der Gerte an. Herunter kommt, wer denkst du? Fran- ciotto, der Pisaner, denn ihm gehört das Landhaus, und sein

Busenfreund, der schiefe Petrino. Ich bewundere das Haus und begehre die Innenräume zu sehen. Der Pisaner mir nach mit tausend Faxen und Komplimenten, mit Wein und Früchten, um mich aufzuhalten, aber ich gehe durch alle Zimmer, bis ich an eine verschlossene Thür komme. Aufgemacht! sage ich. Mein Pisaner flüstert mir ins Ohr: Durchlaucht verzeihen, ich habe drin ein Schätzchen, mit dem ich die Nacht verbrachte. — Das war wohlgetan, sage ich gnädig, aber laß schauen, ob sie hübsch ist. Und da er noch immer zaudern will, spreng' ich mit einem Fußtritt die Thür, du kennst meine Kraft. Drinnen ein hübsches, junges Ding, ganz zerraut und verheult. Wer bist du, mein Kind? frage ich väterlich. — Des Müllers Tochter — hu — hu — hu. (Der Herzog machte das Heulen nach.) Und nun laß ich mir den Hergang erzählen. Da fühl' ich mich Salomo werden vom Wirbel bis zur Zeh. Welcher von den beiden Herren hat sich zuerst an dir vergangen? Sie deutet auf den Pisaner. Ich ziehe erhaben meinen Ring vom Finger — siehst du, so — und reiche ihm den: Mit diesem Ring wirst du heute noch das Mädchen heiraten, so lieb dir dein Kopf ist, der sonst heut' abend auf dem Schindanger liegt. Ich will dich lehren, wie man Ehrenmännern die Töchter beschimpft. — Und du, sage ich zu dem andern, der sich schon, freuen will, daß es nicht ihn getroffen hat, du schaffst ihr eine Mitgift von viertausend Dukaten her, und das unverzüglich, sonst geht es um deinen Kopf. — Was sagst du, Philosoph? Bin ich nicht auf dem Weg, ein zweiter Trajan zu werden? So hör' doch auf zu lachen, Lorenzino.

Eure Durchlaucht hat recht, die Geschichte wird einmal sagen, daß es Euch damit Ernst gewesen ist, ebenso der Lehrmeister wie — der Vater Eurer Untertanen zu werden.

Der Herzog verstand nicht gleich, dann brach er in ein wieherndes Gelächter aus.

In Wahrheit, dazu fühle ich mich sehr aufgelegt. Aber jetzt Philosoph, denke dir etwas aus, womit wir uns heut' abend die

Zeit vertreiben, denn ich kann nicht immer aus meiner eigenen Vortrefflichkeit zehren.

Wie war's, wenn Ihr bei den Kamaldulenserinnen von Sant' Agata einstieg, wo sie heute eine bildhübsche Novize eingekleidet haben, und mit unserem Heiland Halbpant machtet? Die Mauer ist hoch, aber Ihr seid gelenk, und ich halte Euch die Leiter, wenn uns der Giomo den Rücken deckt.

Der Herzog schüttelte sich:

Nein, ich habe an den Nonnen den Geschmack verloren, seit ich bei den Murate in die falsche Zelle drang und sie mich statt der niedlichen Schwester Costanza den kalten Leichnam ihrer alten Abtissin fassen ließen; es friert mich noch, wenn ich dran denke. Du weißt ja, wer mir jetzt gefällt. Wann wirst du mir endlich die schöne Caterina zur Stelle schaffen?

Herr, das mit der Caterina ist eine kitzliche Sache. Ich sagte Euch ja schon, daß sie eine ehrbare Frau und zudem die Halbschwester meiner Mutter ist.

Tante hin, Tante her, was schadet das, wenn sie jung und schön ist? Wegen der Verwandtschaft, meinst du? Um so besser: ich kann gar nicht nahe genug mit dir verwandt sein.

Dabei brüllt er vor Lachen.

Ich bin Euch sehr verbunden. Aber so rasch geht das nicht. Meine Tante ist spröde, Ihr müßt mir die Zeit lassen, sie zu bereuen. Auch bin ich gewiß, daß Ihr Euch mit ihr langweilen werdet, denn sie ist ein Schöngeist und wird Euch gleich in eine literarische Unterhaltung verflechten wollen, was Ihr nicht liebt.

Puh, das wäre die rechte Höhe für meinen Better Kardinal, den Erznarren, der seine Liebesstündchen mit der Aneis würzt. Aber führ' sie nur her, ich will dem Vögelchen den Mund schon stopfen.

Je lärmender er sich gebärdet, um so mehr entwickelt sich sein Kausch. Der unglückliche Günstling befindet sich in einer üblen Lage, denn schon läßt der Herzog drohend das Weiße der Augen

sehen, was leicht der Vorläufer einer Tätlichkeit sein kann. Aber schon beginnen auch seine Gedanken umherzuspringen, daß er nicht mehr bei einer Sache zu bleiben vermag.

Was weißt du Neues von unsrem Hohehrwürdigsten?

Wen meint Eure Durchlaucht?

Wen werde ich meinen als den Troubadour im Purpur, unsren hochgelahrten Herrn Vetter, dem sie gewiß beim nächsten Konklave die Tiara aufsetzen werden für seine Verdienste um die heilige Kirche, — wenn ihm nicht vorher etwas zustößt.

Ach so, den Kardinal? Ich höre, daß er nach Tunis will mit dreihundert Zitherspielerinnen und eben so vielen Kastraten, die afrikanische Musik an der Quelle studieren, antwortet Lorenzo spöttisch.

Das weiß ich längst; aber höre: hast du nicht etwa eine Schwäche für ihn behalten von der Zeit her, wo er den Strick abschnitt, womit sie dich in Rom schon halb gehenkt hatten wegen deiner genialen Arbeit an den Monumenten?

Die Züge des Tyrannen hatten jetzt einen mißtrauischen und zugleich grausamen Ausdruck angenommen. Er liebte es, den Kleinen, mit dem er spielte wie die Katze mit der Maus, an seinen Bösenbubenstreich in Rom zu erinnern, die Zerstörung antiker Skulpturen, durch die er sich Verbannung und Todesurteil zugezogen hatte und in das Elend gestürzt war, in dem er sich jetzt befand.

Es ist wahr, Herr, Ippolito sprang mir bei, als es übel um mich stand, und riß mich aus den Händen des Papstes. Aber jetzt esse ich Euer Durchlaucht Brot und seit dem Tage, wo er Eure Sicherheit zu bedrohen anfing, habe ich meine Schuld an ihn ins Wasser geschrieben.

Daran tatest du wohl. Ich will ihn, ehe er abreißt, eine ganz neue Melodie singen lehren, die er noch nicht kennt. Das wird ihm Freude machen. Der Singlehrer ist schon unterwegs. Aber jetzt komm: nimm diesen Degen, ich will heute noch meinen Spaß haben.

Der Kleine begann zu zittern. Was soll ich denn mit dem Degen? sagte er furchtsam.

Ei, was jeder Mann mit dem Degen soll: fechten. Ich will dich heut abend mit dem Giomo fechten sehen.

Herr, der Giomo ist stark und gewandt und ich kann kaum die Waffe halten. Die Partie steht zu ungleich.

O du Alräunchen, antwortet der Herzog lachend, wenn ich nur wenigstens wüßte, woher du die jämmerliche Feigheit hast. Die ist doch sonst nicht in der Familie.

Als meine Mutter mit mir schwanger ging, erschrak sie bei einem Straßenkravall an Blut und blanken Schwertern. Daher ist mir das angeboren. Als Kind bekam ich jedesmal Krämpfe, wenn ich eins oder das andere sah, und noch immer befällt mich dabei das Zittern, Ihr wißt es. Darum wurde ich auch kein Krieger, sondern ein Mann der Feder, und als solcher diene ich Euch und ich diene Euch treu. Wenn Ihr mich zwingt, mit dem Giomo zu fechten, so schädigt Ihr eine Sache, die Euch selbst gehört und die Euch oft schon nützlich war.

Nun, laß gut sein, antwortet der Herzog gnädig. Du sollst heute keine Waffe mehr sehen müssen. Wenn du mich ärgerst, spieß' ich dich an einer Kielfeder auf. Da komm her und küß' mir den Schuh zum Dank.

Dabei streckte er im Lehnstuhl liegend dem Better die Zehenspitze hin.

Was, du willst nicht?

Er ließ seine Negeraugen rollen und blies den dicken Hals auf wie ein welscher Hahn.

Das war selbst dem Entwürdigten zu viel. Er wich zurück und sagte leise:

Eure Durchlaucht bedenke, daß ich auch Medici heiße.

Aber der Rausch des Herzogs war wieder in ein neues Stadium getreten, in das eigensinnige. Er ging dem Opfer seiner Gunst durchs Zimmer nach und sagte in beinahe bittendem Tone:

Komm, komm, Lorenzino, du siehst, ich will es nun einmal haben. Gehorche, sonst muß ich dich strafen. Mach es wenigstens so wie es der Papst am Gründonnerstag bei der Fußwaschung macht. Herr, ich habe nie gesehen, wie es der Papst macht.

Aber ich, du Tropf. Ich ging ja als Kind durch alle Zimmer im Vatikan. Er nimmt ein Lavendelbüschel, womit er den armen Teufeln zum Schein die Füße reibt, und küßt hernach seine eigenen Daumen.

O du Vieh, dachte der Unglückselige, indem er die verlangte Gebärde vollzog, nicht ohne Furcht, einen Tritt ins Gesicht zu bekommen.

Siehst du jetzt, daß ich nicht so schlimm bin wie ich aussehe. Ich habe heute meinen gnädigen Tag und habe schon drei gute Thaten getan: die große Sau erlegt, die Grassina verwüstete, eine Müllerdirn zur Edelbame gemacht und einem Feigling den Fuß nicht in die Schnauze gestossen. Schreib es auf, Lorenzino.

Lorenzinos Blässe ging mehr und mehr ins Grüne über, aber in seinem Gesicht, das ausdruckslos blickte wie das der Gaukler, bewegte sich nichts. Nur unter seinen halbgeschlossenen Lidern schillerte es grünlich heraus wie vom Vorüberhuschen einer Schlange.

Zweifelt nicht, Herr, es wird alles bis aufs kleinste verzeichnet.

Nachdem die beiden das Vorzimmer durchschritten hatten, um sich zur Abendtafel zu begeben, von wo bald darauf ihre Stimmen singend und johlend herüberschallten, sagte der Ungar mit seinem fremden Akzent zu dem Kameraden:

Ich weiß nicht — Herr Philosoph gefällt mir immer weniger. Ich habe entdeckt, daß übt sich heimlich im Fechten.

Das hat ihm der Herzog selbst befohlen.

Und neulich fand ich ihn, wie er das Stahlhemd genau betrachtete, das herzogliche Gnaden auf dem Bett zurückgelassen hatten. Gott weiß, was er damit wollte.

Und dann ließt du, Tolpatsch, den Lorenzino beim Herzog verklagen, der dich auslachte, wie du's verdienst.

Weil war Herr Philosoph schon dagewesen und hatte es selbst erzählt.

Der Giomo gefiel sich darin, gegen Gleichstehende die Sprechweise und das Betragen seines Herrn nachzuahmen.

Laß mir den Lorenzino in Frieden. Er ist kein Haudegen wie Unserer, aber ich bin ihm gewogen, sagte er herablassend.

Du ihm? entgegnete der Ungar mit treuherziger Verwundung.

Ja, ich denke demnächst um seine Schwester anzuhalten.

Der Ungar lachte.

Bruder, wann hast keine andern Lichtstümpfchen, magst zu Bett gehen im Dunkeln.

Es war eine Redensart, die er im Volksmund aufgeschnappt hatte und die er gern anwandte, ob sie paßte oder nicht. Hier paßte sie zufällig.

Der Giomo aber nahm sie übel auf:

Was willst du damit sagen?

Wenn findest keine andere Braut, wirst müssen Mönch werden.

Schweig still mit deinem Kauderwelsch. Ich will ihm nun einmal die Ehre antun.

Herrn Lorenzino, was ist Better von herzoglichen Gnaden? Sag's noch einmal, damit ich's glauben kann.

Giomo pflanzte sich breit auf:

Ich, Giacomo, des Herzogs Kämmerer und Leibtrabant, bin geneigt, um die Schwester des Herrn Lorenzino de' Medici zu werben, der sein Kuppler und Spasimacher ist. Hast du jetzt verstanden und bist du's zufrieden? Oder findest du, daß ich mich zu tief heruntergebe?

Der Ungar schüttelte den Kopf, als verstünde er die Welt nicht mehr.

Wüßte ich nur, was hat gewollt mit Stahlheind herzogliches.
Du Narr, proben, wie es ihm zu Gesichte steht.

*

Noch immer wurde im Hafen von Gaeta an der Galeere weiter gebaut. Es war als säße in dem Schiff eine unsichtbare Penelope, die des Nachts wieder aufbröselte, was am Tage geschah. Eine Hitze, wie man sie seit Menschengedenken nicht erlebt hatte, lag über der ganzen Küste und lähmte alle Tatkraft. Die Verbannten, die sich auch in dem hochgelegenen Tiri kaum aus den Häusern getrauten, wurden immer mißmutiger. Nur der Medici ritt, so oft er sich von den Geschäften freimachen konnte, achtlos wie immer aus seinem Bergnest in die glühende Ebene von Fondi hinab; höchstens, daß er sich die Stirn mit einem Laubzweig schützte, den er unterwegs ein paarmal wechselte. Die ungestillte Liebe ließ ihn keine Ruhe finden, bis er die Herrin von Fondi wieder sah, und jedes Wiedersehen vermehrte das Fieber, da er weder ihren Widerstand noch seine Leidenschaft besiegen konnte. Wenn er sich beim Begreiten erbittert zuschwor, daß er zum letztenmal dagewesen sei, so sah ihn der nächste Tag mit erneutem Verlangen zu ihr zurückkehren. Und Donna Julia kämpfte weiter um einen Sieg, von dem doch alle Blumen ihres Lebens verdorren mußten. Sie ließ immer eine Ehrendame mit der Handarbeit in der Nähe sein oder hielt den Molza, der sich ihr jetzt mit Eifer widmete, als Schild vor, um den Kardinal nicht allein zu empfangen. Doch sie war am Rande ihrer Kraft: wenn sie ihn nur einen Tag nicht gesehen hatte, weinte sie nachts vor Sehnsucht und Verlassenheit. Er aber hoffte von einem Besuch auf den anderen und schäumte innerlich, wenn ihm auch die karge Freude versagt blieb, mit ihr ein Wort unter vier Augen zu tauschen. Mit einer hartnäckigen Treue, die zu seiner sonstigen Beweglichkeit im Widerspruch zu stehen schien, drehte sich sein Wesen in dieser Angel. Seine Vertrautesten erzählten später, daß sie ihn

des öfteren seufzen hörten: Fundi, mei calamitas! Fondi, mein Unheil! Dieser Stoßseufzer des alten Terenz um sein Landgut, den der Kardinal verkehrend auf das eigene Herzeleid bezog, wurde nachmals als unbewusstes, von ihm selbst gesprochenes Schicksalswort gedeutet.

Noch einen Sturm hatte Julia zu bestehen, den letzten.

Eines Tages kam er vom Gebirge herabgeritten mit einem Strauß wundervoller Waldblumen und rotblühender Heide. Es war zu einer Morgenstunde, wo sie ihn nicht erwarten konnte, deshalb fand er sie allein im Saale.

Euer alter Freund Sacripante schickt Euch diese Blumen und bittet Euch, ihn und seine Treue nicht ganz zu vergessen.

Wart Ihr dort oben? fragte sie mit innerem Erzittern.

Ich mußte die Stelle einmal sehen, wo mein bester Freund begraben ist.

Sie hielt die Blumen und barg ihr Gesicht darin, um ihre Tränen nicht zu zeigen.

Armer Sacripante! Und um meinetwillen habt Ihr ihn verloren.

Da kniete er schon neben ihr und drückte den Mund auf ihre Hand.

Nichts ist verloren, Julia, das um Euch geopfert ward.

Ähnlich hatte er auch in jener Nacht gesprochen. Jetzt brach sie in Weinen aus, denn sie konnte nicht mehr.

Mein Freund, wir sind sehr unglücklich.

Er sprang freudig in die Höhe und mußte sich Zwang antun, nicht beide Arme um sie zu schlingen.

Ihr sagtet Wir. Ich danke Euch für dieses Wort. Es ist das erste gütige, das ich in diesem Jahr von Euch vernehme. Jawohl sind wir unglücklich, aber nur, weil Ihr es so wollt, weil Ihr mir nicht erlaubt, Euch mit einem Ozean von Glück zu überschütten. Ihr steht so hoch und frei wie keine zweite Frau, Ihr könnt Euer Herz verschenken, wenn Ihr eins habt, ohne einen Gatten zu be-

leidigen, Euer Name ist so unantastbar, daß jede Verleumdung vor Euch in die Knie sinkt —

Soll er künftig auf einer Lüge aufgebaut sein? Und das Andere, Größere, was zwischen uns steht —? Warum muß ich als Weib geboren sein zu Eurem und meinem Unglück? Ich wollte, ich wäre Euer Ascan oder meinertwegen der letzte Eurer Mannen und dürfte Euch folgen, Ihr solltet nicht an meinem Herzen zweifeln.

Julia, Ihr macht mich ja lachen, das wäre ein schlechter Gewinn. Es fehlt nicht an Mannen, die mir folgen, aber es gibt nur eine Frau, zu der ich beten kann. Wenn Ihr versucht, mir Gift zu geben aus Furcht, daß mir eine andere gefallen könnte, dafür wollte ich Euch die Hände küssen, aber was tu ich mit einer so lauen Liebe?

Mehr habe ich nicht, mein Freund, sagte sie aufstehend, um das Gespräch zu beenden.

Jetzt erfaßte ihn der Zorn.

So wollte ich, Ihr hättet mich nie geküßt. Setzt einem Verschmachtenden am überheißen Tag den Becher an den Mund und zieht ihn wieder weg, so treibt Ihr seinen Durst zur Verzweiflung.

Sie schlug die Augen nieder und senkte die Stirn.

Der unselige Augenblick hat mich Neue genug gekostet.

Unselig nennt Ihr, was ein Vorschmack des Paradieses war, von dem Ihr uns beide töricht verbannt? Weil Ihr einmal eine Minute lang menschlich empfindet, dafür wollt Ihr Euch noch anklagen?

Ja, weil ich das einzige Glück zerstören half, daß ich je besaß, Eure Freundschaft. Wir könnten noch immer glücklich sein und könnten diese letzten Tage mit Andacht genießen wie ein Göttergeschenk, alles wäre klar und schön geblieben wie zuvor, ohne den einen Augenblick.

Nein, es wäre doch nicht so geblieben. Es liegt nicht in unserer Macht, immer am gleichen Fleck zu verharren. Ein Stärkeres

schiebt uns vorwärts. Es ist nicht meine Schuld, wenn ich Euch quälen muß. Nicht die Mutter, die Euch geboren hat, konnte Euch mehr lieben als ich. Aber zwischen Mann und Weib hat Gott selber dieses Flammenmeer ausgebreitet, sie müssen hinein, ob sie wollen oder nicht, er kann es ihnen nicht erlassen.

Sie zitterte von Kopf zu Fuß, aber die Formung, die ihr Geist schon in der frühesten Jugend empfangen hatte, hielt seiner verführerischen Beredsamkeit noch immer stand. Es schien als blickte der Gekreuzigte warnend von der Wand, damit sie ihm nichts nehme, und der Schatten des Rodomont rührte sie mit leisem Finger an.

Gott gab uns auch zu unterscheiden, was gut und böse ist, und zeigte uns aus der Ferne jene anderen Flammen.

Julia, was hat Euren holden Geist so verdüstert, daß Ihr überall die Höllenflammen seht? Ihr verwechselt ja die menschlichen mit den göttlichen Satzungen. Von solchen Vergehungen kann unsere Kirche freisprechen. Bald reiße ich das Messugewand herunter, das mich bis auf die Knochen brennt, dann ist die Schranke, die Euch ängstigt, nie gewesen. Wollt Ihr mich nun wirklich übers Meer entlassen, ohne die Flammenqual, die mich verzehrt, auch nur mit einem Tropfen gelindert zu haben?

Als er sah, daß sie entschlossen war, ihn nicht weiter anzuhören, stieg der alte Verdacht, dessen er sich schon einmal entschlagen hatte, aufs neue in ihm auf.

So sagt mir endlich die Wahrheit, Donna Julia. Ihr könnt das überspannte Märchen von der Treuepflicht gegen den toten alten Mann, mit dem man Eure Kindheit verkoppelt hat, nicht länger aufrecht erhalten. Euer ganzes Wesen haucht Liebe aus, und nicht die Liebe der wunschlosen Engel; ich sehe sie ja rundum zünden. Und ich weiß, daß Ihr trotz Eurer Himmelschönheit aus menschlichem Stoff geschaffen seid wie wir anderen Sterblichen. Wenn Ihr mich verstoßt, so ist es, daß Ihr einen anderen liebt. Also sagt mir, ob ich zu lange fortgewesen bin, ob ein

anderer mich unterdessen verdrängt hat. Dann werde ich von Euch ablassen und Euch niemals wieder mit Wort oder Blick belästigen.

Unter diesem neuen Druck wich die gequälte Seele aus dem mühsam erhaltenen Gleichgewicht. Sie machte mit sanfter Gewalt ihre Handgelenke frei, die er ingrimmig preßte.

So wenig kennt Ihr mich also nach einer Freundschaft von vielen Jahren? Kann auch eine Frau, die diesen Namen verdient, im Handumdrehen ein lebenslanges Gefühl vertauschen? Da Ihr mich zwingt, so will ich reden. Ich log, als ich sagte, daß ich nichts für Euch hätte als diese laue Freundschaft. Ich liebe Euch mehr als irgend etwas auf der Welt und ich liebe Euch ganz so wie Ihr es haben wollt, denn es ist wahr, daß ich vom gleichen Stoff geschaffen bin wie andere Sterbliche. Ihr redet viel von den Flammen, die Euch verzehren, aber ich sehe nicht, daß Ihr zu Asche gebrannt seid. Eine Frau, die liebt, wo sie nicht darf, zerschmilzt geräuschlos wie eine Kerze, niemand weiß, was sie leidet. Es werden im Kriegs- und Weltleben manche Stunden sein, wo Ihr vergeßt, daß es eine Julia Gonzaga gibt. Es ist keine Stunde, wo mein Herz nicht nach Euch wund wäre. Wollt Ihr dieses Geständnis einer unglücklichen Frau mißbrauchen? Wenn ich Euch gehören dürfte und sollte ich es gleich mit dem Leben bezahlen, so wäre das ein Handel, bei dem ich nicht markten wollte. Aber soll ich den Namen mit Füßen treten, der nicht mir allein gehört? Soll ich vor meinen Angehörigen die Augen niederschlagen? Soll ich erröten müssen, so oft von den Liebchen der großen Kirchenfürsten die Rede ist? Soll ich in steter Gewissensqual und Reue leben? Wollt Ihr das? Wenn Ihr es wollt, so bin ich verloren.

Alle Fassung hatte sie verlassen, daß sie aufschluchzend in ihren Stuhl zurücksaß.

Als er sah, daß sie so ihre eigene Wehr zerschlug und ihm verzweiflungsvoll die Trümmer vor die Füße warf, begriff er erst,

was diese zarte, schwerlebende Seele um feinetwillen litt, und er schämte sich seiner leichtsinnigen Selbstsucht.

Nein, Julia, ich will es nicht.

Nach seiner Kopfbedeckung greifend eilte er weg und stürzte nach dem Stall, um selber sein Pferd herauszuziehen, wobei er den erschrockenen Reitknecht, der ihm helfen wollte, über den Haufen rannte.

Julia lag leise wimmernd zu Füßen des Gekreuzigten. Sie hatte das Steuer aus der Hand verloren und wußte nicht mehr, wohin sie trieb. Fast bedauerte sie jetzt, daß er gegangen war. Ist das Opfer nicht zu groß gewesen? War es wirklich von ihr gefordert? Gibt es eine Hölle, wo der Geliebte bei der Geliebten ist? — Wie Lavaströme kommt es auf sie zugeschossen und alle unerlöste Sehnsucht ihrer Jugend strömt diesen Strömen entgegen.

O mein Heiland, führe mich, hilf mir du!

Arme Julia, er wird helfen, aber anders als du denkst.

*

Vor dem Kloster traf der Kardinal mit jenem reisenden Kaufmann zusammen, der ihm nun schon wiederholt den Weg gekreuzt hatte.

Ich hörte in Fondi von Euer Herrlichkeit Anwesenheit und wollte nicht verfehlen, Euch meine Ehrfurcht zu bezeigen.

Ihr seid willkommen. Neues von Florenz?

Ich möchte es Eurer Herrlichkeit unter vier Augen mittheilen.

Der Kardinal führte ihn in sein Schlafgemach, das vereinzelt lag mit dem Blick auf die Delwälder von Tri.

Was bringt Ihr also?

Gnädigster Herr, zunächst: Francesco Berni ist tot.

Der Berni? Wie kam das?

Sehr plötzlich, wie es jetzt bei uns des öfteren kommt. Er nahm am Abend noch an einem Gastmahl teil, des Morgens fand man ihn tot im Bette.

Weiß man den Grund?

Es heißt, er habe einen Auftrag bekommen, den er nicht auszuführen wagte.

Ich kann ihn mir denken. Was weiter?

Seine Durchlaucht hat von Euren Anstalten erfahren.

Der Kardinal zuckte die Achseln:

Das ist leicht möglich, sie sind nicht geheim.

Er ist entschlossen Euch das Wasser abzuleiten und rüstet einen glänzenden Aufzug, um seinen kaiserlichen Schwiegervater bei der Heimkehr in Neapel zu erwarten und sich seiner Gunst zu empfehlen. Er hat die besten Redner und einen Staatsmann vom Range des Guicciardini bei sich, um seine Sache gegen die Verbannten zu führen.

Wir werden ihm zuvorzukommen wissen, antwortete der Kardinal.

Das ist es, was er am meisten fürchtet. Und darum habe ich mir erlaubt, Eure Herrlichkeit zu warnen. Es gibt überall feile Hände; unter den Verbannten selber ist nicht einem jeden zu trauen. Ich sah heute Eure fürstlichen Gnaden allein reiten, — vergebt meinem Eifer, wenn er Euch zudringlich erscheint: ich mußte an die vielen Schlupflöcher denken, in denen in hiesiger Gegend ein Hinterhalt sich verstecken kann.

Ich danke Euch, ich werde auf meiner Hut sein.

Und daß ichs nicht vergesse, fuhr jener, schon im Begriff sich zu verabschieden, fort: Euer Herrlichkeit Better, Herr Lorenzino, der am Hofe in Mißachtung lebt, bewahrt Euch eine unauslöschliche Dankbarkeit und trug mir auf, Euch zu grüßen.

Ippolito blickte befremdet. Es berührte ihn seltsam, daß jener zufällig von seiner Anwesenheit in Fondi gehört haben wollte und doch zugleich einen Gruß von Lorenzino brachte; aber seine Gedanken waren noch so von der geliebten Frau erfüllt, daß er dem Widerspruch nicht nachging.

Höflingsgeschwätz, daß sich wichtig macht, sagte er zu sich selbst im stillen.

Und er trug mir auf, fuhr der Florentiner fort, Euch zu sagen, daß er Euch bald mit etwas Schönerm überraschen wolle.

Wieder wunderte sich Ippolito. Hatte Lorenzino wirklich diesen Auftrag gegeben oder wollte der andere ihn aushorchen?

Was kann von Lorenzino Schönes kommen? sagte er kalt.

Oh, war die Antwort des Florentiners, er hat kürzlich ein Lustspiel geschrieben, das bei Hofe vielen Anklang fand und zweimal aufgeführt wurde. Und jetzt trägt er sich mit einem Trauerspiel, das er Eurer Herrlichkeit widmen will.

Ippolito zuckte die Achseln und erwiderte nichts.

Indessen würden Eure fürstlichen Gnaden vielleicht wohl tun, auch Herrn Lorenzino nicht zu trauen. Er macht den Eindruck, als ob er auf beiden Achseln Wasser trage.

Ich habe nichts mit ihm zu schaffen. Im übrigen danke ich Euch.

Der Florentiner verbeugte sich tief, um zu gehen.

Da hielt ihn der Kardinal, der niemand unbeschenkt entlassen konnte, mit einer leichten Gebärde fest. Er öffnete eine Kassette, die immer mit Gold und Juwelen gefüllt auf seinem Tische stand, und entnahm ihr einen schöngefaßten Stein.

Nehmt dies zu meinem Andenken, ich hoffe den Tag zu sehen, wo ich Euren Eifer besser belohnen kann.

Jener empfing das Geschenk mit einem Ausdruck von Unsicherheit, aber auf einen freundlichen Wink des Kardinals entfernte er sich.

Was wollte der Mensch mir eigentlich sagen? Daß Lorenzino zweideutig ist und die Florentiner unzuverlässig? Das weiß ich ohnehin. Und er selber ist auch einer.

Aber schon war er mit all seinem Fühlen und Wollen wieder bei Julia. Ihre Worte hatten das Tiefste und Zarteste in ihm aufgeregt und er gab ihr recht. Eine Julia Gonzaga durfte nur dem gehören, der sie frei vor aller Welt besitzen konnte. Diese Frau, die es wert wäre, Königin und Kaiserin der ganzen Erde zu sein, zur Ge-

liebten eines Kardinals zu machen, wäre Tempelschändung. Der spanische Gesandte, der seinen Plänen günstig war, hatte in ihren vertrauten Unterredungen zuweilen ganz im Vorübergehen der Kaiserstochter Erwähnung getan, die den Thron von Florenz neben Alessandro besteigen sollte. Ippolito hatte verstanden und es war nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben. Jetzt warf er den Gedanken weit von sich und beschloß, ihm gleich einen Niegel vorzuschieben. Wäre er nur schon den verhassten Purpur los, könnte er der echten Braut den herzoglichen Hermelin um die Schultern legen. Der Boden Europas brannte ihm mit einem Male unter den Füßen. Nur jetzt keinen weiteren Verzug. Nicht hier im weichlichen Müßiggang, in Afrika, bei den Fahnen des Kaisers, mußte er sich Julia holen. Dort war ohnehin der Platz ihrer Freunde. Der Fürst von Sulmona, der mit seinem König gezogen war, hielt die Gräfin von Fondi über alle Kriegereignisse auf dem Laufenden, und die Gesellschaft beglückwünschte sie zu jedem Nachteil des Barbarossa, als ob der Seeräuberkrieg, den Karl V. führte, der Krieg Julia Gonzagas wäre. Er war es auch, denn ihre Untertanen schmachtetten in der Sklaverei des Barbaren. Alles kam zusammen, Staatsklugheit, Ruhmgier, Liebe, Christenpflicht, ihn nach dem afrikanischen Ufer zu rufen. Das Leidenschaftsfieber, das ihn Tag für Tag an die Scholle gefesselt hatte, wick dem alten Durst nach Taten. Er beschloß, sich gleich nach Gaeta zu begeben, um die schnellere Ausrüstung der Galeere in Person zu betreiben.

Unterdessen sagte Dante Verlinghieri, der an einem Fenster stand, zu dem Grafen Della Zenga:

Da geht er wieder, der florentinische Duckmäuser. Ich kann ihn nicht sehen, ohne daß es mir einen Herzsich gibt. Was braucht der Kerl nur immer um unseren Herrn zu schleichen? Er hat, wie mir scheint, den bösen Blick, denn jedesmal kommt danach ein Unheil, wie damals bei dem Pulveranschlag, den sie uns in die Schuhe schieben. Heut früh sah ich ihn allein im Klostergarten

mit dem Küchenmeister reden und auch Andrea sagte mir, der Mann wolle ihm nicht gefallen.

Was suchte er denn bei ihm? fragte Della Zenga.

Andrea meint, er habe ihn ausforschen wollen.

Man sollte den Herrn warnen. Dies Geschlecht hat weder Treu noch Glauben. Wenn unser Herr Jesus Christus noch einmal zur Erde kommt, wird es ein Florentiner sein, der ihn verrät.

Der dieses sprach, stammte aus Prato und war im vererbten Haß der feindlichen Nachbarstädte aufgewachsen, daher der Zenga, ein Venetianer von der Terraferma, ihn auslachte.

*

Endlich war es so weit, daß man hoffen konnte, in wenigen Tagen in See zu stechen. Für seinen bevorstehenden Namenstag wollte der Kardinal den Bewohnern von Tri noch ein Volksfest geben, an dem auch die Gräfin von Fondi, die zugleich Herrin von Tri war, mit ihrem ganzen Hofstaat teilzunehmen versprochen hatte. Die Wiesen vor der Stadt wurden geebnet für das Ringelstechen und andere kriegerische Spiele, in denen das farbige Gefolge des Kardinals seine berühmten Künste zeigen sollte. Außerhalb der Stadtmauern, an diese angelehnt, errichtete man hölzerne Tribünen und einen großen, mit Zelttuch überspannten Hochsitz für die vereinigten Höfe. Kunstvolles Feuerwerk war aus Rom herbeigeschafft gleich dem, das der Kardinal am Abend der Papstwahl zu Ehren des neuen Pontifex vor dem Thor der Cancelleria zum Entzücken der Römer hatte abbrennen lassen. Für das Popolino sollte ein Glücksbaum aufgerichtet und mit vielen Preisen behängt werden. Rinder und Schafe wurden geschlachtet, um im Freien in ganzer Größe an Spießen zu schmoren, der Wein dazu stand in Fässern bereit; die Einwohner von Trileckten sich schon bei der Vorstellung den Mund und zählten die Tage, die sie noch von dem Feste trennten. Der Kardinal ging in Person umher, alles nach seinen Wünschen ordnend, durch Lob und Ver-

sprechungen anfeuernd. Er wollte mit einem Schauspiel aus dem Lande scheiden, von dem noch Kinder und Kindeskinde reden sollten.

Ist der Ernst seiner Freundin auf ihn übergegangen? Zweifelt er am Ausgang seines Unternehmens oder drückt ihn einfach die Sonnenglut? Unter der Bräune seines Angesichts fühlt man eine Blässe durch. Aber sein Schritt und seine Bewegungen sind leicht und federnd wie immer.

Nachdem alles besichtigt ist und die Luft sich schon abgekühlt hat, läßt er sich den Bajazet vorführen und mit lässigem Zügel, schrittweise, denn wer mag sich heute noch erhitzen? reitet er in den strahlenden Abend hinein. Gesellschaft will er keine, da er sich zum Sprechen unlustig fühlt, aber eingedenk der empfangenen Warnung läßt er den Garofalo in kurzer Entfernung folgen. Dabei summt er ein Liedchen vor sich hin, das er einmal von einem jungen Burschen in der toskanischen Maremma gehört hat und das er sich einprägte, weil es ihn rührte und weil er neben der Künstlichkeit seiner Hofpoeten die schlichte, ursprüngliche Dichtersprache des Volkes liebte.

Mimosenblüte,
Mein Lieb erschauert, will ich sie berühren.
Wer nimmt die Sehnsuchtspein mir vom Gemüte?

In diesem Augenblick sprang sein Pferd jählings zur Seite, daß der Reiter Mühe hatte, sich im Sattel zu halten. Es zitterte und schnaubte und vergeblich suchte dieser es durch Streicheln und Zureden vorwärts zu bringen.

Verfluchte Hexe, schrie der Garofalo, und jetzt erkannte der Kardinal erst, was es war, das sein Tier erschreckt hatte. Neben einem Olivenstamm, grau und verkrümmt wie dieser, stand jenes alte Weib mit Rocken und Spindel, das ihm einmal im Vorjahr unheilkundend in den Weg gekommen war. Wieder mummelte sie mit zahnlosem Munde und ließ sich durch die drohenden Zurufe

und Armbewegungen des Knechtes nicht vom Plaze treiben, bis dieser Miene machte, sie niederzureiten. Da erst verschwand sie in den Graben. Dem Kardinal war es in diesem Augenblick, als hätte er mit der Spindel einen Stich ins Hirn bekommen, und gleichzeitig packte der Bajazet auf und stürmte, ohne dem Zügel zu gehorchen, dahin wie von Tollheit erfaßt. Es blieb nichts übrig, als ihn sich ausrasen lassen, bis er wieder zu sich kam und zitternd stehen blieb. Da konnte endlich der Reiter umlenken, aber er mußte sich schwindelnd an der Mähne des Tieres halten, so heftig hatte ihn der Kopfschmerz befallen. Langsam, im Schritt kehrte er nach Itri zurück, und vor der Klosterpforte angekommen, sank er halbbohnmächtig in die Arme der Knechte.

In der folgenden Nacht brach das Sumpffieber, das er sich durch seine sorglosen Ritte in der gefährlichen Jahreszeit zugezogen hatte, mit einer Jagd seltsamer, unfaßbarer Phantasien an ihm aus. Unter anderem trat er in eine Kirche, die er für San Lorenzo in Damaso hielt, obwohl die Räumlichkeiten nicht stimmten. Da sah er in einer Kapelle einen ganz alten Sarkophag mit dem Kugelwappen geschmückt, der ihm noch nie aufgefallen war. Neugierig entzifferte er die Inschrift: Hippolytus Medices, dann noch mit Mühe obiit anno salutis —, aber die Jahreszahl brachte er nicht heraus, weil ein breiter Sprung durch den Marmor lief. Was mag das für ein Hippolyt gewesen sein? dachte er, denn unter seinen Vorfahren kam der Name nicht vor. Dann ärgerte er sich aber doch wieder, daß über dem Wappen nur ein Kardinalshut mit Troddeln, keine Herzogskrone abgebildet war. Aber schnell verwischte sich das Bild, und jetzt erkannte er bei der Säule eine kleine, graue Gestalt: die Parze, die den Bajazet erschreckt hatte, und wieder stach sie ihn mit der Spindel durchs Hirn, daß er aufstöhnte. Dann saß sie bei ihm auf dem Bettrand und spann und spann. Draußen heulte und bellte der tote Sacripante, stieß an die Thür und wollte zu seinem Herrn.

Ippolito fürchtete sich vor der Alten, wie er sich noch nie in seinem Leben gefürchtet hatte. Besonders grauenvoll war es, wenn sie zuweilen die Spindel an langem Faden hinunterschleusen und wieder in die Höhe tanzen ließ. Und jedesmal ging dabei der lange, schmerzhafteste Stich durch sein Hirn. Das dauerte für die Empfindung des Kranken die ganze Nacht.

Am Morgen waren die Traumgespenster verweht, aber der Kardinal fühlte sich an allen Gliedern zerschlagen und begriff, daß es ein Anfall von Malaria war, was ihn geschüttelt hatte. Nur jetzt nicht krank werden, nur keiner Schwäche nachgeben, wo seine ganze Tatkraft für den Aufbruch erforderlich war. Er wollte aufstehen, aber er sank schwindelnd mit ausgeschöpftem Hirn auf sein Bett zurück.

Sein Vetter Salviati eilte auf die Nachricht von seiner Unpäßlichkeit herbei und wollte ihn bereden, etwas Stärkendes zu sich zu nehmen, allein Ippolito empfand Widerwillen gegen jede Art von Nahrung. Gegen Mittag jedoch, als seine Ungeduld, sich zu erheben und nach dem Rechten zu sehen, immer größer wurde, schickte er seinen Ascan in die Küche um eine Hühnerbrühe.

*

Auf dem Zwinger von Fondi ging der Bischof mit seinem Freunde Molza in der Schattenkühle auf und nieder.

Was macht Seine hochwürdigste Herrlichkeit? Man hat ihn seit Tagen nicht in Fondi gesehen, fragte der Kirchenfürst.

Er ist stark beschäftigt, antwortete der Gelehrte, denn er wird in den nächsten Tagen unter Segel gehen. Gestern sprach ich seinen Geheimschreiber, der mir sagte, der Kardinal glühe mehr nach Afrika als jemals Hannibal nach Italien.

Und werdet Ihr ihn wirklich begleiten?

Ich fürchte, nein. Er braucht jetzt Männer des Schwertes, nicht solche der Feder. Aber ich darf ihn bei seiner Rückkehr in Neapel erwarten, um ihn als Sieger zu begrüßen.

Diese Pille war ihm von Donna Julia auf Bitte des Kardinals so versüßt wie möglich beigebracht worden.

Haltet mir meinen Molza warm, hatte er ihr schon bei seinem ersten Besuche gesagt, ich empfehle ihn Eurer Güte. Er hat sich in ein wahres Kriegsfieber hineingebichtet, und ich mochte ihm den Spaß nicht vor der Zeit verderben. Ihr wißt, sein Herz ist ebenso weich wie seine Führung lose; er braucht die Nähe einer edlen Frau, damit er nicht aus dem Neste fällt. Meine Bitte ist selbstsüchtig, denn ich weiß, daß er mich liebt und daß er mein Andenken bei Euch wach erhalten wird.

Als ob es dessen bedürfte. Aber zweifelt nicht, ich will ihm ein Nest bereiten, aus dem er nicht entschlüpfen soll.

Und die zwei Jungen, Schönen hatten gelächelt in beiderseitiger Schonung der Schwächen des liebenswürdigen Graukopfs.

Zu seinem eigenen Trost, und um den Auszug des Gebieters nicht müßig zu erleben, schmiedete der Molza darauf ein neues Sonett mit reicher, mythologischer Verbrämung, durch das er alle Schutzgeister der Tapferkeit um das Haupt des Vielgeliebten versammeln wollte. Erst heute war es fertig geworden, und er brannte danach, es dem Bischof zu lesen.

Dieser sagte sinnend:

Mir scheint, die Natur ist verliebt in dieses Geschlecht der Medici. Wie es auch eilt, sich zugrunde zu richten, sie kann davon nicht lassen: immer stellt sie das Muster von neuem her. In diesem Spätling hat sie gar noch einmal die Züge aller zusammengefaßt: den Hochsinn des großen Lorenzo, Leos Prachtliebe, die Liebenswürdigkeit der beiden Juliane und die Kriegslust unseres unvergeßlichen Herrn Johann, den sie den Großen Teufel nannten und der vielleicht geboren war, der Engel seines Vaterlandes zu werden. Aber ob sich ein neuer Aufgang in ihm vorbereitet, oder ob er nur die schöne Abendröte seines Hauses ist? In Afrika wird das Schicksal die Antwort geben.

Indes sie redeten, war die Antwort schon unterwegs.

Aber nach den letzten Worten des Bischofs konnte der Dichter sich nicht mehr halten und begann gleich mit der Mühe gestiftend:

¹ Du edles Schiff, wie gleichst du jenem Kiele,
Wie strebst du seine Taten zu erneuern,
Der einst aus Gier nach Heldenabenteuern
Die Argonauten trug zum hehren Ziele.

So Gott dir helfe aus der Wogen Spiele
Durch Kampf und Klippen siegreich heimzusteuern,
Beschirm' und führ' uns Hippolyt, den teuren
Gebieten heim. Er ist ein Hort für viele.

Vergiß es nicht, du trägst auf deinen Planken
Das eine Haupt, wo aller Hoffen mündet.
Auf dieses Ziel vereine du dein Streben.

Von ihm getrennt durchs Leben hinzuschwanke
Ertrug' ich nicht —

Hier brach er ab und der Schluß sollte für immer ungesprochen bleiben. Denn von Tri her kam ein Reiter in gestrecktem Lauf und sprengte durch das Tor; seinem Pferd stand der Schaum vor dem Munde. Es war Ascan. Molza wollte ihn mit Fragen aufhalten, aber er rief schreiend:

Der Herr stirbt, Andrea hat ihn vergiftet — und jagte weiter, dem Schlosse zu.

Vorübergehende hatten den Schreckensruf aufgefangen und verbreiteten ihn mit Jammergeschrei durch die ganze Stadt:
Der Kardinal stirbt, sein Küchenmeister hat ihn vergiftet.

*

¹ Nave che colma degli antichi onori —

Fr. M. Molza, Sonetti

Eine dichte Menge umlagerte lautlos und entgeistert den Palast und die anstoßende Straße, als die Torflügel sich öffneten und die Gräfin von Fondi in Begleitung der Herren Molza und Porcino zu Pferde erschien. Sie saß aufrecht im Sattel, aber in ihrem Gesicht war kein Blutstropfen mehr. Und doch hatte sie keinen Augenblick den Kopf verloren, als wäre sie auf eine solche Botschaft vorbereitet! Kaum daß der Page gesprochen, so waren ihre Befehle schon gegeben und sie saß zu Pferd, um nach Itri zu eilen. Jetzt gab es keine menschlichen Bedenken mehr. Der Freund stirbt und er verlangt nach ihr. Sie muß zu ihm, wenn er auch ein Kirchenfürst ist, in dessen Hause nur Männer wohnen. Fast immer galoppierend jagten die drei ihre Pferde die lange, ansteigende Straße gegen Itri hinauf. Zwei Franziskanerbrüder kamen ihnen entgegen und traten grüßend herzu. In den verstörten Mienen glaubte Julia schon die Todesbotschaft zu lesen. Sie hielt das Pferd an: Wie steht es?

Ein bedauerndes Achselzucken.

Ist noch kein Arzt zur Stelle?

Sie strömen von allen Seiten herbei, Euer Gnaden. Aber Seine hochwürdigste Herrlichkeit nennt sie Gaukler und Dummköpfe und wirft sie einen um den andern aus der Tür. Er sagt, der alte Hippokrates habe am kleinen Finger mehr Menschenverstand besessen als die gesamte medizinische Fakultät von ganz Europa. Unsern Guardian, der ihm die Tröstungen der Religion bringen wollte, läßt er gar nicht mehr vor sich. Wenn es so weiter geht, wird er ohne die Sakramente in unseren Mauern sterben. Ein so großer Kirchenfürst. Es ist nicht auszudenken.

Wir hoffen nur noch auf Euch, setzte der andere hinzu. Er fragt immerfort nach Euer Gnaden.

Schweigend trieb sie ihr Pferd aufs neue an, im Herzen nur das eine Gebet, ihn noch lebend zu finden.

Die Herren, die ihr folgten, hielten sich noch einen Augenblick im Gespräch mit den Mönchen auf.

Es ist ein Eilreiter Hals über Kopf nach Rom abgegangen, erklärten diese, um von dem heiligen Vater ein Elixier zu erbitten, das nur er besitzt. Sie nennen es Lieblebensöl, denn es soll die Wirkung jedes Giftes aufheben. Gebe Gott, daß der Mann zeitig zurückkehrt.

Vor den Mauern von Tri glänzten den Ankommenden — grausamer Hohn! — die halbfertigen Tribünen entgegen, die für das Fest errichtet waren, der Glücksbaum mitten inne. Aber die Werkleute hatten ihre Arbeit eingestellt und standen bestürzt umher. Um das Kloster und die anstoßenden Straßen scharten sich Hippolitos farbige Stämme mit allen Zeichen tiefster Niedergeschlagenheit. Der Vorraum seiner Wohnung war dicht gefüllt mit geistlichem und weltlichem Gefolge, unter ihnen die Häupter der Verbannten.

Ein Mönch kam soeben aus dem Zimmer des Kranken.

Was sagt Seine hochwürdigste Herrlichkeit?

Er will nicht. Er nennt uns Narren. Er sei nicht nach Tri gekommen, um zu sterben. Es sei zu früh, um mit geschorenen Pfaffen und singenden Engeln auf der Himmelswiese zu tanzen. Er wolle leben oder auf dem Schlachtfeld fallen.

Die heiligste Jungfrau stehe ihm bei und wende sein Herz, solange es Zeit ist.

Porrino wandte sich an den weinenden Salviati:

Wie ist das zugegangen?

Er wollte aufstehen, und weil ihn das Fieber geschwächt hatte, verlangte er eine Stärkung. Andrea brachte ihm eine Tasse Hühnerbrühe. Er mochte sie nicht, ich selber redete ihm zu, — dabei schluchzte der Sprecher laut auf. Kaum hatte der Kardinal getrunken, so schleuderte er die Tasse weg, schrie: Ich bin vergiftet! und wand sich in Krämpfen. Ich stürzte fort, um den Andrea zu suchen, der Schurke klagt sich selber an, er ist verschwunden.

Molza war zu einer anderen Gruppe gestürzt, in deren Mitte Monsignore Ridolfi stand:

Wird der Papst das Gegenmittel schicken?

Er wird sich's überlegen, war die Antwort. Jetzt werden die größten Einkünfte der Kirche für das Haus Farnese frei.

Der Dichter rang die Hände und weinte wie ein Kind.

Unterdessen stand Julia schon am Lager des Kranken. Der erste Blick in sein Gesicht hatte ihr jede Hoffnung genommen: die Wangen blaß und schmal, von jenem harten Umriß, der den Knochenbau durchzeichnet, die Nase gestreckt, die Augen tief eingesunken, der schöne Ippolito kaum noch zu erkennen. Sie sieht: mit diesem Stempel zeichnet der Tod. Jetzt geschieht, was ihre Schwermut in ihren versunkensten Stunden vorausgewußt hat: der Freund stirbt und sie haben sich nicht beseffen. Ihre Liebe ist zu groß geworden für irdische Erfüllung. Bist du zufrieden, Schatten des Rodomont?

Der Kranke suchte sie mit den Augen, aber ihm schien es, als schaute sie ihn aus weiter Ferne, vom Ende eines langen Ganges an.

Ich muß sehr häßlich geworden sein, daß es Donna Julia vor mir graut. Man soll mir einen Spiegel geben, daß ich selber meine Häßlichkeit sehen kann.

Wozu einen Spiegel? sagte sie, sich zärtlich über ihn beugend. Habt Ihr nicht meine Augen, in denen Ihr Euch immer schön sehen werdet?

Ach Julia, warum so ferne?

Ich bin nicht ferne, sagte sie tröstend und legte ihre Wange an die seinige.

Einziges Heilmittel, hauchte er leise und lag eine Zeitlang still und befriedigt, bis die Schmerzen ihn wieder faßten und mit ihnen das Bewußtsein des drohenden Endes.

Hinweg sollen, verschwinden ohne Spur in der Geschichte, er, der einzige von den jungen Sprossen des Hauses, der noch mit innerem Rechte den großen Namen trug. Der das Leben liebte wie kein zweiter und ebenso von ihm geliebt war. Ohne Sieg, ohne Ruhm, in der Vorhalle von beiden. Fort von der Liebe, die er nicht er-

rungen hat. Ungerächt sterben, während sein Mörder auf dem Throne triumphiert! Und nichts, das von ihm auf die Nachwelt kommen wird als ein schwankender Schein, ein Glanz an der Stelle wo er gestanden hat, unter dem seine Züge nicht mehr kenntlich sein werden. Wer denkt die Verzweiflung aus? Regiert ein Teufel die Erde?

Doch sobald er sich wieder besser fühlte, kehrte die Hoffnung zurück:

Der heilige Vater wird das Elixier schicken. Die Stafette wird rechtzeitig kommen. Ich habe den Weg einmal in sechs Stunden gemacht und ritt in Waffen. Die Strecke von Fondi nach Itri lege ich zu und bis er den Papst gefunden hat. Er könnte schon morgen früh zurück sein. Im schlimmsten Falle wird es Mittag werden. Solange halten meine Kräfte vor. Seit ich Euch bei mir habe, fühle ich mich löwenstark.

Es wurde Morgen, es wurde Mittag, der Bote kam nicht zurück. Der leichte Ascan warf sich aufs Pferd und jagte ihm entgegen, um schneller mit dem Mittel da zu sein, falls den Mann bei der großen Hitze die Kräfte verlassen hätten.

Aus Salerno war ein berühmter Arzt erschienen und hatte sich lange mit dem Kranken beschäftigt, der ihn sanftmütiger behandelte als seine Kollegen, weil er seinen Schmerzen einige Erleichterung verschaffte.

Als er aufbrach, fragte ihn Julia auf dem Gange:

Ist keine Hoffnung?

Seine hochwürdigsten Gnaden haben ganz recht, war die Antwort, unsere heutige Wissenschaft ist keine. Hier bleibt nur die Hoffnung auf Gottes Barmherzigkeit.

Es klang doppelsinnig und war es auch. Den Tod im Herzen, nahm sie ihren Platz am Lager des Kranken wieder ein.

Dieser aber sagte aufleuchtend:

Geliebter Wundertrank, wenn ich Euch nur sehe, wird mir schon besser.

Da trat Bernardino Salviati ein.

Wir haben ihn, Eure Herrlichkeit. Meister Andrea ist gefangen. Was sollen wir mit ihm machen?

Die Wangen des Kranken glühten auf und seine Augen schossen Blitze:

Foltert ihn, bis er bekennt, wer ihn gedungen hat.

Herr, es ist schon geschehen, aber er hat nichts bekannt.

So knüpft ihn an den nächsten Baum, den Hund, damit er früher stirbt als ich.

Julia hielt den Geschäftigen zurück und warf sich vor dem Bette des Sterbenden auf die Knie.

Erbarmen, Herr, nicht für ihn, für Euch selber. Auch Ihr seid in Gottes Hand. Befleckt nicht die Stunden Eures Leidens mit einem Todesurteil. Laßt den Elenden der Rache Gottes, er wird ihr nicht entgehen.

Der Kranke biß sich auf die Lippen, während Salviati wartend stand. Aber Julia ließ nicht ab mit Flehen.

Ihrem Blick und Ton wich allmählich seine Wut.

So laßt ihn laufen, sagte er finster.

Aber die Umbiegung seines Willens kam ihm so schmerzhaft an, daß er sich mit einem tiefen Unmuthsseufzer nach der Seite kehrte.

So konnte der Giftmischer entkommen und sich am Hofe des Herzogs von Florenz in Sicherheit bringen. Aber er blieb für ein schlimmeres Ende aufgespart, da wenige Wochen später in Borgo San Sepolcro, seinem eigenen Heimatort, das erbitterte Volk den Mörder des Ungeliebten in Stücke riß.

Julia faßte die abgekehrte Hand des Sterbenden und drückte einen langen, andächtigen Kuß darauf.

Zürnt Ihr mir wegen meiner Bitte? Gott wird Euch die Gnade mit tausendfachen Gnaden lohnen.

Da kehrte er sich wieder zu ihr:

Ich Euch zürnen, Julia? Wie könnte ich? Es ist mein Dank für die Wohlthat Eurer Gegenwart. Ihr wußtet ja immer das Bessere.

Dann seufzte er wieder:

Ascan, die Schnecke! Wo bleibt er nur? er könnte längst mit dem Mittel zurück sein.

Ach, der arme Ascan war unschuldig, er war seit einer Stunde zurück und wälzte sich jammernd im Klosterhof: der Kurier war mit leeren Händen gekommen, der Papst hatte das Gegenmittel nicht gegeben.

An eine solche Möglichkeit dachte Ippolito nicht einmal.

Der Statthalter Christi kann mich nicht sterben lassen, sagte er zu dem Salviati: Ich war es ja, der ihm die Tiara aufsetzte.

Unglücklicher Ippolito, dachte Bernardino, seine Tränen verschluckend, eben weil er dir seine Wahl verdankt, erspart er sich den Dank und läßt dich sterben.

Jetzt war die Frage, ob man ihm durch einen frommen Betrug die Hoffnung noch länger nähren oder die Wahrheit sagen sollte.

Julia entschied für die Wahrheit.

Wer wird es wagen, sie ihm beizubringen?

Ich, sagte sie ergeben.

Ärzte, Priester und Laien, alle flohen entsetzt vor dem Wutausbruch, der der furchtbaren Enthüllung folgte. Vor den Flüchen, die der Unglückliche gegen Paul III. schleuderte, bekreuzten sich die Hörer noch nach Jahren.

Es war zu erwarten, daß es so gehen würde, sagte draußen im Vorzimmer der Bischof von Fondi traurig zu seinem Amtsbruder von Nocera, dem Geschichtsschreiber Paulus Jovius, der gekommen war, dem Kardinal aufzuwarten und ihn sterbend fand. Es liegt nicht in der Natur des Geschaffenen, gegen den Schöpfer dankbar zu sein.

Ein schweres Sterben, sagte Piero Strozzi mit einer Träne im Auge.

Ja, und kein erbauliches, erwiderte Nidolfi, ich wollte, es wäre vorüber.

Doch Piero entgegnete bewegt:

Ich glaube nicht, daß wir Freunde geblieben wären, wenn er gelebt hätte, aber das muß ich bekennen: wenn dieser Mann verschwunden ist, wird die Welt um vieles ärmer und nüchterner sein.

Julia blieb allein im Sterbezimmer zurück. Wenn ein Mann so rast, kann nur eine Frau sich noch in seiner Nähe halten. Sie lag auf den Knien und rang die Hände zum Himmel:

Herr, erbarme dich, berühre sein Herz, sende einen Engel, der ihn tröstet, laß ihn nicht in Verzweiflung, mit Lästerungen sterben.

Endlich legte sich auch dieser Sturm in ihren Armen. Der Engel, um den sie flehte, war sie selber.

Von dem Augenzeugen Paulus Jovius stammt der lakonische Bericht: Daß Donna Julia bei ihm war und ihn mit Hingebung pflegte, erleichterte ihm das Sterben. Welch ein Übermaß von Leid und Liebe hinter diesen kargen Worten. Julia weinte und klagte nicht, ihr Lächeln und ihre Schönheit, die sein Sonnenlicht gewesen, sollten ihm strahlen bis ans Ende. Aber alle verhaltene Zärtlichkeit ihres Lebens strömte sie über den Geliebten aus, sie leistete ihm jede Hilfe, schmiegte sich zu ihm, um die Lebenswärme festzuhalten, und jeder Ton ihrer Stimme war eine Liebkosung.

Unterdessen irrte der unglückliche Molza in Jammer verloren durch die Hwälder von Itri. Seit er in das entstellte Angesicht des Gebieters geblickt und den nahen Tod darin gelesen hatte, wagte er sich kein zweitesmal in seine Nähe, er konnte das Unabwendbare nicht mit Augen schauen. Wo wird sein verwaistes Haupt künftig ruhen? Ein einsamer Sperling auf fremden Dächern wird er sein. Jede kleine Versäumnis fiel ihm nun schwer aufs Herz, da er nichts mehr für einen so nachsichtigen Beschützer tun konnte. Aber die Muse kam zu dem armen alten Kinde und

redete ihm Worte zu, vor denen er oft staunend stillestand, um zu horchen. Sein Leid fügte sich ihm schon zu Strophen von solcher Innigkeit und Schönheit, wie er noch keine gedichtet hatte. Unfaßlich schien es nur, daß der, dem sie gehörten, sie niemals vernehmen sollte.

Trotz allem schimmerte noch einmal ein schwaches Licht der Hoffnung auf, als es bekannt wurde, daß Herr Dante Berlinghieri und ein anderer Edelmann namens Ranieri an den gleichen Anzeichen darniederlagen. Der Bischof von Rocera, der selber Medizin studiert hatte, wollte daraus folgern, daß der Kardinal gar kein Gift bekommen habe und daß bei allen dreien die Krankheitserscheinungen die der Malaria seien.

Aber Molza blickte tiefer:

Der Schurke hat die beiden mitvergiftet, damit es scheinen soll, als seien es die gleichen Fälle von Sumpffieber.

In der Tat stellte sich's heraus, daß Meister Andrea auch den zwei anderen, an leichtem Fieber Erkrankten ein stärkendes Süppchen gereicht hatte.

Der Kardinal erkundigte sich täglich nach dem Befinden seiner Leidensgenossen. Vom dritten Tage ab fragte er nicht mehr, als ob er fühlte, daß es nichts mehr zu fragen gab.

Sechs volle Tage wehrte sich der ungeheure Lebenswille in dem jungen, gestählten Körper gegen den doppelten Angriff des Fiebers und des Giftes. Die Klosterbrüder führten einen langen Kampf, bis er sich den Vorschriften der Religion bequeme.

Was soll mir der Leib des Herrn, wenn ich nicht verzeihen kann? sagte er immer.

Versucht es, hochwürdigster Herr, Gott wird barmherzig sein, wenn Ihr nur den guten Willen habt.

Aber sein Herz blieb im Irdischen verhaftet.

Ist wirklich keine Rettung mehr, Julia? Muß ich hinweg von dem süßen, süßen Leben und hinweg von Euch?

Vertraut auf den, der noch keinen verlassen hat, der auf ihn vertraute.

Ach, Julia, Ihr wißt es nicht, was sterben heißt.

Dürft' ich es für Euch leiden! Ich bin nur ein Weib, habe keine Männertaten getan, aber wann der Tod zu mir tritt, er wird mich gefaßt und willig finden.

Ja, ich wußte stets, daß Ihr tapferer seid als ich. Ach, Julia, warum mußten wir unser Leben getrennt verbringen? Jetzt wird ein anderer Euch besitzen und ich werde Würmerfraß sein.

Keiner vor Euch und keiner nach Euch, und möge meine Seele verloren sein, wenn ich falsch geschworen habe.

Ich danke Euch, nun sterbe ich leichter. Es hätte mich im Paradiese nicht ruhen lassen, Euch im Arm eines andern zu wissen! Laßt mich nicht vergessen sein, wenn Ihr hier seid ohne mich.

Keine Minute meines Lebens werde ich ohne Euch sein. Laßt alle irdischen Sorgen fahren und wendet Euch mit mir zu dem, der am Kreuz noch mehr gelitten hat.

Er ließ keine Julia zurück.

Sie rang die Hände: Mein Heiland, vergib ihm, er weiß nicht, was er redet.

Endlich ergab er sich und lag beschwichtigt, eingebettet in der großen Liebe. Julia wich nicht von seinem Lager und wußte nichts von Tag und Nacht. Kein Gedanke mehr an Lob oder Tadel der Welt. Zuweilen scheint sie dem Tode näher als er; denn ihr Blutlauf stockt und ihr Herz schlägt so schwach, als wäre es am Vergehen. Aber sie ist ja von Fleisch und Bein, das nicht von Herzweh schmilzt, sie darf nicht wie die glücklichen Geschöpfe der Dichtkunst mit dem Geliebten sterben, sie muß ihre Erdentage ausdauern. Und die Stunden rinnen und rinnen mit dem unaufhaltsamen und doch so seltsam schleppenden Gang, wie ihn nur letzte Stunden an sich haben.

Als schon um ihn die Sterbegebete gemurmelt wurden, an denen er keinen Teil mehr nahm, weil sein Geist ferne war, richtete er

sich noch einmal auf, starrte mit wilden Blicken auf eine Erscheinung und rief schmetternd:

Recht so, Lorenzino! Stoß zu! Noch einmal! Triff! Mach ganze Arbeit!

Dann sank er erschöpft zurück.

Erst Monate später verstanden die Zeugen des Auftritts den Sinn dieser schrecklichen Worte, als der Tyrann von Florenz unter den wütenden Händen seines schwachen, verachteten Betters verblutet war.

Ein schöner Traum führte den sterbenden Ippolito hinüber. Eine Frau von überirdischer Schönheit saß, den Kronreif um die Stirn, im Schatten eines Lorbeerbaums, sie hielt die blaue Irisblume am langen Stengel, das florentinische Wahrzeichen, in der Hand und hieß Fiorenza, aber sie hatte die Züge Julias. Sie neigte sich gegen ihn, um ihm die Blume zu reichen, da war es eine weiße Lilie, wie man sie abgeschnitten auf Gräber stellt. Der Träumer murmelte: Meine schöne Herzogin! Das waren seine letzten, noch halbverständlichen Worte.

Endlich, um die Mittagsstunde — es war am 10. August — glätteten sich seine Züge, und er lag stille in großer Schönheit. Da wußte man, daß es vorüber war. Die Klosterglocke fing an zu läuten, alle Glocken von Ftri fielen ein und klagten ins Land hinaus, daß ein so großer Fürst der Kirche in ihren Mauern entschlafen war. Julia kniete noch immer auf dem seidenen Kissen am Bette des Toten, selber wie tot und erstarrt, bis man sie wegführte, um ihn zu waschen und einzukleiden.

Als sie nach einer Stunde wiederkam, um Abschied von dem zu nehmen, der der Glanz und der Schmerz ihres Lebens gewesen war, fand sie ihn schon in der Kapelle aufgebahrt, von Lichtern umgeben, im prunkvollen geistlichen Ornat, ihr fremd und entrückt. Er hat schon begonnen ihr zu entwandeln auf seinem unbekannten Wege, und sie drückt die Augen zu, um sich das Bild des Nahen, Liebenden im Innern zu bewahren.

Man hob sie aufs Pferd, und sie ritt hinweg, aufrecht wie sie gekommen war. Dieses Schicksal ist zu heilig, um es durch Mitleid entweihen zu lassen. Noch hat sie auch die ganze Größe ihres Verlustes nicht erfaßt, denn sein Wesen ist um sie her wie eine ausgegossene Essenz, die die ganze Luft erfüllt. Aber von morgen an wird es für sie heißen: „O wie öde sind die Straßen der volkreichen Stadt!“ weil ihr das geliebteste Angesicht niemals wieder begegnen kann.

Um das Klostertor drängten sich die farbigen Begleiter des Kardinals in ihren phantastischen Trachten mit leidenschaftlichen Gebärden und gellendem Jammergeschrei, in dem sich immer dieselben Töne wiederholten.

Was schreien sie? fragte Donna Julia, die zwischen Molza und Porrino ritt.

Der Molza, der die längste Zeit am Hofe des Kardinals gelebt hatte und einiges von dem orientalischen Sprachgemenge verstand, gab Antwort:

Sie wollen ihn wiederhaben.

Der Treue hatte schon im stillen angefangen, seine Leier für die lebenslange Klage um seinen Einzigen, seinen „großen Medicin“ zu stimmen, die erst nach Jahrzehnten mit seinem letzten Dichterwort verstummen sollte.

Ihn wiederhaben, wiederholte die unglückliche Frau halb bewusstlos. Und von der Bedeutung des Wortes plötzlich wie von Krallen ins Herz gepackt, sank sie erschlafft vornüber auf den Hals ihres Pferdes.

— — Vor den Mauern von San Francesco ordnete sich der Zug, der den erlauchten Toten nach Rom zurückführen sollte. Dann kam es bei einbrechender Dunkelheit den Klosterweg von Ttri herunter mit lodernden Fackeln und gesenkten Fahnen und lenkte in die Via Appia ein. Voran in tiefer Trauer das Hofgesinde lichtertragend. Darauf die Geistlichkeit mit Kreuzen und Standarten und solchem Pomp, wie es der hohen kirchlichen Würde des Ver-

blichenen geziemte. Ein Trupp Fußsoldaten folgte, von ihren Hauptleuten mit gezogenen Degen geführt. Unmittelbar vor dem Sarge der Bajazet, prachtvoll geschürt und ganz in schwarzen Flor gehüllt, von zwei Edelleuten rechts und links gehalten, denn das Tier zitterte und schnaubte und war nur mit Mühe zu besänftigen. Und nun auf den Schultern brauner Wüstensöhne schwankend die Bahre, die der große Kardinalshut, Harnisch und Waffen des Verstorbenen schmückten. Ihr folgt die unabsehbare Reihe der Berittenen, Edelleute, Pagen, Freunde, Dienstmannen, zuletzt in langen Scharen das Volk aus Stadt und Land. Die Angehörigen der zweiundzwanzig farbigen Stämme in Turban und Pelzmütze, die den exotischen Hofhalt des Kardinals bildeten, teilten sich abwechselnd in die Ehre, den toten Gebieter zu tragen. Sie gingen feierlich in seltsam kadenziertem Schritt, während ihre Kameraden sich mit wilden Gebärden das Gesicht zerkratzten und ein so grauenvolles, barbarisches Wehgeschrei ausstießen, daß es alles Glockengeläut aus nah und fern übertönte und die Herzen der Hörer gefrieren machte. So fand Ippolito de' Medici im Tode noch einmal den Weg nach Fondi und durchzog am Schlosse vorüber die Stadt, die ihm zum Verhängnis geworden war, indes die schaurigen Töne herz- und markzerreißend weitergingen, als ob alle Saiten des Wohllauts auf immer zerrissen wären. Es war der erste Anfang einer unendlichen, gleichgestimmten Totenklage, die sich über ganz Italien ergoß um den zu ehren, der nach der Meinung der Zeitgenossen der schönste Schmuck der Erde gewesen, und diese Trauer war echt, da ja niemand übrig war, sie zu belohnen.

In jener Nacht starb Julia Gonzaga dem Irdischen. Erst zweiundzwanzigjährig, blieb sie allein mit ihrem großen Leid und dem Ruhm ihrer großen Schönheit, die vergeblich geblüht hatte. In ihr Inneres hat nie ein Freundesauge geblickt. Sie trug ihren Schmerz dahin, wo alle Schmerzen der Menschheit zusammenströmen, dahin, wo sie hoffte, daß ihr Geliebter sei. Über Formeln

und Dogmen, über Anfechtungen und Gefahren hinweg ging ihre verwaiste Liebe unmittelbar zu dem, der den ewigen Trost der Menschheit gab: Fürchtet euch nicht, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.

Als Isabella, die jetzt Fürstin von Sulmona hieß, ihr nach und nach das ganze Colonnaerbe entriß, hatte die Armut keinen Stachel mehr für sie, und sie blieb doch die Siegerin, denn ihr wurde von dem Oberhaupt der Familie die Leitung des kleinen Neffen übertragen. Die Sternenaugen haben niemals wieder gelächelt und ihre Gesundheit war gebrochen, aber wo Leid und Krankheit ausbrach, erschien Julia Gonzaga zum Helfen und Trösten. Sie kehrte sogar um Vespasianos willen aus dem neapolitanischen Kloster, wo sie seit dem Trauerspiel von Itri ihren Wohnsitz hatte, vorübergehend in die Welt zurück und sammelte noch einmal die feinsten Geister ihrer Zeit in ihrem Hause; denn ganz vergaß sie auch jetzt nicht, daß sie eine Gonzaga war. Aber ihr Herz war nicht mehr dabei, es lag in Rom in der Kirche San Lorenzo in Damaso, und jedes Wort von ihr, das uns aus der Zeitenferne noch erreicht, klingt wie aus einer zersprungenen Glocke.

Als dann die Glaubenskämpfe begannen und die Inquisition mit Folter und Scheiterhaufen gegen die Neuerer vorging, stand Julia Gonzaga unerschüttert und half bedrängten Freunden zur Flucht, während die Anklage der Keterei über ihrem eigenen Haupte hing, der sie ein erbarmender Tod rechtzeitig entrücken sollte. Für sich selber fürchtete und hoffte sie nichts mehr auf der Erde. Weitab vom Streite der Theologen und achtlos der Gefahr, suchte sie die Nähe ihres Gottes, bis der Tod verschlungen war in den Sieg. Im Glanze des Urbilds verzehrte sich allmählich das schöne, vergängliche Abbild, Ippolito de' Medici geheissen, es ging ein in das große Glänzen.

Der Despot

Ein Vermächtnis

mit einem Brief als Vorwort

Erinnern Sie sich, liebe Freundin, wie Sie vor Zeiten einmal mit dem Schreiber dieser Blätter das kleine Friedhöfchen von La Tour de Peilz am Genfer See besuchten? — Die ersten Vogelstimmen waren in der Luft, und die Bäume zeichneten ihr zartes Geästel noch laublos, aber schon mit verdickten, drängenden Knötchen wie mit abertausend Perlen in den tiefblauen Äther. Sie sprachen nur die zwei Worte: Heiliges Leben! Dann aber blickten Sie mich fragend an, weil ich vor einem namenlosen Grabstein mit befremdender Inschrift stehen blieb. Und Ihr alter Freund versprach, Ihnen von dem Schläfer zu erzählen, dessen Ruhe diese Grabchrift hütet. Ein Menschenalter verging, bevor er dazu die Muße fand. Jetzt, da er sich selber anschickt, in den dunklen Nachen zu steigen, sendet er Ihnen diese Blätter. Verfahren Sie damit nach Ihrem Ermessen: streichen Sie, kürzen Sie nach Bedarf, lassen Sie Jahre, Jahrzehnte vergehen, lassen Sie die ganze Welt sich wandeln; jener Tote hat Zeit zu warten. Nur einmal noch soll er im Glanz der Jugendtage wieder aufstehen, ehe die einst so verheißungsvollen Züge für immer verlöschen.

Kann sein, es lebt noch da und dort einer, der ihn gekannt und geliebt und dann verurteilt hat. Kann sein, es sind noch irgendwo Spuren seines Werkes erhalten. Dann findet er vielleicht spät noch das Verstehen und die Lossprechung, die dem Lebenden versagt waren.

Sein Freund und der Ihre
Ewers.

Was waren das für goldene Tage, meine Tübinger Studententage. Denke ich daran zurück, so höre ich tausend Lerchen zwitschern!

Als Sohn deutscher Eltern in Amerika geboren, hatte ich schon ein Menschenleben hinter mir, als ich mit wenig mehr als zwanzig die kleine Universität am Neckar bezog. Denn ich war seit frühester Jugend auf eigenen Füßen gestanden, hatte als halbwüchsiger Junge in den Pampas kleinere Jungen unterrichtet, war dreizehnjährig in den Sezessionskrieg entlaufen, hatte mit den Indianern gelebt, war Zeitungsberichterstatte geworden, alles ohne noch jemals einen regelrechten Unterricht genossen zu haben. Da war dann plötzlich inmitten des tätigen Lebens mein deutsches Blut in mir erwacht, das nach gründlicheren Kenntnissen und einer wissenschaftlichen Ausbildung dürstete, und ich fuhr nach Europa, um mit einer kleinen Erbschaft, die mir zugefallen war, auf einer deutschen Hochschule durch Geschichte, Literatur und verwandte Fächer die Lücken meiner Weisheit zu stopfen.

In Tübingen fehlte es mir aber zunächst an einem passenden Umgang. Zwischen einem Menschen von meiner buntscheckigen Vergangenheit und den Familiensöhnen, die ganz warm aus dem engen häuslichen Nest auf die Hochschule kamen, war die Kluft zu groß. Ich ließ mir zurweilen einen der harttrabenden „Philistersgäule“ satteln und ritt in den sonnigen Spätherbsttagen allein in die reizvolle Gegend hinaus. Im übrigen lebte ich still über meinen Büchern und fand mich inmitten des lauten Studententreibens einsam wie im Urwald.

Man spricht soviel vom Blitzstrahl der Liebe. Daß es auch einen Blitzstrahl der Freundschaft gibt, werden wenige verstehen, ich aber sollte es in jener Zeit erfahren.

Eines Morgens, als ich in einer der langen Alleen spazieren ging, die in dreifacher Reihe dem Städtchen vorgelagert sind, begegnete ich einem jungen Mann von ungewöhnlich anziehender Erscheinung, der in Gang und Haltung etwas Soldatisches an sich hatte, womit ein seltsam abwesendes, verträumtes Auge im Widerspruch stand. Er war mir durch sein edles Äußere schon früher in den Straßen aufgefallen; auch zu Pferde hatte ich ihn mehrmals gesehen und bemerkt, daß er kein Sonntagsreiter war, sondern mit bequemer Selbstverständlichkeit im Sattel saß. Aber als er jetzt in dem raschelnden Kastanienlaub nahe an mir vorüberging und mich mit einem schnellen Blick streifte, da durchfuhr mich's: diesen oder keinen suchst du dir zum Freund. Ich nahm es für eine gute Vorbedeutung, daß ich ihn noch am selben Vormittag in einem Kolleg über ältere deutsche Literatur wiederfand. Er saß nur wenig von mir entfernt, und ich war die ganze Zeit über mehr mit ihm als mit dem Vortrag beschäftigt. Ich hätte es kaum in Worte fassen können, was mich so ganz eigen zu ihm hingog. Aber alles an ihm fesselte mich: die Stirn, die unter dem dichten Haar mit edler Wölbung in den Schädel überging, die dunklen, über der Nase leise zusammentreffenden Augenbrauen, die Art, wie er den Kopf trug, lauter Außerlichkeiten, die mir der Ausdruck für etwas waren, wofür ich noch keinen Namen hatte. Während die anderen mit vorgeneigten Köpfen emsig kitzelten, hielt er die Augen ruhig auf den Vortragenden geheftet und machte nur dann und wann eine rasche Aufzeichnung. Von da ab saßen wir fast einen Winter lang zweimal wöchentlich im gleichen Hörsaal beisammen, ohne je ein Wort zu tauschen. Mein Herz brannte danach ihn anzureden, aber sein abgeschlossenes Wesen benahm mir den Mut. Und doch war ich sicher, daß auch er mich bemerkt hatte, denn bei jedem besonderen Anlaß begegneten

sich unsere Augen. Ich will ihn Gustav Vorck nennen, es ist der Name, den er sich später gewählt hat; warum ich seinen wirklichen Namen, dem ein „von“ vorgesetzt war, nicht nenne, wird sich aus seiner Geschichte von selbst erklären. Außer dem Namen konnte ich nichts von ihm erkunden, als daß er Norddeutscher war, als Jurist immatrikuliert, und daß er ein Türmchen hart am Neckar bewohnte, worin ein Unsterblicher in vierzigjähriger geistiger Umnachtung gelebt hatte. Dort konnte man vom jenseitigen Flußufer aus zuweilen seinen dunklen Kopf am Fenster erkennen.

Was sich anzieht, muß sich endlich finden. Bei einem Festkommers zu Ehren eines scheidenden Lehrers ergab es sich, daß wir beide nebeneinander zu sitzen kamen. Ich stellte mich vor, wie ich's die andern tun sah:

Gestatten Sie — — mein Name ist Ewers.

Er erhob sich: Mein Name ist Vorck.

Eine Verbeugung, dann setzten wir uns, aber durch die dürre Formel hindurch grüßten sich unsere Seelen.

Sie sind Amerikaner, ich weiß von Ihnen, sagte er verbindlich. Sie sind so glücklich, einem großen Gemeinwesen anzugehören und schon viel gesehen zu haben. Ich beneide Sie.

Die leise Bitterkeit dieser Worte war die Folge der unsäglich beengenden Verhältnisse des damals noch ungeeinten Deutschland. Ich aber fühlte mich dadurch gehoben, als ob man mir ein Abelsdiplom auf den Tisch gelegt hätte.

Jene Nacht wurde die Geburtsnacht einer Freundschaft, die durch eine Reihe von Jahren den stärksten Inhalt meines Lebens gebildet hat. Wir schlossen uns zusammen, wie wenn jeder dem andern bisher zu seinem Dasein gefehlt hätte. Ich bewunderte ihn als Vorbild altvererbter, veredelter Kultur, er sah in mir, wonach sein heftiges Verlangen stand: Freiheit und Weltweite.

Sie haben noch gar nichts gedacht, aber Sie haben gelebt, pflegte er mir unter den verschiedensten Formen immer wieder zu

sagen. Ich, der nicht leben darf, wandere mit dem Geist durch Raum und Zeit; so geben wir zwei zur Not einen ganzen Menschen.

Gustav Borck stammte aus altpreussischem Militäradel, für den es sich von selbst verstand, daß der einzige Sohn einer tüchterreichen Offiziersfamilie, deren Vorfahren die Schlachten Friedrichs mitgeschlagen hatten, in der Kriegsschule erzogen wurde. Allein dieser feurige und selbstherrliche Mensch war wie durch ein Versehen der Natur in seine steifleinene Umwelt hineingeboren; statt wie die Kameraden mit vollen Lungen den Kastengeist einzuatmen, behielt er auch in der Anstalt seinen eigenen Geist, mit dem er bei Vorgesetzten und Mitschülern anstieß. Zu Hause in den Ferien war es fast noch schlimmer, denn da herrschte dieselbe strengsoldatistische Lebensauffassung, und er konnte sich weder mit den Eltern noch mit den Schwestern verstehen, die die Dienstordnung auswendig wußten und von nichts redeten als von Übungsplatz und Truppenschau. Sein Vater, ein Veteran aus den Schleswig-Holsteinschen Kämpfen, der mit einer Kugel im Bein, die er sich vor den Düppler Schanzen geholt hatte, und dem Oberstenrang verabschiedet war, erwartete im stillen Großes von diesem Sohne, behandelte ihn aber mit Strenge, um sein Freiheitsgefühl und die Neigung zu außermilitärischen Dingen in ihm niederzuhalten. Es half nichts, daß dieser in der Anstalt nicht bloß als begabtester Kopf, sondern auch als bester Reiter und Fechter galt; was sein Vater an ihm vermisse, konnte und wollte er sich nicht geben. Nur an seine frühesten Jugendjahre, die er bei einem mütterlichen Oheim in Paderborn zubrachte, dachte er mit Freude als an die einzig glückliche Zeit seines Lebens zurück. Der alte Herr war Justizbeamter, hatte aber so etwas wie ein Poetengemüt und widmete seine ganze freie Zeit der Erkundung und Sammlung vaterländischer Altertümer. Seine umfangreiche Bibliothek, worin der frühreife Knabe ungehindert wühlte, und die Stille der norddeutschen Ebene gaben seiner Phantasie eine

überschwengliche Nahrung und förderten den Hang zum Grenzenlosen, der von Natur in ihm lag. So konnte er sich in einem Beruf, wo jeder Schritt von oben gelenkt und nirgends Raum für das Persönliche war, nicht anders als todunglücklich fühlen.

Da kam das Jahr Sechshundsechzig. Mit Jubel zog er von der Kriegsschule weg ins Feld, denn der Krieg bedeutete ihm Freiheit und Leben. Er fand bei der schweren Verwundung seines unmittelbaren Vorgesetzten die Gelegenheit, sich auszuzeichnen und kehrte mit den Achselstücken und der Aussicht auf eine rasche Laufbahn im Generalstab nach Hause. Jetzt war das Entzücken der Familie groß, aber nach zwei Jahren voll Zwiespalt und Pein machte er allem Wünschen und Hoffen ein jähes Ende, indem er den bunten Rock auszog, um zu studieren. Jener Mutterbruder, dem er die schönen Jahre seiner Kindheit verdankte, hatte bei dem Entschluß mitgewirkt. Damit wurde die Kluft zwischen ihm und seinem Elternhause unausfüllbar; die Mutter zog sich scheinbar noch weiter von ihm zurück als der Vater, sie schämte sich, dem Mann, den sie liebte, keinen Sohn nach seinem Herzen geboren zu haben. Mit solchem Riß im Leben lief Gustav Vorck in den ersehnten Hafen der Hochschule ein. Nach Rat und Beispiel des Oheims wählte er die Jurisprudenz, der er denn auch mit Pflichtgefühl oblag, aber nur um jetzt am Ziel seiner Wünsche zu erkennen, daß ihn das Rechtswesen genau so öde anblickte wie das Soldatenspiel im Frieden. Nur an den brotlosen Nebenfächern, die er um so feuriger trieb, erlabte sich seine lechzende Seele. In die kleine Universitätsstadt am Neckar hatte ihn, wie so manchen Norddeutschen, der Ruf gezogen, daß dort wohlfeil zu leben sei, auch war einer der juristischen Lehrstühle glänzend besetzt; den Ausschlag mochte jedoch der Wunsch gegeben haben, so weit wie möglich von seiner Familie entfernt zu sein.

So kam es, daß Gustav Vorcks Lebensweg sich auf diesem Kreuzungspunkt mit dem meinen treffen mußte, und von all den

vielgestalten Begegnungen meines Lebens ist keine innerlich bedeutungsvoller für mich geworden als diese. Auf allen Gebieten des Geistes, die ich als tastender Neuling betrat, gehabte er sich wie ein König im angestammten Reiche. Gingen wir nach der Vorlesung noch eine Strecke zusammen, so vernahm ich aus seinem Munde manches Wort über den gleichen Gegenstand, das mir hundertmal mehr zu denken gab, als die Worte des Lehrers, und vieles hat sich damals meinem Gedächtnis eingeprägt, was ich erst in reiferen Tagen richtig verstehen konnte. Es schien mir dann immer, als hätte er einen Geheimschlüssel zu all den Dingen, vor deren Thür die andern im Dunkel tappten.

Eines Tages nach einem trockenen Shakespeare-Kolleg, das ich jedoch pflichtschuldig nachgeschrieben hatte, sollte ich plötzlich inne werden, was für ein Schlüssel das war.

O die Methode! die Methode! sagte er. Die Erbsünde der Deutschen! Mit was für Hebeln und Schrauben gehen sie dem armen Genius zu Leibe. Der aber macht sich schlank und schlüpft ihnen aus den Händen und läßt die ganze staunenswerte Gelehrsamkeit im Dunkeln suchen und raten, wie er zu Werke geht.

Wie geht er nach Ihrer Ansicht zu Werke? fragte ich, nach jedem seiner Worte begierig wie nach einem Goldkorn haschend. Er lachte leise vor sich hin.

So ist's recht. Sie fragen wie ein Mohikaner, ohne alle Gelehrsamkeit, aber zum Zweck. Wie geht er zu Werke? Gar nicht geht er zu Werke. Er sucht nicht die Poesie, sie kommt zu ihm, er atmet sie ein und aus, er findet nur sie im Leben, weil er alles andere als leere Schale liegen läßt.

Aber auf welchem Wege kommt sie zu ihm?

Durchs Ohr.

Durchs Ohr?

Jawohl, durch das offene Ohr, in das alles Lebende seine Beichte flüstert. Warum sind Goethe, Shakespeare, Dante so

groß, als weil sie die größten Beichtväter des Menschengeschlechtes waren? Und keiner ist berechtigt, sich einen Dichter zu nennen, dem es nichts von seinen geheimsten Heimlichkeiten anvertrauen mag. Es sind ausgeplauderte Beichtgeheimnisse, womit uns Shakespeare oft so jählings bis ins Mark erschüttert.

Meinte nicht der trockene Herr auf dem Katheder etwas Ähnliches, als er von des Dichters Lebenskenntnis und Beobachtung sprach?

Lebenskenntnis! Beobachtung! rief er empört, als wäre er persönlich beleidigt. Ist denn der Dichter ein Detektiv? Was sollte er mit der Beobachtung? Nichts, was das Leben liefert, kann die Dichtung, so wie es ist, gebrauchen, und doch sind alle ihre Gebilde schon irgendwo auf Menschenbeinen gegangen. Verstehen Sie, lieber Unkas, wie ich es meine?

„Unkas“ nannte er mich nach dem „Letzten Mohikaner“ aus dem „Lederstrumpf“, wenn er mir besonders wohlwollte.

Ich mußte bekennen, daß ich ihn ganz und gar nicht verstand, es schien mir vielmehr, als ob er sich geradezu widerspreche.

Der Stoff, den der Dichter zu kneten bekommen hat, sagte er mit Nachdruck, mehr und mehr in Feuer geratend, ist immer nur er selbst. Wohl findet er auch in seiner Umwelt die lebendigen Ansätze zu seinen Charaktergebilden, und wo ihm ein solcher begegnet, da schießen ihm gleich die verwandten Züge von allen Seiten zu. Aber den zeugenden Urstoff, in dem sie sich zur unlöslichen, naturgewollten Einheit zusammenfinden, den Lebensfunken, der sie erst stehen und gehen macht, holt er aus dem eigenen Innern. Denn in sich hat er das Zeug zu allen Charakteren und Leidenschaften, er umspannt mit seiner Natur die ganze Stufenleiter der Menschheit und reicht mit der einen Seite bis an den Heiligen, mit der andern an den Verbrecher. Diese Fähigkeiten aber, die ihm nicht des Handelns wegen gegeben sind, ruhen zunächst unbewußt und untätig in ihm; sie wollen erst aufgeregt und befruchtet

sein. Dafür ist nun das Leben da. Es berührt ihn mit irgendeiner Erfahrung, einem inneren Erlebnis, das vielleicht für einen anderen gar keines wäre, denn was ein rechter Poet ist, der erlebt fort und fort, von außen und von innen. Solch ein Erlebnis, sei es ein Vorgang oder vielleicht nur ein Wort, eine erhaschte Gebärde, irgendein Laut aus den Tiefen der Menschenbrust, ein Blick, der stärker getroffen hat, springt wie ein Keim in seine Seele. Da bleibt er unbewußt liegen, aber er ruht nicht, er verwandelt sich ganz leise und unbemerkt, er ist in Bälde nicht mehr, was er ursprünglich gewesen. Er wächst immer weiter, indem er verwandte Stoffe des Innern an sich zieht. Von diesen formlosen, aber innerlich befruchteten Zellengebilden ist des Dichters Seele ganz voll, sie tauchen beständig in ihm auf und nieder, er greift hinein, wenn er ihrer bedarf. Sie sind gleichsam der Urnebel, aus dem er seine Gestalten formt. So meinte ich das. Habe ich mich jetzt verständlich gemacht?

Ich nickte, um ihm nur nicht ganz als Böötier zu erscheinen. Aber tatsächlich schwankte mir das Hirn. Ich raffte alle meine Geisteskräfte zusammen, um zu der naheliegenden Frage zu kommen: Woher wissen Sie denn, wie dem Dichter zumute ist?

Weil ich auch einer bin.

Ich sah ihn mit scheuem Staunen von der Seite an. Alle Arten von Menschen hatte ich schon gesehen, Kaufleute und Soldaten, Richter, Geistliche und Zeitungsschreiber, einen Dichter niemals. Aber augenblicklich stand es in mir fest: Ja, er ist einer, so muß ein Dichter aussehen.

Gustav aber lachte plötzlich laut und bitter auf und schlug sich mit der Faust auf den Mund.

Ich ein Dichter? — Ein Bruder Langohr bin ich, der seinen Sack zur Mühle trägt wie die anderen auch. Vergessen Sie, was ich Ihnen da vorgeschwatzt habe. Wer darf überhaupt von solchen höchsten Dingen reden? Es geht alles irre, ist alles nur Gestammel und Widerspruch.

Wenn ich meinem neuen Freund auch nicht immer auf seinen Denkwegen folgen konnte, so danke ich es doch ihm, daß ich nicht wie tausend andere mit einem Ranzen voll fertiger Begriffe, woran sich hernach nichts mehr ändern läßt, von der Hochschule gekommen bin. Denn nie ließ er mich ungestört die bequeme Straße einschlagen, auf der die Mehrzahl der studierenden Jugend hinter den Worten des Meisters herwandelte, immer wies er auf irgend einen abseitigen Fußpfad, der nach einem einsamen Aussichtspunkt führte.

Allmählich fand sich ein kleiner Kreis von jungen Leuten zusammen, die alle in der gleichen Gedankenwelt lebten. Wir trafen uns des Abends in dem beliebten Studentenkaffeehaus Molsetta. Ein kleines Seitengeläß, nicht größer als ein Alkoven, hart neben der Anrichte, wo die Schwester des Wirts, eine schöne blasse Südtirolerin, den Kaffee braute, das köstlich duftende Getränk von Mokka, Portoriko und gebranntem Zucker, für das sie eben so berühmt war wie für ihre dunklen, schwermütigen Augen, war der Schauplatz unserer Zusammenkünfte. Dieser bescheidene Raum hörte damals manchen anregenden Gedanken, manches ungewöhnliche Wort, das man gern in sein späteres Leben hinübergenommen hätte, zum Genuß des Augenblicks verrauschen. Denn dort saßen wir die halbe Nacht hindurch, fünf, sechs junge Gesellen mit Gustav Vorck als unserem König.

Wenn ich an die Tafelrunde bei Molsetta zurückdenke, so drängen sich vor allem drei blonde, echt germanische Häupter in meine Erinnerung. Da war ein großer, hagerer Rheinländer mit bleichem Gesicht und starken Backenknochen, der einen verkürzten Arm hatte, Runo Schütte, der nachmalige bekannte Theosoph. Er war schon damals ein Sonderling, der es liebte, nie genau wissen zu lassen, was er tat, und sich einen Anschein von Allgegenwart zu geben, indem er immer auftauchte, wo man ihn nicht erwartete. Er hatte denselben unwiderstehlichen Zug zu Gustavs Wesen wie ich, legte ihn aber auf seine eigene mystische Weise

aus, indem er sich einbildete, ihm irgendwann „in abgelebten Zeiten“ nahegestanden zu haben. Da war der stämmige, blatternarbige Heinrich Sommer, Preuße von Geburt und ehemaliger Theologe, der sich lange mit religiösen Zweifeln gequält hatte und noch in hohen Semestern zur Medizin übergegangen war, um später ein namhafter Chirurg zu werden. Da war endlich unser Benjamin, der rührend jugendliche und schöne Olaf Hansen, ein Landeskind, aber von schwedischen Ureltern stammend. Die übrigen waren mehr oder weniger Stroh Männer, stumme Personen, und gehörten nicht zum festen Bestand unseres Kreises. Wir Fünfe aber hingen fest zusammen, durch Gustavs Überlegenheit wie mit einem gemeinsamen Stempel geprägt. Nach Studentenbrauch standen wir alle bald auf Du; nur Gustav Borck blieb außer der Vertraulichkeit und immer von einem letzten Rätsel wie von einer geheimnisvollen Wolke umgeben. Er beherrschte das Gespräch, auch wenn er schwieg, was oft halbe Abende lang der Fall war; er wirkte dann durch seine bloße Gegenwart geistig ein. Kam es zu Redekämpfen, so gab sein Wort den Ausschlag, und dabei fiel mir auf, daß er selten etwas ganz Außerordentliches, sondern meist nur das scheinbar Naheliegende sagte, das wir anderen übersehen hatten. War es ausgesprochen, so verstand es sich von selbst. Einzig Olaf Hansen traf zuweilen den Nagel noch besser auf den Kopf, aber bei ihm klang es, wie wenn ein Kind etwas Tieffinniges sagt, dessen Tragweite ihm selber verborgen ist.

Am glücklichsten war ich, wenn Borck ein Buch aus der Tasche zog und aus Shakespeare oder Kleist vorlas. Er besaß zwar nicht die Gabe, von einer Rolle in die andere zu schlüpfen und dem Dichterwort mit der Stimme Körper und Farbe zu geben, dafür war sein nordisches Wesen zu spröde, aber er lebte dann so ganz in der Dichtung, daß keine Schönheit ungefühlt vorüberging, und der Raum füllte sich mit übermenschlichen Gestalten. Mitunter las er auch Gedichte vor, in derselben gleichmäßig gehobenen

Donart, und verlangte unser Urtheil zu hören. Wir ahnten, daß es die feinigsten waren, und da wir alle unter seinem Banne standen, so fanden wir die Gedichte wundervoll und lobten sie über die Maßen. Nur Olaf sagte gelegentlich in seiner einfachen Art, daß ihn dies oder jenes nicht befriedige, doch ohne sein Urtheil begründen zu können. Dann zerriß Borck das Blatt auf der Stelle. Ich glaubte, es geschehe aus Ärger, und machte ihm einmal Vorwürfe darüber, wobei mir die Bemerkung entfuhr, daß Olaf doch zu jung sei, um mit seiner Meinung ernst genommen zu werden.

Die Jahre tun nichts zur Sache, antwortete Gustav abweisend.

Auch Olaf machte Verse, die er uns dann und wann vortrug. Er sagte sie mit leiser, etwas zitternder Stimme ganz kunstlos her, wobei er die Augen schloß und sehr bleich wurde. Es klang nur, wie wenn ein Bächlein über Kiesel murmelt. Ich wunderte mich, daß Gustav Borck mit wahrer Andacht zuhörte, denn für uns andere war es nur ein Gestrammel.

Die Verse des guten Jungen sind aber doch gar zu kindlich, äußerte ich einmal gegen ihn, da sah er mich seltsam an und erwiderte: Gott ist mehr im Säuseln der Blätter als im Heulen des Sturmes. Lassen Sie mir Olafs Verse ungerupft.

Wenn wir anderen auch mit Olafs Gedichten nicht viel anzufangen wußten, für die lebendige Poesie seiner Gegenwart hatten wir alle eine Empfindung. Wenn er hereintrat, so war's, als würde ein Veilchenstrauß auf den Tisch gestellt. Junge Mädchen, auch die lieblichsten und unschuldigsten, schienen im Vergleich zu ihm irdischer und minder rein. Von der Welt wußte er so gut wie nichts und mißtraute niemand. Er sah aus, als ob er die Sprache der Tiere verstünde und mit den Naturkräften auf du und du wäre. Er hatte kein eigentliches Fachstudium, sondern hörte nur wenige Kollegien, die ihn besonders anzogen, aber er las viel, um die Mängel seiner Vorbildung auszugleichen, weil er durch

Kränklichkeit am regelrechten Schulbesuch verhindert worden war. Zukunftspläne machte er auch keine, und er glich einer Pflanze, die nur zum Blühen, nicht zum Fruchtttragen bestimmt ist. Es war ein offenes Geheimnis, daß er mit schwärmerischer Verehrung an der blassen Adele hing, die ihrerseits nur Augen hatte für Gustav Vorck. Wenn sie mit der Bedienung der Korpsstudenten, die im großen Saale über uns ihren Stammsitz hatten, fertig war, kam sie herunter und setzte sich zu uns an den Tisch, um Gustav vorlesen zu hören.

Er nahm aber ihr Wohlgefallen kalt auf, und als ich ihn einmal damit neckte, sagte er obenhin:

Es gilt ja doch alles bloß der Montur (womit er seine stolze männliche Erscheinung meinte), für das Beste in uns haben die Mädchen keine Fühlhörner.

Überhaupt gefiel er mir in Frauengesellschaft am wenigsten. Ohne irgend frech zu sein, lag doch in seiner Stellung zum weiblichen Geschlecht so etwas wie eine leise Mißachtung.

Olaf Hansen sah dies auch, und es kränkte ihn für die mit Andacht Geliebte, weshalb er Gustav lange Zeit mit Zurückhaltung begegnete. Auch mochte das straffere, zielbewußte, norddeutsche Wesen den harmlos vor sich Hinlebenden befremden. Er war der einzige, der sich, freilich in der sanftesten Weise, seiner Herrschaft entzog. Dagegen beugte sich jener stolze Geist vor Olafs Kinderseele, und seltsam war es, daß, während wir anderen Olaf liebten und hegten, Gustav aber bewunderten, dieser der zarten, verletzlichen Menschenblume eine Art von Ehrfurcht entgegenbrachte. Die mißverstandenen Griechen, sagte er einmal, wußten wohl, warum sie im Jüngling, nicht in der Jungfrau, die aufgebrochene Blüte der Menschheit verehrten. Das Mädchen ist das unfertige, der Jüngling das vollendete Gebild. Seine Unschuld ist nicht Naturzustand wie die ihre, dumpf und pflanzenhaft, sie ist ein Zustand der Gnade, sehend, allumfassend wie das Sonnenlicht; in ihr spiegeln sich die ewigen Dinge.

Und später, setzte er wegwerfend hinzu, glaubt der Mann fortzuschreiten, weil er die vergänglichen besser sieht.

Eines Abends gesellte sich ein Durchreisender zu uns, der durch einen von der Gesellschaft eingeführt war. Er gehörte nicht zu den akademischen Kreisen, hatte aber dafür ein Stück Welt gesehen und betrug sich vorlaut und taktlos. Als es gegen Mitternacht ging und er schon mehrere Gläser Likör geleert hatte, begann er sich in Zweideutigkeiten zu gefallen, die Fräulein Adele veranlaßten, sich unauffällig in ihren Anrichtwinkel zurückzuziehen. Trotz der kalten Aufnahme, die er fand, und trotz der ablenkenden Zwischenreden des Verwandten, der ihn mitgebracht hatte, blieb der Eindringling in der angeschlagenen Tonart und begann gewisse Histoichen zu erzählen, die er für witzig hielt, die aber nur gemein waren.

Sei's, daß uns der Kopf schon schwer war vom genossenen Punsch, sei's, daß die Ddigkeit seines Sprechens sich lähmend auf uns legte, wir saßen angewidert aber stumm und fanden nicht den richtigen Augenblick, ihm das Wort zu entziehen; er brachte auch nichts geradezu Grobunanständiges vor, es war nur wie leises Einsickern von schmutzigem Wasser und dazu noch ganz unsäglich albern. Daß legte den Kopf gegen die Stuhllehne und schloß die Augen, als ob ihm körperlich übel würde.

Da erhob sich Borck, der bisher mit verächtlich zuckenden Mundwinkeln gegessen hatte, und bewegte sich nach dem unteren Tische. Ich glaubte, er wolle seinen Hut vom Nagel nehmen, um fortzugehen, aber er packte den Eindringling am Kragen, schüttelte ihn mit einer Kraft, die niemand hinter seiner schlanken Gestalt gesucht hätte, und stieß ihm den Kopf auf die Tischplatte, riß ihn dann wieder in die Höhe, drückte ihn abermals auf den Tisch, und so sechs- bis siebenmal in regelmäßigen Absätzen, daß es dröhnte und dem Gemäßregelten Hören und Sehen verging. Dann kehrte er gelassen an seinen Platz zurück, als wäre nichts geschehen. Niemand sagte ein Wort zu dem seltsamen Auftritt, auch nicht

der Gezüchtigte selbst, der eine Zeitlang ganz benommen saß, mit blöden Augen vor sich hinglotzte und sich dann taumelnd entfernte.

Wir waren noch alle stumm nach diesem unerwarteten Strafgericht, als Olaf sein Kelchglas erhob und feierlich sagte:

Auf Ihr Wohl, Borck!

Da sprangen alle auf die Füße und stießen mit an, auch jener Mitgast, der den Unhold eingeführt hatte und sich jetzt seines Schützlings schämte.

Als wir aufbrachen, glitt Adele wie eine Lazerte herbei und sagte, indem sie dem Helden des Abends den Hut reichte:

Das haben Sie großartig gemacht, Herr von Borck. Ich werde es nie vergessen, wie Sie den garstigen Menschen packten. Und ich muß Ihnen sehr, sehr danken.

Zum Danken liegt kein Grund vor, antwortete er kühl. Glauben Sie denn, ich möchte selber im Schmutzwasser baden? Ganz zerknickt schlich die Ärmste an ihren Anrichttisch zurück und hob die Augen nicht mehr auf, aus denen langsam zwei große Tränen herabrollten.

*

Studententage! Fülle des Daseins, wie ich sie nirgends wieder gefunden habe. Außerlich fast unbewegt, aber mit geheimnisvollen Schätzen in der Tiefe, wie ein glatter Seespiegel über kristallinen Wunderpalästen. Alles war unser im Diesseits und Jenseits, wohin wir mit unseren Gedanken reichen konnten; Homer und Goethe, Platon und Schopenhauer, Kunst, Liebe, Unsterblichkeit. Durch Gustavs Nähe besaßen wir das alles. Mit seiner übermächtigen Phantasie zog er wie die thessalischen Zauberer Mond und Sterne zu sich herunter und hängte sie als Tafelbeleuchtung auf, daß wir oft nicht mehr wußten, in welcher Welt wir waren. Vom Genius der Völker sprach er gern, und wie das eine sich vom anderen unterscheide. Wenn ich mich wunderte, woher er all

diese Kenntniß eines Weitgereisten brachte, so lachte er mich aus:

Im kleinsten Teil ist das Ganze enthalten. Zeigt einem Künstler eine Hand, einen Fuß, er erkennt daraus die ganze Gestalt. Gebt mir ein einziges Dichterwerk eines Volkes, so weiß ich dieses Volkes Wesen und Wollen.

Frankreich lobte er, aber er liebte es nicht. Es war ihm das Land der großen Schriftsteller und der kleinen Dichter. Sein Schrifttum verglich er einem breiten, künstlich angelegten Rieselfungsfeld, wo bei äußerster Ausnützung mäßiger Naturmittel eine reiche Ernte erzielt wird. Das war die Einleitung zu Unflagen feuriger Liebe gegen das eigene Volk.

Deutschland, du ewig morgiges, sagte er, du Widerspruch der Natur, Kind des Überflusses und der Not, das seine Fülle nicht beherrschen kann, die ihm immer überströmt, zerrinnt, daß es mit leeren Händen steht, und o Schmach! bei den ärmeren Nachbarn borgen geht.

Bei solchen Worten erhob sich dann wohl ein Sturm des Widerspruchs, aber er ließ sich nicht irremachen.

Welch ein Edelgut liegt verschüttet in unserem Boden: Kleist, Hebbel, Grabbe, Hölderlin! Wer nennt ihre Namen draußen in der Welt, und wer kennt sie bis heute im Vaterland! Und noch immer wächst die Zahl der Unverstandenen. Was wird das für ein Augenblick sein, wenn sie einmal alle aufstehen zur Geisterschlacht, ein Heer von lauter Feldherrn, um zusammen die Welt zu erobern.

Mit Runo Schütte und Olaf Hansen begegnete er sich in dem Wunschtraum von einer kommenden Weltherrschaft des germanischen Geistes, der ohne Unterdrückung, ohne weltliche Macht, alle anderen als ein großes Band der Einheit umschlingen sollte. Keine Erinnerung an die gemeine Wirklichkeit des Völkerlebens hemmte den Flug dieser Geister, von Weltbegebenheiten war nie die Rede; um die Luft rein zu erhalten, las man nur selten eine

Tageszeitung, man lebte, dachte, sprach, als ob es gar keine Staatsgebilde gäbe, die eifersüchtig sind und wachsen wollen. Kein Schaumwein konnte erregender sein als Gustav Bock, wenn er einmal überfloß. Er war imstande, sich Abende lang mit Runo Schütte, dem Eddabeflissenen, in Stabreimen zu unterhalten; es klang schaurig und geheimnisvoll wie dunkle Weissagungen einer nahenden Weltwende. Auch Olaf Hansen warf gelegentlich einen Spruch dazwischen, der noch ahnungsvoller und ureigener war, wie ein verwehter Ton aus unbekannten Reichen. Wir anderen konnten nur zuhören und staunen. Die dunkeläugige Abele saß, den Kopf in beide Hände gelegt, mit am Tisch und horchte andachtsvoll.

Andere Abende gab es, wo nur von Selbsterlebtem geredet werden durfte, das irgend den Stempel des Besonderen trug. Runo Schütte erzählte seine Geistergeschichten, an die er damals selber noch nicht völlig glaubte. Heinrich Sommer gab schaurig-schnurrige Anekdoten aus dem Seziersaal zum besten, Gustav spornte die anderen, doch er selber schwieg.

Unser rührender Olaf wollte zuweilen auch etwas erzählen, aber er stotterte, verwirrte sich und blieb stecken. Er mußte zwar, bevor er zu reden anfing, immer ganz genau, was er sagen wollte, aber sobald er damit vor die Menschen treten sollte, verstand er sich selbst nicht mehr. Wir deckten immer einmütig sein Mißlingen mit unserem Beifall zu.

An solchen Abenden war ich's, der den Vogel abschloß. Meine Tage bei den Indianern gaben allein schon einen unerschöpflichen Stoff. Da war unter anderem die Fest- und Friedensrede des großen Häuptlings, genannt „der fliegende Tod“, über den Unterschied zwischen dem roten und dem weißen Manne, die ich ihn selber hatte halten hören, als er inmitten befrachter Gäste in seiner Stammestracht darsaß, von oben bis unten mit Skalpen behängt, die auf den ersten Blick wie unschuldiges Pelzwerk aussahen. Diese Rede mit ihrem ungesuchten Bilderreichtum, voll

natürlichen Adels und stellenweise von blumenhafter Anmut, entzückte unseren Gustav so, daß ich sie für ihn niederschreiben mußte.

Glückliche Amerikaner, seufzte er voller Neid, ihr lebt die Poesie, wir anderen schreiben sie. Überall flutet euch das Leben frei wie eure großen Ströme. Heute Kaufmann, morgen Soldat, übermorgen Schulmeister, ihr taugt zu jedem Beruf, weil ihr euch keinem verschreibt, ihr kommt nicht als Angestellte zur Welt, sondern als Menschen.

In solchen Augenblicken konnte ich glauben, ihm innerlich ganz nahe zu sein, ich sollte ihn aber bald auch von einer völlig anderen Seite kennenlernen.

Am Ostersonntag war ich frühmorgens nach einem Ort im Schönbuch geritten, dessen Name mir entfallen ist, hatte mein Pferd im Wirtshaus eingestellt und war dann in den Wald hinausgewandert, wo schon die Knospen schwellen und zwischen den Pfützen des gehenden Schnees das erste Grün hervorsah. Auf einer Waldbläße sollte ich des Försters Töchterlein erwarten, ein keckes Blut, das bei den Studenten „das schwarzbraune Mädchen“ hieß und das ich vom Eislauf her kannte. Da es aber noch früh war und die Kirche nicht zu Ende sein konnte, stieg ich seelenruhig — denn mein Herz war nur mäßig beteiligt, weil ich wußte, daß ich nicht der einzige war, der ihr gefiel — in den höheren Wald hinauf, wo die dünne Kruste noch harsch war. Da sah ich abseits vom Wege Gustav Vorck auf einem Baumstamm sitzen, wie er ganz versunken mit dem Stock allerlei Runen in den Schnee zeichnete. Er ließ mich herankommen, ohne den Kopf zu erheben; als ich ihn aber anrief und in unschuldiger Freude über die unerwartete Begegnung mich nähern wollte, fuhr er wütend auf:

Wer sind Sie? Was wollen Sie? Gibt es keinen anderen Platz im Wald, wo Sie sich niedersetzen können?

Ganz verdutzt rief ich ihn mit Namen und nannte ihm meinen

eigenen, aber er sprang auf, sah mich mit völlig fremden Augen an, die wie aus Weltenferne herausblickten und sagte:

Wer gibt Ihnen das Recht, mich anzureden?

Er ist wahnsinnig, Gustav Borck ist wahnsinnig geworden, sagte ich voll Entsetzen zu mir selber und trat langsam, unschlüssig zurück. Da rief er wild:

Bleiben Sie meinerwegen, ich trete Ihnen den Platz ab, — raffte ein Heft an sich, das neben ihm lag, und stürmte mit langen Schritten davon.

Ich blieb wie versteinert stehen, die würzige Morgenluft, die schwellenden Knospen, das schwarzbraune Mädchen, alles ward zunichte vor dem einen Gedanken: Gustav Borck ist wahnsinnig geworden! In die Stadt zurückgekehrt, war es mein erstes, Heinrich Sommer aufzusuchen und ihm den Vorfall mitzuteilen. Aber der Mediziner lachte mich aus.

Nicht geisteskrank ist er, sagte er grimmig, sondern der Hochmutssteufel reitet ihn. Glaubst du denn, er habe dich nicht erkannt? Wie oft ist er an mir vorbeigegangen, als ob ich Luft wäre, auch wenn wir noch den Abend zuvor beisammen saßen. Verwöhnt haben wir ihn, das ist seine ganze Krankheit, und nun läßt er sich in jeder Laune gegen die Freunde gehen.

Zwischen Borck und Sommer hatte nie ein rechtes gegenseitiges Verständnis geherrscht, deshalb überzeugten mich seine Worte nicht. Unser kleiner Kreis war der Ferien wegen auseinandergeflogen, nur Olaf und Runo fanden sich noch des Abends am gewohnten Platze ein, Borck blieb schon seit geraumer Zeit aus, und Adele bekannte uns jetzt, daß sie lange vor uns die Anzeichen einer wachsenden Gemütsveränderung an ihm wahrgenommen habe. Sein Blick sei oft so fremd und gestört gewesen, als ob er etwas Verlorenes suche, und man habe ihm deutlich angesehen, daß er nur mit dem Körper in unsrer Mitte sei. Um ihr gefällig zu sein, zog Olaf bei Gustavs Hauswirtin, einer treubeforgten Studentennutter, die mit Begeisterung an ihrem schönen Miets-

herrn hing, Erkundigungen ein, und diese erzählte, daß es allerdings mit Herrn v. Borck seit längerer Zeit nicht richtig sei, man höre ihn Nächte lang im Zimmer umherfahren, laut und heftig mit sich selber reden, daß es ganz schaurig durch die Zimmer töne, auch sei jeden Morgen die Lampe bis auf den Grund niedergebrannt. Die Tage verbringe er bei geschlossener Thür und wolle nicht an die Essensstunde erinnert sein; man dürfe überhaupt nicht mit ihm sprechen, und beim leisesten Geräusch gerate er außer sich. Er habe ja schon öfter solche Zustände gehabt, aber so schlimm wie diesmal sei es noch nie gewesen, man könne nichts tun, als ihn ganz sich selber überlassen, bis die Aufregung sich lege.

So machte denn auch niemand einen Versuch, über die Schwelle des Einsamen zu bringen, aber ich pendelte manche Nacht in der Platanenallee auf und ab, um zu seinen Fenstern hinaufzuspähen, die zu jeder Stunde erleuchtet waren und wo ab und zu ein Schatten unruhig vorüberfuhr. Einmal sah ich auch in später Nachmittagsstunde eine weibliche Gestalt am Flußufer stehen und nach dem erhellten Turmzimmer hinaufschauen. Bei meinem Näherkommen glitt sie wie ein Schemen hinweg, ich erkannte Adele.

Nun stehe ich eines Tages ganz vertieft vor der Auslage einer Buchhandlung, als sich von hinten leise eine Hand in die meine schiebt und ich mich beim Umdrehen dem alten Gustav Borck gegenüber sehe, der mir ernst und freundlich in die Augen blickt.

Was müssen Sie neulich von mir gedacht haben! fing er an. Aber wenn Sie wüßten, welchen Einsturz Ihre unvermutete Anrede in mir bewirkte, so würde Ihnen gewiß mein Betragen in milderem Lichte erscheinen.

Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen: ich hatte ihn in einer Stunde der Empfängnis gestört, und alles, was wir für Anzeichen von Geistesverwirrung hielten, die Abkehr von den Freunden, die langen Nachtwachen, das Sprechen mit sich selber, das waren die Geburtswehen des Dichters. In meiner Unschuld war es mir noch nie eingefallen, daß die Kunstwerke mit Schmerzen

geboren werden, und ich kam mir selber ganz wunderbarlich vor, als ich jetzt aus Gustavs Munde vernahm, wie es einem Schaffenden zumute ist.

Er sagte mit gerunzelter Stirne: Sie sehen in mir einen von der gequälten Menschengattung, die einen Despoten mit sich durchs Leben trägt, — ich weiß nicht, darf ich ihn meinen Genius oder muß ich ihn meinen Dämon nennen. Ich weiß nur, daß er mich hat, daß ich nicht frei bin wie ihr andern und daß ich doch meine Sklaverei nicht für alles Glück der Erde hergeben möchte. Er bestimmt gebieterisch jeden meiner Schritte. Zum Leben läßt er mir keinen Raum, wie ich auch danach dürste; die schönste Gegenwart zerrinnt mir ungenossen, weil er mich zwingt, fort und fort in die quirlende Urmasse hineinzuhorchen, aus der meine ungeborenen Geschöpfe sich mir mit halbem Leibe entgegenrecken. Wie kann ich ein gleichmäßig gestimmter guter Kamerad sein, wenn ich mich heute als ein Halbgott, morgen als ein Wurm empfinde, je nachdem der Despot mich ansieht und meine Träume ausfallen! Ich fühle es selber am besten, wie beschwerlich oft mein Wesen den anderen sein muß. Ich bin ja keiner von den Glücklichen, denen es leicht wird. Meine Wehen sind schwer und schmerzhaft. Wenn ich es gar nicht mehr aushalte, dann renne ich hinaus in die Wälder, denn die inneren Stimmen werden vernehmlicher, wenn keine äußeren dazwischentönen. Wer mich da stört, wer mich da anrührt, der ist mir in diesem Augenblick der ärgste Feind, und wenn er mein Bruder oder meine Geliebte wäre. Ich weiß dann gar nicht, wen ich vor mir habe, denn ich bin ja nicht der Mann, den Sie kennen, Gustav Borek, ich bin die Traumgeburt, die mich gerade beschäftigt.

Dafür leben Sie das Menschenleben hundertfach, sagte ich, und lassen in guten Stunden Ihre Freunde daran teilnehmen. Wer möchte so kleinlich sein, mit Ihnen um Außerlichkeiten zu rechten? Ich habe kein Talent als das zur Freundschaft, lassen Sie mich es ausüben in guten und bösen Stunden.

Oh, Sie kennen mich noch nicht ganz. Diese Außerlichkeiten sind das geringste. Wenn Sie in mein Inneres blicken könnten, so würden Sie mit Entsetzen sehen, wie nutzlos Sie Ihre schöne Freundschaft verschwenden. In den Augenblicken, wo ich am meisten ich selber bin, d. h. wo Er mich ganz hat — denn ich bin nur, was ich sein soll, wenn ich mich völlig an ihn verliere —, da gibt es für mich gar keine menschlichen Bande. Ich würde alles, was andern heilig ist, Freunde, Eltern, Geliebte, Vaterland, unbedenklich dem Fürchterlichen opfern. Ich sähe mit Freuden meine Liebsten im Sarge liegen, wenn der Schmerz um sie mich meinem Ziel nur um eine Stufe näher brächte. Ich bin ein Unmensch, ich weiß es selber, und wenn Sie mir nach diesem Geständnis Ihre Freundschaft entziehen wollen, so darf ich Sie nicht tadeln. Aber glauben Sie mir, daß keiner in der Kunst etwas Großes erreichen wird, der nicht von dieser tödlichen Leidenschaft für sie besessen ist.

Du Märtyrer, dachte ich zwischen Bewunderung und Grauen. Aber wenn mir auch bei seinen Worten ein Kartenhaus zusammenbrach, wie hätte ich ihm dafür gram sein können! Was wäre das für eine armselige Freundschaft, die täglich wie ein Kaufmann ihr Soll und Haben buchen wollte! Ja, und auch so wären wir noch immer als die Gewinnenden erfunden worden. Von ihm ging ja aller Reichtum aus, womit wir anderen unser Schatzkästlein füllten.

Ich bin kein Freund von großen Worten, sagte ich, aber ich glaube an Sie, wenn ich auch noch keine Zeile von Ihnen gelesen habe: ich bin gewiß, wenn ein Geist, wie der Ihre, der Welt etwas geben will, so kann es nur das Außerordentliche sein.

Wir saßen in Gustavs Zimmer auf dem durchgedrückten Kanapee, das schon dem irren Dichter zur Benützung gedient hatte, und es ergriff mich mit einem Schauer, daß in diesem Raum ein Großer in die Nacht hinabgestiegen war und vielleicht jetzt eben ein anderer Großer hier seinen einsamen Gang zur Höhe antreten

sollte. Ob nicht an den Wänden oder an der rauchgeschwärzten Decke vielleicht noch etwas Geistiges haftete, das nach einem neuen Sinneswerkzeug verlangte, um zu den Menschen zu reden?

Ich selber habe schon mitunter Ähnliches gedacht, besonders zur Nachtzeit, wenn es mir plötzlich wie verwehte Rhythmen in die Ohren tönt, entgegnete der Freund auf meine Bemerkung hin. Am tiefsten empfand es Olaf, als er zum erstenmal hier eintrat: Hier also wohnte der Eine, der mit nichts Irdischem verwandt war; und er wohnt noch immer hier! sagte er mit einer Miene und einem Ton, die ich nie vergesse. Und hernach konnte er kein weiteres Wort mehr in dem Raume sprechen.

Warum sind Sie so unmittheilfam? fragte ich nach einer längeren Stille.

Ach, lieber Harry, sagte er, bei der Erziehung büßen wir alle ein Stück unseres natürlichen Wesens ein. In meinem Elternhause mußte ich mein Talent wie einen Aussatz verheimlichen. Das hat mich in mich selbst zurückgeschreckt, daß ich jetzt wie hinter einer Mauer lebe. Aber haben Sie Geduld, Sie werden vielleicht noch mehr von meinen Arbeiten hören müssen, als Ihnen lieb ist. Mit meinen Gedichten werde ich niemand mehr behelligen. Seit ich Olaf Hansen kenne, weiß ich erst, woran es mir fehlt. Dagegen habe ich jetzt ein fertiges Lustspiel druckreif im Pult, um das ich mit einer Bühne in Verhandlung stehe.

Der Ton, womit er dies sagte, klang aber so obenhin, fast gering-schätzig, daß ich gleich fühlte, mit dem Besten hielt er noch zurück; sein Ziel, das er mir aus der Ferne andeutete, mußte ein viel höheres, mußte die Tragödie großen Stiles sein.

Ergab zu, daß ein gewaltiger vaterländischer Stoff ihn ganz ausfülle. Was für ein Stoff? wagte ich zu fragen.

Er nahm einen schweren Gegenstand, der einen Stoß beschriebener Blätter zusammenhielt, vom Tisch und reichte ihn mir:

Wofür halten Sie dieses Ding?

Es war ein gebogenes, abgebrochenes Stück Eisen von rauher Oberfläche, stark verwittert.

Für ein Hufeisen des Pegasus, antwortete ich scherzend, das seinem Finder Glück bringen möge, wie sich's für ein Hufeisen gehört.

Er nahm es mir gleich wieder ab und wog es mit einem Ausdruck von Ehrfurcht in der Hand.

Wohl ist es ein Hufeisen, und zwei Menschenschicksale sind damit verknüpft. Das eine ist an dem Fund zugrunde gegangen. Welches Glück es dem andern bringen wird, muß die Zukunft zeigen. Ich war als grüner Junge mit dabei, wie man dieses Eisen mit vielen andern aus der Erde grub. Das geschah beim Bau einer Wasserleitung im Detmoldischen, als ich eben bei mütterlichen Verwandten dort zu Gaste war. Man fand ihrer so viele, daß sie in ganzen Karrenladungen beiseitegeschafft und als altes Eisen nach auswärt's verkauft wurden. Von meinem Onkel Paul habe ich Ihnen schon erzählt, der ein feuriger Altertumsforscher war. Ich benachrichtigte ihn von dem Fund, und er kam zwei Tage später aus Paderborn herüber, um die Hufeisen zu sehen. Er war sehr erregt, denn er hatte schon vor Jahren einen ähnlichen Fund in dieser Gegend vorausgesagt. Es waren nur noch wenige im Ort zu finden, und ich mußte ihm alle von mir gesammelten überlassen, bis auf dieses hier. Er sprach die Hufeisen für römische an und die Auffindungsstelle für den Ort, wo die Reiterei des Varus unter Bala Numonius vernichtet wurde; auch deutete er auf andere Punkte in der Umgebung hin, wo noch weitere Ausbeute in der Erde harre, die einige Jahre später auch wirklich zutage trat. Ich durfte ihn auf langen Gängen begleiten und begeisterte mich wie er für den Gedanken, daß die Gegend, in der wir uns befanden, der vielumstrittene Schauplatz der Varusschlacht sei. Mein Onkel Paul war ein Mann von hinreißender Überzeugungskraft, der erst in vorgerückten Jahren durch Eigenstudium zu germanischer Altertumskunde gekommen war und schon deshalb

die Mehrzahl der Fachleute gegen sich hatte. Welche Genugthuung, als nach jahrelangen Zurücksetzungen der stumme Erdboden selber sich auftat, um für ihn zu zeugen! Der Erfolg verzehnfachte seine Willenskraft, er ging wie mit einer unsichtbaren Wünschelrute umher und zog die verborgensten Dinge aus der Tiefe. Aus alten Urkunden brachte er vergessene Orts- und Flurnamen zutage, in denen die Spuren eines furchtbaren Völkergerichts fortlebten. Da gab es im westfälischen Platt einen „Knochenbach“, einen „Leichenhügel“, einen „Todesgarten“, nach seiner Ansicht lauter Erinnerungen an die Teutoburger Schlacht. Die beiden Lagerplätze des Varus, wie sie sich sechs Jahre nach der Schlacht den Legionären des Germanikus darstellten, die bleichenden Gebeine der Erschlagenen, die noch lagen, wie sie gefallen waren, die Altäre, an denen man die römischen Legaten geschlachtet hatte, die Anhöhe, von der herab der Sohn des Segimer seinen schrecklichen Gerichtstag hielt, — alles rief seine lebendige Einbildungskraft aus den friedlichen Wiesen und Moorgründen hervor. Ich will nicht behaupten, daß er in allem und jedem recht hatte, mein Onkel war eine Poetennatur, die sich von der Phantasie fortreißen ließ, aber daß man ihn seiner allzu raschen Schlüsse wegen als Narren und Nichtswisser behandelte, hat er nicht verdient.

Seine Untersuchungen über die Ortlichkeit der Varusschlacht entfesselten nämlich unter den Forschern einen heißen Streit, der mit vergifteten Waffen geführt wurde. Ihm sind seine Forschungen zum Unheil geworden, in mir aber weckten sie den schlummernden Funken. Damals trat mir der Eheruskerheld, dessen Gestalt mir vorher so dämmerhaft wie etwa Dietrich von Bern gewesen war, leibhaft aus dem Dunkel. Ich lernte ihn persönlich kennen, er ließ mich einen Blick in seine tief verschlossene Seele tun. Und seitdem ist er mir näher, als es jemals ein lebender Mensch sein wird. Ich gelobte ihm meine ganze Kraft, wenn ich einmal reif sein würde. Ich wartete und schulte mich und nährte ihn still mit meinem Blut, und wenn ich mich da und dort künstlerisch ver-

suchte, so war's nur, was ein Manöver ist gegen einen Schlachttag. Jetzt ist die Zeit gereift, für die mein ganzes bisheriges Leben nur die Vorbereitung war. Während meine Eltern mich tief ins Corpus juris versenkt glauben, schlage ich die Varusschlacht. Das gilt einen Sturm, der heißer ist als der auf die Döppler Schanzen. Ich denke, sogar mein Vater, so wenig er auf die Dichtkunst hält, wird aufhören müssen, mich als einen verlorenen Sohn zu betrachten, wenn einmal auf der ganzen Linie Sieg geblasen wird. Er redete mit überstürzenden Worten und einer flackernden Röte im Gesicht, seine Augen brannten. Ich staunte seine Kühnheit an, aber ich war ein viel zu großer Verehrer Kleist's, um zu begreifen, wie man nach ihm noch eine Hermannsschlacht sollte dichten können.

Er sah mich groß an:

Kleist hat keine Hermannsschlacht gedichtet.

Wie? fragte ich verblüfft.

Kleist lebte in Tagen höchster vaterländischer Hochspannung, in seiner Seele brannte das Schandmal der Fremdherrschaft, er dichtete aus seinem eigenen grimmigen, unersättlichen Haß heraus. Und sein Racheschmerz gebar ein Gedicht, so groß wie Sie nur irgend wollen, aber keine Hermannsschlacht. Was war ihm das Deutschland vom Jahre 9 unserer Zeitrechnung? Was gingen ihn die Römer an? Er sah nur die Franzosen von 1806 und 7, er gab sich kaum die Mühe, ihnen ein römisches Mäntelchen umzuhängen. Und seine Germanen! Hören Sie einmal sein Vardenlied. Mit Händen, die vor Erregung zitterten, riß er ein Buch vom Gestell, das er hastig durchblätterte, und begann die Strophe zu lesen:

Wir litten menschlich seit dem Tage —

Als er aber an die Stelle kam:

Wir übten nach der Götter Lehre

Uns durch viel Jahre im Verzeihn,

da warf er das Buch auf den Tisch und rief:

Ist das germanisch, sind das Wotanspriester? Sind das nicht vielmehr verkappte evangelische Pastoren? Wann hätten unsere alten Sieggötter Verzeihung und Unterwerfung gelehrt? Und danach sollte kein anderer mehr nach dem Kranz aller Kränze greifen dürfen? Ich werde meinen Eheruskern einen Schlachtgesang in den Mund legen, in dem die Hammerschläge Thors dröhnen.

Er ging mit großen Schritten durchs Zimmer, seine Augen flammten. Dann blieb er vor mir stehen.

Mißdeuten Sie mich nicht. Kleist hatte als Dichter das Recht, zu verfahren, wie er verfuhr, und niemand bewundert ihn mehr als ich. Aber er hat noch Raum gelassen für meine Dichtung und dafür danke ich ihm mehr als für alles Große, was er selbst geschaffen hat. Und ich bin gleichfalls im Recht, wenn ich es völlig anders anfasse. — Wir sind wie dem Vater Homer Sieger und Besiegte gleich sangeswürdig. Der germanischen Heldengröße will ich die römische entgegensetzen. Den Zusammenprall zweier Welten will ich darstellen, einer reifen, höchst verfeinerten, mit allem Glanz und allen Lastern ausgestatteten, und einer rohen urtümlichen, die aber den Hauch der Jugend, die höhere sittliche Kraft und die keimende Zukunft für sich hat. Und beide will ich in solchen Gestalten verkörpern, daß um Freund und Feind dieselbe tragische Glorie scheinen soll.

Um ihn selber, den schönen Menschen, lag es wie ein Glorienschein, als er im Zimmer auf und nieder gehend mir den Plan seiner Trilogie „Der Befreier“ entwickelte. Ich war wieder ganz von ihm berauscht. Ist es möglich, dachte ich, daß ein Sterblicher soviel von der Natur empfangen hat, und wer bin denn ich, daß ein solcher Mensch sich mir hingibt! Noch ohne eine Zeile von seinem Werk zu kennen, war ich schon überzeugt, daß es den größten Dichtungen aller Zeiten zum mindesten ebenbürtig sein müsse, und nach dem Stolz zu schließen, der aus seinen Augen blitzte, teilte der Verfasser, wenigstens für diesen Abend, meine Überzeugung.

Der kürzere erste Teil „Die Nornen“ war schon fertig, der zweite „Die Varusschlacht“ eben im Werk. Der dritte, der noch keinen Namen hatte, sollte dann den Helden zeigen, wie er nach dem Abzug des Germanikus und dem völligen Sturz der Römerherrschaft in Deutschland an dem Versuch, die Stämme unter einer starken Faust zu einigen, bei der Walderfeier am Sonntag durch Verwandtenmord zugrunde geht.

Lassen Sie nur erst die Varusschlacht etwas weiter vorgerückt sein, sagte er, so sollen Sie einen Vorschmack vom Ganzen bekommen. Sie und Olaf und unsern treuen Schütze habe ich mir immer als meine ersten Zuhörer gedacht. Ihr seid auch meine heimlichen Mitarbeiter, Ihr drei, aber das wird Ihnen erst beim Lesen aufgehen.

Seine Aufgeräumtheit wurde immer fieberhafter, er ließ mich nicht mehr fort, und da ihm jetzt plötzlich einfiel, daß er seit dem Frühstück noch nüchtern war, holte er aus dem Schrank eine Flasche Wein und etwas Zwieback, seine einzige Nahrung in jenen Tagen des Überschwangs. In der Aufregung stieß er ein Familienbild, das auf der Kommode stand, herunter, daß es klirrend zerbrach.

Ich nehme das böse Omen für sein Gegenteil, rief er mit wilber Lustigkeit, während wir die Scherben auflasen. Wenn die Götter eingezogen sind, müssen die Götzen fallen. Die Familie ist der Obergötze, der die Kindlein auf seine glühenden Molochsarme nimmt, daß sie verkohlen. Wie anders wäre ich geworden ohne diesen rotgeheizten Bal. Betrachten Sie sich einmal den alten Herrn hier auf dem Bilde. Gleichen wir uns nicht wie zwei Wassertropfen, abgesehen vom Lebensalter? Sind das nicht dieselben Augenknochen, derselbe harte Schnitt von Kinn und Nase? Es ist die Folge der langen Züchtung und Zucht, daß ich kein anderes Gewand bekommen konnte, daß ich nun auch die vererbte preussische Uniform durchs Leben mit mir trage. Ebenso hätte man mir die Seele nach altem Familienmuster gemodelt, wäre ich

nicht mit dem Geist des Widerspruchs geboren. Und doch, was machen Gewohnheit und Erziehung aus! Von meinem vierten Jahre an führte mich der alte Herr zu meinem Geburtstag jedesmal vor ein Glaschränken, worin zwei Familienstücke lagen: das Eiserne Kreuz, das der Großvater sich bei Leipzig geholt hat, auf rotem Sammetkissen, und auf einem schwarzen die Pistole, mit der sein eigener Bruder sich wegen unbezahlter Ehrensulden auf väterlichen Befehl erschoss. Die nachträgliche gewissenhafte Tilgung der Schuld hat die Familie in Armut gestürzt und das Gemüt des Alten verhärtet. Die erste Stunde Müßiggang, pflegte er mir mit erhobenem Finger zu sagen, ist der erste Schritt auf dem Weg zum Abgrund. „Müßiggang“ war ihm alles, was nicht zum Dienst gehörte. Sollten Sie es glauben, daß ich noch jetzt unter dem Dichten plötzlich den Eindruck habe, als sähe der alte Herr mir drohend über die Schulter, und ich müßte schnell mein Blatt vor ihm verstecken, um irgendein Generalstabswerk oder das Corpus juris zur Hand zu nehmen. Ich werde noch Zeit genug brauchen, bevor ich mir für mein Werk das freie Gewissen erobere.

Er verschloß das beschädigte Bild im Schubfach und füllte die Gläser. Ich mußte mit ihm anstoßen auf die glückliche Geburtsstunde seines Cheruskers.

Schlagen Sie den Daumen ein, daß mir kein anderer zuvor kommt, sagte er. Seit ich im Zuge bin, meine ich, tausend Hände müßten sich nach diesem Stoffe ausstrecken, der der höchste Vorwurf unserer tragischen Muse ist. Wenn einer nachsinnend unter den Platanen da drüben auf und ab geht, so frage ich mich, ob er nicht eben an einer Hermannsschlacht dichte. Ermorden könnte ich den Dieb, der das wagte, denn dieser Stoff ist mein. Er hat ja mich gewählt, nicht ich ihn. Sie sehen mich verwundert an? Wissen Sie denn nicht, daß die Kunstwerke ihr Eigenleben haben und immer lange vor ihren Schöpfern dagewesen sind? Echte Dichtung ist kein Menschenwerk, sie ist von Urbe-

ginn vorhanden. Sie ist nur stumm, bis sich das rechte Saitenspiel findet, auf dem sie tönen kann. Erinnern Sie sich, was Runo Schütte einmal vorbrachte von den ungeborenen Seelen, die im All umherstäuben, um sich ihre Erzeuger zu suchen? Er hat völlig recht, nur daß es auf die Kunstwerke geht, was er von den Menschenseelen glaubt. Immer schweben die Flügel der ungeborenen Dichtungen um uns her, zuweilen hören wir ihr Rauschen, ein halbes Wort, ein wortloser Rhythmus dringt an unser Ohr, eine Gestalt wird zur Hälfte sichtbar, dann weiß ich, das sind die Meinen, die mich suchen, die ich suchen soll, weil sie ohne mich nicht leben können. Es war ja doch kein Zufall — und wo gibt es einen solchen? daß ich damals zu dem Fund der Hufeisen kam. Es war die ungeborene Arminiusdichtung, die mich an jene Stelle zog, um meinen Geist zu wecken. Meinen Freund und Erzieher hat mich das gekostet, den einzigen Führer meiner Jugend: er glaubte den Schatz in anderer Gestalt zu heben und wurde das Opfer seines Wahns, denn der Auserwählte, dem es galt, war ich.

Ist das Genie oder Wahnsinn oder beides? dachte ich, und um nur wieder den Boden unter den Füßen zu fühlen, fragte ich schnell:

Was ist aus Ihrem Blutsfreund geworden?

Der Unglückliche hatte sich mit seinen Untersuchungen über die Örtlichkeit der Varusschlacht auf ein Gebiet gewagt, wo er nicht von Hause aus zuständig war, und das verzeiht die schulmäßige Wissenschaft schwer. Da er gegen die Meinungen namhafter Gelehrter anstieß, wurden die seinigen geringschätzig abgetan und die Fachzeitschriften verschlossen seinen Entgegnungen die Spalten. Aber er war nicht der Mann, sich unterkriegen zu lassen, er verfaßte eine Reihe von Streitschriften, die er unentgeltlich versandte, und um sich ganz dem zu widmen, was er für seine Lebensaufgabe hielt, legte er sogar sein Amt nieder. Er ließ auf eigene Kosten Grabungen ausführen und nahm selbst den Spaten in

die Hand. Dabei kam eine Münze aus der Zeit Augusts und ein längliches, stark zerfressenes Eisenstück zutage, das er sofort für ein Römerschwert erklärte, das aber freilich alles andere ebenso gut sein konnte. Diese Funde bestärkten ihn in einer ganz vermessenen Hoffnung: er hatte sich nichts Geringeres vorgesetzt als jenen römischen Adler auszugraben, den an dem Schreckenstag der Adlerträger von der Stange brach, um sich mit ihm in den blutgetränkten Sumpf zu stürzen. Wehe dem, der ihm entgegenhalten wollte, daß nach einem späteren Bericht der Adler wieder aufgefischt und nach Rom zurückgeschickt worden sei. Lug und Trug ist alles, rief er mit rollenden Augen; ein freches Gaukelspiel des Germanikus, der den römischen Hochmut kitzeln wollte. Und er konnte gegen den Germanikus toben, als ob er sein Zeitgenosse wäre. Ohne den Spott der Einwohnerschaft und der Presse zu beachten, ließ er Sümpfe und Moorgründe des Teutoburger Walds durchwühlen und arbeitete trotz seiner Jahre immer selber mit. Den Adler fand er nicht, dagegen holte er sich den Keim eines schweren Typhus, der den alten Mann dem Tode nahe brachte. Zwar riß er sich durch, aber nicht zu seinem Heil: von der Krankheit blieb ihm eine Reizbarkeit und phantastische Sprunghaftigkeit, die ihm vorher ganz fremd gewesen war. Jeder Widerspruch brachte ihn außer sich, er konnte sich kaum noch mit den Nächsten vertragen und verbiß sich in längst widerlegte Irrtümer, die auch den wertvollen Teil seiner Forschungen in schiefes Licht setzten. Ich war der einzige Mensch, der ihn noch zu behandeln verstand, wenn ich auf Urlaub nach Paderborn herüberkam, und er hielt auch treu zu mir. Er verschaffte mir noch die nötigen Geldmittel, die ich sonst nirgends aufreiben konnte, als ich meine Absicht wahr machte und den Soldatenrock auszog. Damals hat mich niemand verstanden als er, es waren die letzten schönen Tage, die wir zusammen verlebten. Wir durchwanderten noch einmal gemeinsam sein Arbeitsfeld, besuchten die alten, unbegreiflichen Externsteine, in die er die ganze germanische Götter-

welt hineinrätselte, und er war so froh und hochgestimmt wie im Besitze eines glückbringenden Geheimnisses. Da konnte er im Wandern plötzlich stehenbleiben und in dunkel raunendem Ton die Eddaworte sprechen: Wohl ist den Wahlgöttern, wißt ihr, was das bedeutet? — Wenn ich aber fragte: Was bedeutet es, Onkel Paul? so legte er lächelnd den Finger auf den Mund. Später erfuhr ich, was mit ihm umging. Er hatte sich auf das Studium des Isländischen geworfen, um die Edda im Urtext zu lesen, und war zu einer ganz anderen Auslegung der dunklen Stellen gekommen als die Übersetzer. Er glaubte entdeckt zu haben, daß viele Lieder der Edda geheime Anspielungen auf den Untergang des Varus enthielten, und daß die Gestalt des Siegfried nur eine mythische Spiegelung des geschichtlichen Arminius sei, wie Dietrich von Bern die des großen Gotenkönigs. Siegfrieds Kampf mit dem Drachen auf der Gnitahaide war ihm die symbolische Umdeutung der Varusschlacht, und die Gnitahaide glaubte er, auf eine alte isländische Reisebeschreibung gestützt, in die Nähe von Paderborn verlegen zu dürfen, ebendahin, wo er sich von je das Schlachtfeld des Varus gedacht hatte. So suchte er eine gewagte Hypothese durch eine noch gewagtere zu stützen und hielt das Ineinandergreifen beider für die unanfechtbare Gewähr ihrer Richtigkeit. Aber als er mit diesen neuen Forschungen hervortrat, wurde die Ablehnung der Presse zum Hohn gelächter; auch seine Anhänger sagten ihm die Gefolgschaft auf. Das steigerte ihn nur noch mehr, seine Flugschriften, womit er die Gegner überschüttete, bekamen einen immer beißenderen Ton und zogen ihm noch kostspielige Beleidigungsklagen und andere Unannehmlichkeiten zu. Diese Aufregungen erschütterten ihn so, daß er zuletzt in Prozeßwut und Verfolgungswahn fiel und in geistiger Umnachtung endete. Sein beträchtliches Vermögen, das später einmal mir zu fallen sollte, war fast ganz verpulvert, kaum, daß der Witwe die Mittel zum Leben blieben. Was schadet's? Mein wahres Erbe ist der Schatz auf der Gnitahaide, der Geist des Arminius, der

von mir erlöst werden will. Es braucht nur wie für jedes Beschwörungswerk Ort und Stunde. Der Ort ist glücklich gefunden: das Stübchen des irren Dichters, aber die Stunden sind nicht alle gleichwertig und wehe, wenn die rechte ungenutzt verstreicht.

Ja, jetzt begreife ich, was es Ihnen sein muß, wenn ein Dritter sich zwischen Sie und Ihre Gestalten schiebt, antwortete ich.

Ort und Stunde, das ist's, fuhr er wie zu sich selber redend fort: das ist das einzige, was der Dichter selber dazu tun kann, alles andere ist Eingebung, kommt ihm von außen. Es heißt nur aufmerken, Augen und Ohren offen halten, unverwandt und treu und reinen Sinnes, damit nichts Unehliches sich eindringt, nichts, was der eigene Verstand, der Stümper, gemacht hat, denn das ist Falschmünzerei. Nur das soll Einlaß finden, was von selbst zur Erscheinung ringt! Nicht bloß das Ganze des Werkes ist von Urfang da, jeder kleinste Teil ist es auch bis zum einzelnen Wort herunter, das durch kein anderes ersetzt werden kann. Ich fühle es gleich, wenn auch nur an einer Stelle ein angeflacktes Wort steht. Weg mit dem Einschleissel! Wachen und harren, bis das rechte sich einstellt!

Ja, dieser ist wirklich ein Gefäß der Gottheit, sprach es in mir. Aber was macht er aus seinem reichen begnadeten Ich, was macht er aus seinem eigenen Leben!

Es war, als hätte ich laut gedacht, denn er fiel ein:

Das ist das Dämonische an den großen Dingen, daß, wer nur einmal ihr Angesicht aus der Nähe geschaut hat, ihnen für immer verfallen ist und keinen, aber auch keinen Genuß vom Dasein finden kann als durch sie. Welches schwächliche Strohfeuer ist dagegen die Liebe! Ich verlange nichts vom Leben als nur mein Werk. Ich verzichte im voraus auf Weib und Kind und alles, was man sonst Lebensglück nennt, ich will nur den „Befreier“ vollenden, mag ich danach zugrunde gehen. Aber nicht eher, nicht eher! Ich wage kaum des Abends mich schlafen zu legen, aus

Furcht, der Tod könnte mich unversehens im Schlaf überfallen und mein Werk könnte unfertig zurückbleiben. Mein tägliches Morgen- und Abendgebet heißt: Mein Gott, nimm mir alles, mache mich, wenn es sein muß, blind und taub, aber laß mich nicht sterben, bevor der Arminius vollendet ist.

Warum nennen Sie ihn immer mit seinem römischen Namen? fragte ich.

Er fuhr sich mit beiden Händen an die Schläfen. Weiß ich denn, wie er geheißen hat? stöhnte er. Weiß es irgendwer? Jeden Namen kann er gehabt haben, nur nicht den Namen Hermann. Das sagt unser Grimm, der am besten Bescheid wußte. Oh, ich möchte den frommen Ludwig, den Pfaffenkaiser, aus dem Grabe fragen, um ihn zu martern, weil er mit den Heldenliedern unserer heidnischen Väter auch den echten Namen des Befreiers vernichtet, der Vergessenheit überliefert hat. Nun ist von unserm deutschesten Ruhm die deutsche Schande unzertrennlich, daß wir ihn nur mit dem Namen nennen können, den ihm der Römer gab, und daß ohne das Zeugnis des Feindes jede Spur von ihm verweht wäre. Ehre sei den Römern, daß sie ihren Todfeind zu ehren wußten und mehr für ihn taten als sein eigenes Volk.

Aber da nun einmal der Name Hermann so angenommen ist, wandte ich ein, wäre es da nicht besser, es beim alten zu lassen wie Ihre Vorgänger, die doch wohl auch von diesen Bedenken wußten?

Was sie wußten oder nicht wußten, geht mich nichts an, sagte er, unruhig durchs Zimmer gehend. Ich kann nicht lügen. Wo ich nicht glaube, da erstarre ich. Der Name Hermann tönt nicht in meiner Seele, also kann er auch nicht echt sein. Und zudem haben ihn die Bierbankpatrioten längst zu Tode gebrüllt.

Freilich, setzte er lächelnd hinzu, Onkel Paul würde wüten wegen des Namens und nicht minder wegen der Rolle, die ich seinen Abgott spielen lasse. Für ihn war der Eheruskerheld eine ganz einfache Seele, blind und taub für die Schönheit einer

höheren Bildung, ungerührt von allen Reizen und Lockungen Roms, inmitten aller italischen Herrlichkeit nur für die rauhen heimatlichen Wälder glühend, kurz, ein Mann wie er selber war, aus Einem niederdeutschen Eichenschnitt geschnitten. Mein Armin hat ein völlig anderes Gesicht, ein zerrissenes, aber ein größeres. Der römische Ritter, der unter den Edlen Roms als Gleicher stand und an all ihren Ehren teilhatte, konnte nicht verbissener Römerfeind von allem Anfang sein. Die Hermannsschlacht mußte erst in dem Busen des Cheruskers geschlagen werden, ehe sie durch die Wälder von Teutoburg tobte. Er bewundert die Römer, aber er vernichtet sie. Das ist seine wahre Größe; daher sein dämonisches, erbarmungsloses Wüten, weil er gegen sich selber, gegen einen Teil seines eigenen Wesens wütet.

Seine Gedanken verloren sich allmählich ins Weite. Es gebe gar keine Vergangenheit, sagte er unter anderem, wir brauchten nur unser kurzes Sehfeld über den Horizont des Tages hinaus zu verlängern, so sei alles Gewesene noch vorhanden. Alles Schöne und Große, was je auf Erden geblüht habe, müsse wieder sichtbar gemacht und in den Kreislauf des Lebens zurückgeholt werden. Das sei die Aufgabe des Dichters und symbolisch im Orpheusmärchen vorgebildet.

Aber nur dem festen, nie wankenden Glauben gelingt das Wunder. Wehe, wenn er zweifelt und sich umschaut! Alsbald versinkt der beschworene Schatten, der ihm nur folgt, solange er glaubt.

Dann kam er auf Märchen und Symbole zu sprechen, hinter denen immer eine höhere Wahrheit stehe, denn der menschliche Geist als Ausfluß von Gottes eigenem Geist, behauptete er, könne sich niemals täuschen, und alles was er je geahnt habe, müsse sich einmal irgendwie auf Erden selbst erfüllen — ein Wort, an das ich oft zurückdachte, seitdem die großen Erfindungen der Technik das Leben immer märchenhafter umgestaltet haben.

Aber als er seine Kreise weiter und weiter zog und geheimnisvoll vom inneren Einssein aller Dinge zu reden anhub, das er die

Grundselbigkeit nannte, da verging mir am Ende Hören und Sehen, und ich begann für meine eigene Selbigkeit bange zu werden.

Wir standen zusammen am offenen Fenster und schauten in die Frühlingsnacht hinaus; der Neckar rauschte leise am Fuß des Turmes vorbei, und die noch unbelaubten Platanen überm Flusse drüben neigten sich im Wind. Gustavs Stimme, die er dämpfte, um von den Nachbarfenstern nicht vernommen zu werden, war wie ein magisches Raunen um mich her. Unten glitt ein Boot mit unkenntlichen Gestalten, von denen eine die Mundharmonika blies, auf dem dunklen Wasser hin; mir war's als zögen Helden und Varden der Vornwelt, von ihm beschworen, leibhaft vorüber. — —

In den Flugschriften seines Verwandten, die er mir auf meine Bitte mit nach Hause gab, lernte ich gleichfalls einen merkwürdigen Menschen kennen, der mich in vielem an den Neffen erinnerte. Es war dieselbe rücksichtslose, fanatische Hingabe an die Sache beim einen wie beim andern. Besonders zog mich seine letzte Schrift über die Gnitahaide an. Sie trug das Motto: Wohl ist den Wahlgöttern, wißt ihr, was das bedeutet? Dieses dunkle Eddawort bedeutete nach ihm den Jubel der Germanenstämme über den Untergang der Legionen. Allmähliche Verdunkelung und Verwirrung der mündlichen Überlieferungen und die Furcht vor dem Fanatismus der christlichen Priester, in denen die Römermacht sich verkappt aufs neue eingeschlichen habe, um alle alt-heiligen Erinnerungen des Volkes auszutilgen, seien für die späten Sammler auf Island der Anlaß gewesen, die geretteten Reste der alten Heldenlieder in so geheimnisvolle Hüllen zu verstecken. Aber ein Merkmal hätten sie doch dem Siegfried angeheftet, das ihn als Urmin verrate: das strahlende Auge, das Siegfrieds-auge, dem niemand standhält, mache den Necken der Niflunga als den geschichtlichen Stammeshelden kenntlich, dem nach dem Zeugnis des Todfeinds das ungewöhnliche Feuer der Seele aus Augen

und Antlitz strahlte. Die Schrift war fesselnd geschrieben, und solange man las, stand man im Banne des Verfassers. Aber am Schlusse war man doch froh, wenn man sich schütteln konnte und Arminius wieder Arminius, Siegfried Siegfried war. Augenscheinlich war ein geistreicher Einfall, der den ganzen Untersuchungen zum Ausgangspunkt gedient hatte, in der Schrift so dargestellt, als ob er vielmehr deren Endergebnis wäre, und die Früchte einer seltenen Belesenheit waren willkürlich aneinandergereiht, um gewaltsam diesen Einfall zu stützen. Das mußte von vornherein den schroffsten Widerspruch der Fachleute herausfordern. Auch ließ der überreizte Ton das Verhängnis ahnen, dem der unglückliche Forscher entgegenging.

*

Dann kam der Abend, wo Gustav in seinem Stübchen mir, Olaf Hansen und Runo Schütte bei verschlossener Thür den fertigen Teil seiner Dichtung vorlas. Armer Shakespeare, noch ärmerer Kleist, was wart ihr an jenem Abend gegen Gustav Borch! Unser Dichter war ja ein Jüngling und Jünglinge waren die Hörer; wo aber Jugend gibt und nimmt, da geht es überschwenglich her. Und wieviel wunderbarer in die Esse zu blicken, wo die rot-durchglühten Gestalten der Dichtung sich zu formen beginnen, als das schönste Werk fertig vor sich zu sehen. Denn das Fertige steht da, als wäre es von je gewesen, im entstehenden Werke glaubt man den heißen Hauch der Gottheit selber zu spüren. Mag aber auch zu unserem Rausch die eigene Jugend und der Glaube an den Verfasser das meiste getan haben, doch fühle ich noch heute in der Erinnerung etwas von dem Zauber jenes Abends, wo ich glaubte, dem Aufgang eines neuen Zeitalters in der Dichtung anzuwohnen.

Wir lernten einen glänzenden, römisch gebildeten Arminius kennen, der den Römern unverdächtig ist, weil ihn nicht nur die hohe Auszeichnung des römischen Bürgerrechts und der römischen

Ritterwürde, die ihm allein vor allen Barbarenfürsten verliehen ist, sondern mehr noch die eigene Anlage über sein Volk hinausgehoben und den Überwindern zugesellt hat. Aber als langjähriger Lagergenosse des Tiberius hat er von den Römern nicht nur die Kriegskunst gelernt, sondern auch die Kunst des Beobachtens und Abwartens, des leisen Auftretens und des harten Unpackens. Und das Römertum klebt ihm nicht auf der Haut wie seinem Bruder Flavius, der den Dienst bei den fremden Herrn als Ehre empfindet, es ist nur ein Mantel, der auch abgeworfen werden kann. Wird der junge Held ihn abwerfen? Diese Frage stellen die ersten Szenen in beklemmender Spannung auf. Zu der römischen Verführung hatte der Dichter noch eine andere Macht hemmend in seinen Weg gestellt: die Liebe. Segestes, der Römern knecht, durchschaut allein den Zwiespalt in der Brust des Jünglings, und um ihn fügsam zu erhalten, hat er ihm die herrliche Tochter anverlobt, aber die Hochzeit dem Ungeduldigen unter immer neuen Vorwänden verschoben. Für einen Augenblick scheint das Schicksal von Thuiskoland an der Dünne eines Frauenhaares zu schweben. Denn schon zieht Varus über den Rhein, und seine ersten Botschaften, die wie Befehle klingen, enthüllen dem Cheruskerfürsten die Absichten Roms und die Rolle, die ihm selbst als Vollstrecker zugeteilt ist. Und hier beginnt seine entschlossene Umkehr zu den heimischen Altären. Doch der Held will nicht zwischen der Liebe und der Freiheit wählen, sondern beide besitzen. Aus ihrer väterlichen Burg an der Weser raubt er mit kühnem Handstreich die Braut und feiert seine Hochzeit mit ihr, während im Nachbarland die ersten Flammen der brennenden Dörfer ausprasseln, die Varus bei seinem Durchgang im Rücken läßt. Flüchtende Weiber und Kinder, der Rauch geplündelter Siedelungen kündigt sein Kommen an. Der junge Fürst verbirgt seinen Zorn in tiefster Seele und verschließt den Hilferufen der Seinen das Ohr; als Freund zieht er dem Römerfeldherrn entgegen, der gleichfalls unter dem Deckmantel der Freund-

schaft kommt, um, von Segestes gerufen, die ewigen Grenzhandel der deutschen Stämme friedlich zu schlichten. Darüber sind auch dem Nachbarkönig Marbod die Augen aufgegangen, er sendet heimlich Boten, um den Sinn des Cheruskers zu erforschen. Dieser aber hält sie mit halben Worten in der Schwebe, denn schon wälzt er in der verschlossenen Brust Entwürfe, die keinen Marbod zum Mitwiffer wollen. Mit dem Erscheinen eines spukhaften alten Weibleins, halb Seherin, halb Norne, das dem Helden einen Stab mit alten Runenzeichen überreicht, endigte der erste Teil, der nur ein kurzes Vorspiel darstellte.

Breit und mächtig, vielleicht nur allzu breit, war das zweite Stück, die Varusschlacht, angelegt. Die Handlung begann mit römischer Schwelgerei im Sommerlager des Varus, den seine ersten Worte als beschränkten, selbstgefälligen, in sein Römertum blind verliebten Gecken zeigten. Ohne einen Tropfen Soldatenblut im Leib und mit einer lächerlichen Juristenader behaftet, die ihn treibt, aus dem Schein des Gerichthaltens und Handelschlichtens Ernst zu machen. Die Unterwerfung Germaniens, die das römische Schwert begonnen hat, soll nach seiner Meinung das römische Recht vollenden. Mit Todesurteilen und entehrenden Strafen sucht er die Freigeborenen heim, schamlose Erpressung geht nebenher. Wie das Volk beschaffen ist, in dessen Mitte er sich niederläßt, wie es denkt und empfindet, danach fragt er nicht, wenn es nur die Steuern zahlt, die er ihm auferlegt. Vergeblich warnt Segestes, dem das dumpfe Grollen der Unterdrückten nicht entgeht, Varus verschließt ihm das Ohr, denn neben dem verblendeten Prokonsul steht als sein Schicksal Arminius, der den Leichtherzigen, Sorglosen, ganz vom römischen Geist Erfüllten um so glücklicher spielt, als er nur darzustellen braucht, was er einmal in Wirklichkeit gewesen. Aus dem getäuschten Vertrauen ist ihm der wütende unversöhnliche Haß herausgewachsen. Mit raschen, leichten Schritten einer Tigerkatz umgeht er sein künftiges Opfer. Er bestärkt den Römer in jeder

Maßregel, durch die er sich noch verhafter machen kann, und während Varus seine Ränke spinnt, ist er selber schon von einem viel gefährlicheren Gespinnst umstrickt. Die Cherusker, die er für halbe Tiere hält, umdrängen ihn mit gespielter Willeneinfalt und tragen ihm erdichtete Handel vor, über deren Schlichtung er seine Feldherrnpflichten versäumt. Die knifflichsten Rechtsfragen werden mit einem wahrhaft diabolischen Humor erörtert, wobei dem Dichter seine Kenntnis des Corpus juris zu statten kam, und der Spruch lautet jedesmal für Kläger und Beklagte: Zahlen! Arminius aber dankt für die Mühewaltung und preist die Weisheit römischer Rechtspflege, die jetzt Streitigkeiten schiedlich beilegt, für die es sonst nur den Austrag durch die Waffen gab:

Verwandelt sind die Menschen, seit du kamst,
Sie lernen Ordnung und Gesetz verehren,
Des Friedens pflegen. Und nicht sie allein:
Verwandelt selbst ist die Natur, mein Land
Erkenn' ich kaum, so milde Lüfte wehen,
So herrlich reift die Ernte unsrer Sichel.
Italiens Himmel brachtest du mit dir,
Die ältesten Leute in Cheruska sahen
Solch einen Sommer nie. Walhalla lächelt,
Weil Romas Götter unsre Gäste sind,
Und für die Menschen tagt ein neues Leben.

Und Varus, der an Verbindlichkeiten nicht zurückstehen will:
Sind denn die Cherusker Menschen? fragt er.

Nichts Menschenähnliches seh' ich an ihnen
Als Stimm' und Antlitz, und auch diese kaum,
So häßlich ist ihr Wuchs und ungeschlacht.
Ihr Gang braucht gleich des halben Heerwegs Breite.
Ein Laumeln ist's, kein Geh'n. — Sprichst du sie an,
Wie Klöße stieren sie minutenlang,
Eh' sich der träge Geist zur Antwort sammelt,
Und Dunst von Meth umweht sie wo sie stehen.

Das sollen Menschen sein!

Dann seh' ich dich,
Armin, den Roma liebt, und frage mich,
Ob du Cherusker bist.

Armin

Wohl bin ich's, Varus!

Varus

Du bist es nicht. Wie wär' dein Fuß so leicht?
Wie wär' dein Geist so rasch, daß er das Wort
Versteht, bevor die Lippen es gesprochen?

Armin

Die Edlen unsres Volks erlernen früh
Den Waffentanz: durch aufgesteckte Schwerter
Die Leiber werfen mit verweg'nem Schwung,
Da heißt es flink und doch behutsam sein,
Das bildet mit dem Körper auch den Witz.
Dann üben wir die Kunst — 's ist unsre einzige —
Im vollen Rosseslaufe abzuspringen,
Zu Fuße, Speere werfend, Schritt zu halten
Und wieder aufzuspringen nach Bedarf.

Varus

Das möcht' ich sehn.

Armin

Ich brenn', es dir zu zeigen.

Varus

Nein, nein, du bist nicht Sohn des Segimer.
Zu Drusus' Zeiten zogen die Legionen
Durch dies Gebirg, der schönste Reiteroberst
Gefiel der Fürstin — zwar dein Aug' ist blau,
Doch römisch ist der Geist, der ihm entstrahlt.

Armin

Mein Feldherr, du verpflichtest mich zu tief.

Nach diesem Gespräch nehmen die markomannischen Gesandten eilends Abschied, um ihrem König zu berichten:

Wohl geht Armin mit schweren Taten schwanger,
Da er die Mutter lästern hört und lächelt.

Das Blättchen, worauf diese Worte von des Dichters eigener Hand stehen — er hatte sie doppelt geschrieben —, ist das einzige sichtbare Andenken an jene Zeit, das ich von Gustav Vorck besitze.

Der Dichter las und las, bis alle Kerzen niedergebrannt waren, während wir unbeweglich saßen und kaum zu atmen wagten. Keiner von uns lebte mehr in der Wirklichkeit, wir waren ins Lager des Varus entrückt, in das sich vorbereitende Verderben. So oft Gustav eine Pause machte, waren drei Paar Augen auf ihn mit Spannung gerichtet und baten: Weiter! Nicht der aufdämmernde Morgen, nur der Umstand, daß das Geschriebene zu Ende war, zwang uns endlich aufzubrechen.

In dieser Nacht zerschmolz das letzte Eis zwischen ihm und seinen Freunden, wir durften ihn fortan in unsere Brüderlichkeit einschließen. Mit überwallendem Herzen dankte er seinen Hörern und erklärte sich für unsern Schuldner, indem er jedem von uns für einen Beitrag verpflichtet sein wollte: mir für die Züge indianischer Wildenschlauheit, die er seinen Cheruskern lieb, Runo Schütte für den Seherton der Alraune, unserm Jüngsten, der mit seinem Kindergemüt überall kleine reizvolle Erlebnisse hatte, für die Gestalt eines von der achtzehnten Legion aufgelesenen und gehätschelten Germanenkindes, denn ein ähnlich reizendes Naturwesen, das er als Knabe kannte, hatte dieser in seinen Liedern besungen.

So schenkte er jedem großmütig einen Anteil an seinem Glück. Unmöglich, sich in dieser Stimmung zu trennen. Es wurde be-

schlossen, Adele zu wecken, damit sie uns einen starken Kaffee braue, und unsere Sitzung bis Sonnenaufgang am Stammtisch fortzusetzen.

Unbarmherzig klingelten wir die Ärmste, die jede Nacht bis zwei Uhr auf den Beinen sein mußte, aus dem Morgenschlaf, und sie öffnete auch gehorsam, weil sie Gustavs Stimme vernommen hatte. Mit verschlafenem Gesicht, die dunklen Haare in fleidsamer Unordnung um den zierlichen Kopf geschlungen, erschien sie bald darauf mit dem dampfenden Kaffee. Aber keiner von uns, vielleicht Olaf ausgenommen, hatte einen Blick für diese verträumte Schönheit, so ganz standen wir noch unter dem Bann der heroischen Dichtung.

Niemals bis an mein Lebensende werde ich jenen frühen Mai-morgen vergessen, wo wir vier mit übernachtigen Gesichtern und glühenden Augen, den Rausch der Dichtung noch in den Adern, in der kleinen Stube beisammen saßen. Eine so tiefe Spur hat er in mir zurückgelassen, daß noch heute der Duft von frischgebrautem Kaffee in der Dämmerfrühstunde genügt, ihn mir ins Gedächtnis zu rufen. In Gustav brannte das Feuer weiter, er sprach und sprach. Seine Gestalten wurden beim Reden noch lebendiger und durchsichtiger, als sie es während des Lesens waren, wir lernten wie von lebenden Menschen nach und nach jede Abschattung ihres Wesens kennen und sahen in das innerste Triebwerk ihres Seelenlebens hinein. Unsere Ungeduld fragte ihm auch die Fortsetzung ab, die erst im Szenarium entworfen war und die er uns bruchstückweise erzählen oder aus zerstreuten Aufzeichnungen seines Taschenheftchens lesen mußte. Beim Beginn des zweiten Aktes sahen wir römische Soldaten damit beschäftigt, zu Bauzwecken unwissentlich einen hochheiligen Eichenwald zu fällen, aus dem ihnen ein altes, wirr und wüste aussehendes Weib, die Schicksalsfrau aus dem Vorspiel, entgegentritt. Ein Veteran erkennt in ihr dieselbe Unholdin, die ein halbes Menschenalter zuvor durch ihr Erscheinen den Drusus zur Um-

kehr aus Deutschland bewogen und ihm seinen nahen Tod verkündet hat. Der Soldat glaubt, daß sie das Pferd verhezt habe, das kurz darauf seinen geliebten Feldherrn zu Tode schleifte, und in dem Wortwechsel, der sich entspinnt, wird die Hexe erschlagen. Sterbend murmelt sie eine furchtbare Weissagung, aber die barbarischen Laute werden von den römischen Soldaten nicht verstanden und verlacht. Zwar trifft die römische Mannszucht in Gestalt eines Centurionen wie ein Wetterstrahl den Schuldigen, und der Feldherr, von Armin bestärkt, redet sich ein, daß mit dem Blut eines römischen Legionärs das Blut eines alten germanischen Holzweibleins mehr als bezahlt sei. Aber das Holzweiblein war die allverehrte Seherin des Stammes gewesen, und ihr Tod ist für den Fürsten der willkommenen Hebel, das Volk zum Aufstand zu bewegen. Rasch läßt er Runen schnitzen und ihre Weissagung von einem nahen unerbittlichen Strafgericht über alle umwohnenden Stämme verbreiten. Bis dahin hat er noch der germanischen Trägheit und Uneinigkeit mißtraut, jetzt, wo die Seherin erschlagen, die Heiligtümer geschändet sind, kann er den heiligen Krieg entbieten, und jetzt verläßt er sich fest auf seine Landsleute. Jedoch Segestes durchschaut den Anschlag und entdeckt ihn dem Varus. Alles scheint verloren. Varus aber ist nicht zu warnen. Sein Vertrauen in Arminius hat etwas Schicksalhafteres wie das des Friedländers in den Piccolomini. Er hält es für unmöglich, daß einer, der die römische Ritterwürde trägt, seine heimischen Wälder und rohen Steinaltäre den vergoldeten Tempeln Roms und seinen geselligen Genüssen vorziehen sollte. Von allen Barbaren ehrt er nur diesen Einen als seinesgleichen. Auch der ergebene Segestes ist ihm nur der dummschlaue Wilde, dessen selbstische Absichten er durchschaut; in dem schönen, von Geist umleuchteten Cheruskerjüngling sieht er die wahre Stütze des Römertums und läßt sich ganz von seinen Ratschlägen leiten. Und völlig sicher, wie von einer höheren Macht geführt, geht der junge Held seine gefährlichen Wege. Er spielt noch in grausamer

Lust mit den Römern, ehe er sie vernichtet. Varus hat ihm beim Gastmahl eine griechische Flötenspielerin an die Seite gelegt, und der Gatte Thusneldens tändelt mit dem schönen fremden Singvogel, von dem man ihn gefesselt glaubt, während schon alle Wälder und Schlupfwinkel von bewaffneten Cheruskern und ihren Verbündeten wimmeln. Thusnelda zürnt und fordert von dem Römergesetz die Scheidung, die ihr der germanische Brauch versagt, Armin beschwichtigt sie und verspricht ihr Sühne, doch in sein Geheimnis läßt er auch die Tochter des Segest nicht blicken. Hier legte auf einmal Udele, das seltsame Mädchen, den Kopf auf den Arm und weinte. Vielleicht sagte ihr das weibliche Gefühl, daß ihr Dichter die Frauen nicht ernst nahm; weshalb auch die Liebeszenen immer die schwächsten Stellen des Dramas bleiben sollten. Man war übrigens Udeles Seltsamkeiten gewohnt und achtete nicht darauf. Am wenigsten Gustav, dessen Gedanken alle um den Cherusker kreisten. Er hielt ihm noch eine glühende Lobrede.

Zu denken, daß der deutsche Genius und die deutsche Sprache nicht mehr wären, daß es keinen Faust gäbe, daß nicht ein einziges deutsches Lied gedichtet werden könnte, wäre Er nicht gewesen, der unser Volkstum und unsere Muttersprache gerettet hat. Ohne ihn wären wir wie die unterworfenen Gallier zu Römern und Römeraffen geworden. Wenn einmal der deutsche Genius sein Weltreich antritt, zu dem er berufen ist, so dankt er es einzig dem Armin. Und seine Spur hat das siegreiche Christentum ausgelöscht mit allen großen Erinnerungen unserer Frühzeit. Die Lieder hat es vernichtet, die sein Volk auf ihn sang. Aber getrost, wir werden neue Lieder singen. — Und nun guten Morgen, Sie schläfrige Hebe, richten Sie den Kopf in die Höhe, die Sonne geht auf, da müssen auch die Blumenköpfchen sich heben.

Udele richtete sich folgsam auf und lächelte; sie glich nun wirklich einer Blume, die ihre betauten Kelchblätter dem Sonnenstrahl

öffnet. Runo und Olaf gingen heim, den versäumten Schlaf nachzuholen. Ich begleitete Gustav, der seinen heißen Kopf auf einem Frühspaziergang lüften wollte, nahm noch mit ihm ein Bad in dem eiskalten Flusse und sah ihn dann erfrischt ins Kolleg gehen, als ob er eben erst vom Bette aufgestanden wäre. Und die ganze folgende Nacht fiel wieder aus dem hohen Turmzimmer der Schein der Lampe über den dunklen Neckar.

*

In jenen Sommer, der ein rauher und stürmischer war, fiel Olafs schwere Erkrankung. Er hatte sich eben von einem Lungenkatarrh kümmerlich erholt, als ihn eine Rippenfellentzündung aufs neue niederwarf. Ein Wunder, daß der zarte Körper dem doppelten Angriff standhielt. Seine Mutter, die ihm auf die Universität nachgezogen war, pflegte ihn; eine zarte Frau, aber von stählerner Spannkraft. Sie glichen sich im Äußern merkwürdig, beide hatten den gleichen edlen Schnitt der Augen und das ährenengelbe Haar, durch das der Jüngling von weitem auffiel. Die Freunde halfen bei der Pflege, und das sonnige Krankenzimmer war ein Ort stiller Erhebung für alle. Sogar Gustav, der immer mit sich selbst Beschäftigte, widmete dem kranken Olaf manche Stunde. Er las die ausgearbeiteten Szenen des dritten Aktes, so wie sie fertig wurden, an seinem Bette vor, und der Kranke lebte und webte mit ihm in dem entstehenden Werk. Immer zwingender entwickelte sich die Persönlichkeit des Helden und seine dämonische Macht über den Varus, den Segest vergeblich zu retten sucht, indem er den eigenen Schwiegersohn in Ketten legt, denn der Götterverblendete macht selbst seinen Vertilger frei. Auch dieser Zug war der römischen Überlieferung entnommen, von der Gustav sagte, daß sie tiefsinniger und dichterischer sei als alle spätere Dichtererfindung. Unablässig wurden jetzt die Charaktere und Verwicklungen durchgesprochen, die wir zuerst nur so überwältigt hingenommen hatten wie etwas Gegebenes, wirklich Vorhandenes. Und der Eifrigste

bei diesen Erörterungen war der Dichter selbst; seitdem das Eis gebrochen war, strömte ihm das Herz fortwährend über. Nachträglich muß ich mich wundern, wie eine werdende Dichtung so viel Beschreien vertragen konnte; Gustav war darin anders als alle andern schaffenden Geister, denen ich im Leben nähertrat. Unser Anteil hob und trug ihn, die Eingebungen strömten ihm stärker zu, wenn sie gleich auf andere wirkten, und kritische Einwände störten ihn nicht nur nicht, er forderte sie geradezu heraus. Dabei vergaßen wir alle, und er selbst am meisten, daß das Drama, dessen Wurf uns fortriß, größtenteils noch gar nicht auf dem Papier stand, denn der Dichter pflegte zwischen Lesen und Erzählen abzuwechseln, und seine feurige Phantasie lief der Gestaltung weit voraus. Er arbeitete immer unter einem Wust von Zetteln, auf denen er seine Einfälle, wie sie ihm kamen, niederschrieb, aber das kunstmäßige Verwenden dieses Vorrats machte ihm eine unsäglich Mühe, weil er immer noch mehr hineinziehen wollte als der Rahmen faßte und doch viel zu feinfühlig war, um nicht die Überlastung augenblicklich zu empfinden. So arbeitete er viel schwerer, als man bei seiner wogenden Fülle hätte glauben sollen. Aber in seinen gehobenen Stunden vergaß er diese Hindernisse und ließ das Werk, das so gut wie fertig vor seinem Geiste stand, auch vor uns als fertig erscheinen.

Olaf hatte sich beim Vorlesen in die griechische Flötenspielerin verliebt, die er sich unter Adeles Zügen vorstellte.

Sie ist schön, hörte man ihn zärtlich sagen. Die Haare wachsen ihr rund um die Stirn, ihre Augenbrauen sind gerade — ach, und ihre Haut duftet nach Veilchen, setzte er mit geschlossenen Augen und einem tiefen, saugenden Atemzug wie in plötzlicher Entzückung hinzu.

Es schien ihm ein häßlicher Flecken im Charakter des Helden, daß der Dichter ihn das anmutige Kind, das sich von ihm geliebt glauben konnte, bei der Erstürmung des Lagers dem eifersüchtigen Zorn Thusnebens preisgeben ließ. Er wünschte sie durch ihn ge-

rettet, und in der That brachte Gustav diesen weicheren Zug vorübergehend in sein Werk, um ihn später wieder auszumergen, denn er schien ihm mit der dämonischen, allvertilgenden Wildheit, von der er seinen Armin besessen zeigte, nicht vereinbar.

Was wird aber aus deinem Helden, wenn er gesiegt hat? fragte Olaf einmal nachdenklich. Wie wird dem ehemaligen römischen Ritter, der die Kunst der Griechen kennt und über den Platon mitredet, das Leben im germanischen Urwald wieder munden?

Eine wohlberechtigte Frage, lächelte Gustav. Der Dichter wird dafür sorgen müssen, daß dem Helden keine Zeit bleibt, sie sich vorzulegen. Erst muß er die Römer unter Germanikus ein zweites Mal verjagen. Dann kommt der deutsche Dank. Die germanischen Stämme wollen ja gar kein gemeinsames Oberhaupt, am wenigsten eins aus eigenem Blute. Lieber römisch als cheruskisch, murt es um ihn her. Das Murren wächst mit seinen Erfolgen. Und wofür sind die Verwandten da, der Oheim Ingomar und der Schwiegervater? Sein Weib den Römern ausgeliefert, sein ungeborener Sohn ein Sklave, um ihn selbst die Fallstricke der Verschwörung! und über seiner Leiche fallen die geeinten Stämme wieder auseinander.

Gustav, Gustav, was machst du? Das ist jammervoll, sagte Olaf.

Es ist Heldenlos, und vor allem deutsches. Oder weißt du es anders, Olaf? antwortete dieser.

Die langen Krankheitswochen reiften den Jüngling mehr als seine vier Semester Universität. Er redete jetzt ohne zu stocken über die höchsten und tiefsten Dinge, und aus seinen großen blauen Augen strahlte schon ein Licht aus anderen Welten. Er wußte, daß sein Tag sich neigte, aber er sprach nicht darüber. Nur einmal sagte er zu mir:

Gustav Borck wird ein ganz großer Dichter werden, und ihr alle werdet den Siegeszug seines „Befreiers“ miterleben. Nur ich werde nicht dabei sein. Dann klatschet auch für mich,

und du, Harry, schicke ihm in meinem Namen einen Lorbeerfranz.

Es war zum Lächeln und zum Weinen, wie der kindliche Mensch mir aus einem Beutelchen ein eingewickeltes Goldstück übergab und dazu den Finger an den Mund legte.

In einem milderen Klima wäre er vielleicht genesen. Aber an dergleichen dachte man in den damaligen engen deutschen Verhältnissen wenig. Man nahm den Ort, an den man vom Zufall gestellt war, als etwas Gottgegebenes, das nicht in Frage gezogen wurde.

Dennoch kehrte er noch einmal auf die Erde zurück und saß wieder die Abende im kleinen Stübchen neben der Anrichte, wo Adele, fühllos gegen sein stummes Liebeswerben, nur mit den Augen an Gustav Borck hing.

Dieser aber war in einer fürchterlichen Laune. Der reiche Gönner, der die Vorschüsse gab, bestand darauf, daß er im Herbst die erste juristische Prüfung ablege, und Gustav mußte gehorchen, denn es handelte sich um Sein oder Nichtsein. Über den Ausgang brauchte er sich bei seinem glänzenden Kopf keine Sorge zu machen, er hatte ja auch trotz dem poetischen Fieber, das ihn verzehrte, gewissenhaft seine Studien fortgetrieben. Aber der Arminius mußte ins Schubfach zurückwandern und die Gesichte verblaßten. — Man begriff seine Mißstimmung, und niemand verargte es ihm, wenn er als stummer Gast am Tische saß, mit finsterem Gesicht Rauchkringel in die Luft blies und Adeles köstliches Gebräu mit einer Miene schlürfte, als ob es Gift wäre. Aber geheuer war es in seiner Nähe nicht, und einer nach dem andern blieb weg. Zuletzt kam außer ihm und mir nur noch Olaf, und jeder las schweigend ein Stück der aufgelegten Zeitung, in die wir uns teilten. Auch in seinem verdüsterten Zustand zog es Gustav Borck zu Olaf Hansen, als ob bei ihm, bei seinem inneren Blühen, allein noch Frieden und Harmonie zu finden wären. Und Olaf, der gar nichts vom Leben forderte, genoß die letzten Atem-

züge, die ihm noch verstattet waren, wie ein Geschenk der Götter.

Da brachte der dümmste, gemeinste aller Zwischenfälle das Verhängnis.

Eines Abends, als Olaf allein im Stübchen saß, kam ein Korpsstudent in angetrunkenem Zustand aus dem oberen Gelaß herunter und begann Ubele in ihrer Anrichte auf täppische Weise zu belästigen. Olaf erhob sich behebend, um ihm entgegenzutreten, aber der Rohling, der ihn nicht kannte und wahrscheinlich für einen Knaben hielt, warf den Kranken lachend an die Wand. In diesem Augenblick trat Gustav herein, er stürzte sich auf den Angreifer und gab ihm einen Schlag ins Gesicht. Ein Lärm entstand, die Kommilitonen des Geschlagenen, der blindlings um sich hieb, eilten herunter und führten den Wütenden weg. Ein Zweikampf war unvermeidlich. Die Kartellträger gingen hin und her, der Gehörfeigte ließ Gustav auf Säbel fordern, dieser aber erklärte, obwohl er ein gewandter Fechter war, sich nur auf Pistolen zu schlagen. Vergebens suchten seine Freunde ihn anderen Sinnes zu machen im Hinweis auf das höhere Ziel, dem sein Leben gehörte.

Gerade deshalb, antwortete er und bestand auf seinem Willen.

Als wir nach dem Ort des Zweikampfes, einem Wäldchen bei Lustnau, fuhren, zeigte er eine Heiterkeit und Aufgeräumtheit, die man seit langem nicht an ihm kannte. Später gestand er mir, er habe das Duell als ein Gottesurteil zwischen sich und seinem Genius, der ihn verlassen zu haben schien, betrachtet.

Alles verlief streng nach dem Herkommen: die vorgeschriebenen Versöhnungsversuche der Sekundanten, das Laden der Pistolen usw. Beim zweiten Kugelwechsel erhielt Gustav einen Streifschuß in den linken Oberarm, denn er war mit der linken Seite vorgetreten, da er, wie ich erst jetzt entdeckte, ein Linkshänder war. Damit war der Zweikampf beendet. Die Wunde wurde verbunden,

die Gegner versöhnten sich und wir fuhren in der glücklichsten Stimmung in die Stadt zurück zu einem Frúhshoppen. Als ich nach Hause kam, hörte ich, Dlaf's Mutter habe nach mir geschickt. Die Aufregung hatte den Halbgenesenen aufs neue niedergeworfen, obwohl der Beleidiger so ritterlich gewesen war, ihn, ehe er zum Kugelwechsel mit Gustav Borck antrat, um Verzeihung bitten zu lassen. Ich eilte in Dlaf's Wohnung und fand die erste medizinische Größe an seinem Bett, die dem Kranken und seiner Mutter tröstliche Worte sagte, mir aber im Hinausgehen keinen Zweifel ließ, daß sein Zustand hoffnungslos war. Und doch wehrte sich die zarte Natur mit wunderbarer Widerstandskraft noch durch eine Reihe von Tagen. Auch Gustav und die andern Freunde kamen, denn er wollte alle noch sehen. Es schien uns unfassbar, ihn zu verlieren, und daß das Schöne, das jetzt war, aufhören sollte zu sein. Denn je mehr seine Kräfte schwanden, desto blühender und seraphischer wurde sein ganzes Wesen.

Eines Tages, als es besonders schlecht mit ihm stand, las ich mehr in seinen Augen als von seinen Lippen die Frage nach Adele.

Blitzschnell dachte ich mir eine fromme Lüge aus.

Willst du sie sehen, Dlaf? Sie kommt täglich nach dir fragen.

Sie kommt hierher? Zu mir?

Sie wäre glücklich, dich zu sehen.

O bringe sie her. Bald, bald!

Ich ging ins Nebenzimmer, mich mit Gustav Borck zu besprechen, denn nun ward mir bange, ob sich sein Wunsch erfüllen lassen werde.

Bleib, sagte Gustav, der sehr blaß war, ich werde sie holen.

Willenlos, zitternd folgte ihm Adele. Er hatte ihr nicht einmal die Zeit gelassen, den Hut aufzusetzen und das Mäntelchen umzunehmen. Bloß ein schwarzes Schleiertuch lag auf ihren dunklen Haarwellen, als sie kam und in das Sterbezimmer trat, wie auf-

gelöst in Liebe für den Scheidenden. Wir gingen alle aus der Stube, auch die Mutter, während Adele sich am Kopfende des Bettes niederließ. Sie sprachen gedämpft, einige Minuten vergingen, dann hörte man den Stuhl rücken.

Bleich und schön wie ein Engel des Todes glitt sie hinaus. Die Mutter trat wieder zu Olaf.

Sie liebt mich, sie hat mich geküßt, flüsterte er mit seligem Lächeln, wandte sich zur Seite und verschied.

Das Lächeln aber blieb auf seinem Angesicht stehen und wurde in den nächsten Stunden noch immer strahlender, als ob ein übermenschliches Glück ihn mehr und mehr durchdringe. Wir hatten sein Ende beschleunigt, aber den letzten Augenblick zum schönsten seines Lebens gemacht, und die Mutter selber wünschte es nicht ungeschehen.

Es war ein rauher Herbsttag, verfrühte Flocken wirbelten durch die Luft, als wir unsern Olaf begruben. Der Zug, an dem sich die halbe Studentenschaft beteiligte, ging beim Läuten der Glocken die steile Neckarhalde herauf und gerade an dem Haus vorüber, wo seine Liebe wohnte. Adele stand im schwarzen Kleid unter der Thür und weinte heftig. Junge Mädchen sahen aus dem Fenster und warfen Blumen auf den Sarg.

In dem schönen stillen Totengarten, nicht weit vom Grabe Hölderlins, den er vor allen geliebt hatte, war sein Bett bereitet. Als der Geistliche geendet hatte, trat Gustav Vorck, der den Arm noch in der Schlinge trug, ans offene Grab.

Olaf Hansen! begann er, — und dann noch einmal: Olaf Hansen! daß es uns durchlief. — Wir haben dich in unserer Mitte gehabt und können es nicht fassen, daß du von uns gegangen bist, denn es mußte immer einen Olaf Hansen geben, damit die Menschen an die Sonne und den Frühling glauben. Alles Schöne scheint wertlos geworden, seit wir es nicht mehr mit dir teilen, denn du selber warst das Schönste der Erde. In deiner Unschuld kanntest du dich selber nicht und wußtest nicht, welches

Licht von dir ausstrahlte. Wir aber kannten dich, wenn wir auch nicht sein konnten wie du. Und ein Prüfstein warst du, denn nichts Unehliches, Gemeines konnte in deiner stillen Gegenwart bestehen. Dein reines Licht verzehrte alles Trübe. Ein niedriger Gedanke konnte nicht einmal zufällig durch deinen Geist huschen: er fand keine Tür, die ihn einließ. Aber du warst noch mehr als das, denn du hattest das Ohr des Dichters: wie den Wanderer um Mittsommer durch die Felder ein leises Summen von unzähligen unsichtbaren Wesen begleitet, so ging mit dir auf Schritt und Tritt ein leiser Gesang, in dem alle Stimmen der Natur zusammenfloßen. —

Olaf Hansen, weißt du, welches Wort Odin dem toten Balder ins Ohr raunte, als sie ihn aufs Scheitergerüst hoben? Wiederkehren! Olaf Hansen, der Schnee fällt auf dein Grab. Wenn der Frühling kommt, werden wir dich in jeder Blüte grüßen. Toter Olaf, kehre wieder!

Am Abend saßen wir wie sonst im Stübchen beisammen, wo Adele mit verweinten Augen in tiefem Schwarz ihren Dienst versah. Niemand sprach ein Wort, bis Gustav eintrat. Da hob Runo Schütte sein blaßes Gesicht aus den Händen, seine Augen waren wie rotglühende Kohlen.

Wie meinstest du das mit dem Wiederkehren, Borck?

Frage nicht, war die unwirsche Antwort. Es sprach aus mir heraus.

Wir schien es, als spreche Borck so, weil er nicht daran erinnert sein wollte, daß er von der Rührung übermannt worden war. Aber der andere faßte es augenscheinlich im mystischen Sinne.

Es sprach aus dir heraus! sagte er mit Ehrfurcht.

Es war eine schöne stille Totenfeier, die wir an jenem Abend begingen. Olafs Geist war unter uns, alle sahen wir ihn jetzt so, wie Gustav Borck ihn mit wenigen Strichen gezeichnet hatte, ein jeder wußte irgendeinen bedeutsamen Zug von ihm zu erzählen.

Sein Wesen, nicht mehr von der Beleuchtung des Augenblicks abhängig, war auf einmal in die feste Form geronnen, in der es uns alle durchs Leben begleiten sollte. Gustav fand aber auch das abschließende Wort.

Wir haben die lebendige Poesie, die unter uns wandelte, verloren, sagte er aufbrechend, wir müssen eilen, die Welt mit neuen Wunschbildern zu bevölkern.

*

Die juristische Prüfung war mit Glanz bestanden, aber von der Trilogie war auf einmal nicht mehr die Rede. Dagegen wurde ihm von anderer Seite eine angenehme Überraschung zuteil: sein Lustspiel war von der Stuttgarter Hofbühne zur Aufführung angenommen und sollte gleich zu Anfang des Winters die Lampen sehen. Die Proben waren schon im Gang und er fuhr jetzt des öfteren nach der Hauptstadt hinüber. Doch nahm er dieses Glück ziemlich gelassen auf und zeigte keine Spur von Unruhe über den Ausgang.

Es kann nicht schlecht gehen, äußerte er, da Selma Hanusch die Hauptrolle spielt; das Stück ist eigens für sie geschrieben in meinem ersten hiesigen Semester, als ich anfang um die Bühne zu werben, und sie hat sich auch persönlich dafür eingesetzt.

Selma Hanusch war die gefeierte jugendliche Liebhaberin, der Abgott der damaligen Theatergäste, ein bildschönes Wiener Kind. Wenn sie in einer ihrer Glanzrollen auftrat, so gab es einen Einbruch der studierenden Jugend in der Hauptstadt, wobei man dann meistens, um Geld zu sparen, durch den Schönbusch zu Fuß nach Stuttgart wanderte. Eine reizendere Minna von Barnhelm habe ich nie gesehen. Nur das Heroische lag ihr nicht, selbst die Thekla gab sie als Naive, nebenbei gesagt, die einzige wirklich lebenswahre Thekla, die ich je gesehen habe, wenn auch gewiß nicht die Thekla, wie Schiller sie gedacht hat.

Runo Schütte und ich durften ihn mehrmals auf die Proben begleiten, was eine ganz neue Strömung in unser Leben brachte. Dem Lustspiel selber konnte ich nicht viel Geschmack abgewinnen; wenn auch die Handlung gut erfunden war, so schien mir doch der Ton mehr geschraubt als witzig; die heitere Muse war unserem Dichter überhaupt nicht hold. Aber Selma Hanusch entfaltete in der Hauptrolle eine so entzückende Munterkeit, daß man die Mängel des Stücks vergaß und daß auch die andern Gestalten durch sie verlebendigt wurden. Die erste Aufführung, zu der die Freunde vollzählig erschienen, war denn auch ein Sieg, in den sich eine heimliche Niederlage verkleidete, denn nur Selma hatte das Stück durchgerissen, das über die üblichen drei Vorstellungen nicht hinauskam.

Der Verfasser nahm sich die Schlappe nicht zu Herzen.

Ich sagte dir ja gleich, äußerte er gegen mich, daß das Stück nichts taugt, weil mein bestes Herzblut der Cherusker trank.

Schon während der Proben waren mir besondere Blicke aufgefallen, die zwischen der jungen Künstlerin und dem Dichter hin und her gingen. Als die beiden schönen Gestalten nach dem letzten Akt auf die Bühne traten, um für den Beifall zu danken, wurde mir's zur inneren Gewißheit, daß ich ein verbundenes Paar vor mir sah. Die Natur hatte gesiegt, der Frauenverächter war ein Mensch geworden wie andere.

Am späten Abend hielten wir zu Dreien noch eine kleine Nachfeier, und bei dieser Gelegenheit wurde ich in die Verlobung eingeweiht. Gustav wollte mit der Heirat warten, bis er seinen Dr. jur. gemacht und damit vor Verwandten und Gönnern sein Wort eingelöst hätte. Dann dachte er, sich neben Selma, die natürlich am Theater bleiben sollte, seine Stellung als Bühnendichter zu begründen.

Aber als er für ein paar Minuten weggerufen wurde, wandte sich Selma, die ganz in ihr Glück aufgelöst war, mit bittendem Gesicht an mich:

Sagen Sie ihm, daß er mich bald heiraten soll. Gleich! Wozu noch kostbare Jahre der Juristerei opfern, bei der er doch nicht bleiben will? Ich habe eine große Wohnung, wo für beide Raum ist, und ich werde ihn in nichts stören. Der Mann schreibt die Rollen, die Frau spielt sie. Und die Nähe des Theaters wird ihn viel rascher vorwärtsbringen, als die einsame Studierlampe im Türmchen über dem Neckar.

Es kam allerliebste mit leisem Wiener Anklang aus dem Munde des verwöhnten jungen Wesens, dieses verliebte Drängen, und überzeugend klang es auch; ich mochte mich aber doch nicht in so kitschliche Dinge mischen. Allein es war leicht zu sehen, daß Selma nicht ruhen würde, bis sie ihren Willen erzwungen hatte. Sie zeigte sich, wo sie nur konnte, an seiner Seite und setzte geflissentlich alle Zungen in Bewegung, um ihn zu einem rascheren Entschluß zu nötigen. Im ganzen Lande sprach man von der Wahl der gefeierten Künstlerin. Er brachte auch schon die meiste Zeit bei ihr in Stuttgart zu. Als er einmal ganze acht Tage zu Hause und bei der Arbeit blieb, kam sie selbst im Schlitten herübergefahren und versetzte mit der Pracht ihres Pelzwerks und dem reizenden Gesicht, das daraus hervorsah, das kleine Städtchen, das solchen Glanz noch nicht kannte, in wahren Aufbruch.

Grenzenlos war der Neid, den Gustavs Glück erregte.

Soll denn Einer alles haben? sagte Heinrich Sommer voll Ingrimm, als er die Beiden am Gasthofstisch beisammen sitzen sah. Denn Gustav weigerte sich aus Ritterlichkeit, die schöne Braut auf sein Turmzimmerchen zu führen, wonach sie heftig verlangte.

Nur Runo Schütte war aus entgegengesetzten Gründen außer sich über die Verlobung, die er Gustavs Abfall von seinem Genius nannte.

Diese Ehe wird sein Unglück werden, sie ist gegen seine Bestimmung, sagte er, und als ich erwiderte, daß sie vielmehr

seiner Bestimmung entgegenkomme, weil sie für ihn der kürzeste Weg zur Bühne sei, erwiderte er düster:

Nein, nein, ich weiß es anders.

Fanatisch besorgt, wie er war für des Freundes Wohl, verlangte er von mir, ich solle Gustav von der Verbindung mit Selma abraten, und da ich die Zumutung ablehnte, sagte er:

So bleibt mir nichts übrig, als selber mit ihm zu reden. Ich bin bestellt ihn zu warnen, aber es geschähe schonender durch dich.

Auf meine Frage, woher er denn das Recht ableite, sich gewaltsam in das Schicksal eines Freundes einzudrängen, antwortete er, es gebe besondere Fälle, die jede Unzartheit rechtfertigten, ja geböten.

Weißt du, was es ist, sagte er, das dich plötzlich mit unwiderstehlicher Gewalt zu einem Menschen zieht und dich für immer an ihn fesselt? Er hat dir vielleicht vor unwordenflichen Zeiten — sind's Jahrtausende, sind's Jahrmillionen? — einen ungeheuren Dienst geleistet, den du jetzt vergelten sollst, auch gegen seinen Willen. Du fühlst, daß du mußt, und fragst nicht weiter. So diene ich Gustav Borch und kann nicht anders. — Auch Gustav Borch hat solche Erinnerungen, von denen er nichts weiß. Warum schlug er sich für Olaf Hansen? Warum hieß er ihn wiederkehren? Denkst du noch an dieses Wort „Wiederkehren“, und wie es mich durchrieselte? Es sprach aus ihm heraus, er selber wußte es nicht.

Der seltsame Mensch ließ sich auch wirklich nicht abhalten und bestürmte den Freund, seine Verlobung rückgängig zu machen.

Die Kleinen mögen eilen sich ein kleines Glück zu schmieden, sagte er. Aber wer Großes will, muß einsam sein. Nur wenn du allein bist, gehörst du dir selbst und der Gottheit, der du dienen sollst.

Es scheint auch, daß seine Worte an eine zugängliche Stelle in Gustavs Gemüt rührten. Aber er war zu verliebt, und Selma zog zu stark, um ihn schwankend werden zu lassen.

Olafs Tod und Gustavs Verlobung hatten unsern schönen Kreis zersprengt. Es gab keine Sitzungen mehr bei Molfetta. Wenn ich ab und zu noch einmal aus alter Gewohnheit abends im Anrichtstübchen eintrat, fand ich nur Heinrich Sommer, der jetzt an Olafs Stelle Adele mit sehnsüchtigen Blicken ansah, was sich zu seinem groben blatternarbigem Gesicht recht komisch ausnahm. Adele aber achtete so wenig auf ihn, wie sie einst auf Olaf geachtet hatte. Sie ging jetzt immer ganz schwarz und hatte tiefumränderte Augen, in deren Blick etwas seltsam Starres lag. An ihren freien Tagen machte sie lange einsame Spaziergänge; man sah sie oft auf dem oberen Neckarsteg stehen und mit verschränkten Armen unverwandt ins Wasser blicken. Ich glaubte, daß sie so tief um Olaf traure, denn sie trug sein Bild in einer goldenen Kapsel um den Hals und trieb einen reinigen Kult mit seinem Andenken. Nach Gustav schien sie nicht mehr zu fragen, er setzte auch niemals wieder den Fuß ins Haus.

Als das Eis ging und die Frühjahrsgewitter kamen, trat plötzlich der Neckar aus seinen Ufern und überschwemmte weithin die flache Gegend zu seiner Rechten mit gelbbraunen Wassermassen, denen die sonst beinahe trockene Steinlach gewaltigen Zuwachs aus dem Gebirge brachte. Die dreifache Reihe der Baumstraßen ragte nur mit den kahlen Spitzen aus der Überschwemmung, auch der ferner gelegene Bahnhof stand tief im Wasser. Der hölzerne Steg war über Nacht eingebrochen, und die ehrwürdige Neckarbrücke wurde der Sicherheit wegen für den Verkehr abgesperrt, denn der tollgewordene Fluß brachte mächtige Tannenstämme mit, die er unterwegs einem unglücklichen Floß entrißen hatte, und verannte mit diesen die Brückenpfeiler. Während zweier Tage konnte man gar nicht zum Bahnhof gelangen, das Wasser hielt uns eingeschlossen wie ein Belagerungsheer. Aber es war ein großartiger Anblick, besonders von Gustavs vorgeschobenem Türmchen aus, gegen das die Wellen Sturm liefen.

Mit einemmal stand Runo Schütte im Zimmer.

Wißt ihr, daß Adele verschwunden ist?

Gustav erblaßte auffallend.

Sie soll sich gestern abend spät entfernt haben, um dem Steigen des Wassers zuzusehen, und ist nicht mehr nach Hause gekommen. Die Ihren fürchten, daß sie mit dem Steg eingebrochen sei.

Die ganze Einwohnerschaft geriet in Bewegung, die Studenten voran, und man suchte mehrere Tage lang vergeblich die Ufer des schon wieder gefallenem Neckars ab. Erst, als die Wasser sich ganz verlaufen hatten, zog man sie bei Wannweil aus dem Rechen einer Mühle. Wir bestatteten sie zur Ruhe, nur wenige Schritte von Olaus Grab. Ihr Tod, der mit dem Einsturz des Steges in Verbindung gebracht wurde, galt für einen Unglücksfall. Gustav aber schien etwas anderes zu denken, es trieb ihn um wie ein böses Gewissen, daß er sein Stübchen kündigte und die Stadt verließ.

Später erfuhr ich durch Selma, die ihr eine herzliche Teilnahme widmete, das unglückliche Mädchen habe sich nach dem Duell in fesselloser Leidenschaft in Gustavs Arme stürzen wollen und sei von ihm, der keine Bindung wollte, herb zurückgewiesen worden. Sie fürchteten beide, daß sie durch Scham und Kummer in den Tod getrieben worden sei. Andere meinten, eine verspätete Liebe zu Olaus Hansen sei der Grund ihres Trübfinns gewesen. Die Wahrheit hat man nie erfahren, sie ruht mit ihr unter dem südlichen Myrtenbäumchen, das die dankbaren Gäste des Molfetta auf ihren Hügel pflanzten.

Nach Gustav Borcks Wegzug war auch meines Bleibens nicht mehr in Tübingen. Es zog mich nach Basel, wo damals Jakob Burckhardt lehrte.

Gustav gab dem Drängen Selmas nach, hing die Jurisprudenz an den Nagel und heiratete, was nun auch den äußeren Bruch mit seiner Familie nach sich zog. Im Sommer traf ich mit dem jungen Paar am Vierwaldstätter See zusammen, wo sie die Theaterferien verbrachten.

Ein Loß der Götter schien den zwei Jungen, Schönen, Zukunftsreichen bereitet. Die Künstlerin, jetzt Frau Hamusch-Borck – nach dem letzten Zerwürfniß mit den Seinigen hatte der Dichter den bürgerlichen Decknamen angenommen, unter dem ich ihn eingeführt habe, – strahlte von Glück und Liebe. Üppig blühend, doch mit schlanken Hüften, im blaßblauen Sommerkleid und bauschendem Reifrock, denn die Mode stand damals noch im Zeichen der Kaiserin Eugenie, so kam sie mir an der Dampfschifflande in Luzern entgegen. Ihr Haar war von dem Gelb des reifen Gerstenfeldes, und sie trug es wie einen Ahrenkranz um das Haupt geflochten, dazu die dunkelblauen Kornblumen auf dem Florentiner Strohhut und der mohnrote Sonnenschirm, der mit seinem durchfallenden Schein ihr Gesicht verklärte; eine jugendliche Ceres!

Gustav sah noch männlich schöner aus als früher im Hochgefühl seines aufgehenden Dichterruhms. Der Winter hatte ihm die erste ausgereifte Frucht getragen, ein bürgerliches Drama, dessen Hauptrolle abermals seiner Gattin auf den Leib geschrieben war. Es hatte darum bei der ersten Aufführung einen stürmischen Erfolg gehabt und sich den ganzen Sommer über auf dem Spielplan halten können; nur es auf auswärtige Bühnen zu bringen, mißlang, weil eben die Darstellerin fehlte, die ihm erst das rechte Leben gab. Dankbar erkannte er an, was er seiner Frau schuldete, und schrieb ihr sogar den Löwenanteil an seinem Erfolge zu, denn das Glück machte ihn immer gut und bescheiden. Mit mitleidigem Lächeln dachte ich an Runo Schüttes Unglücksprophezeiungen. Konnte man sich eine schönere Eheharmonie und ein höheres Künstlerglück denken? Der Mann dichtete, die Frau verkörperte seine Träume, und die Hörerschaft warf ihnen Kränze zu, die jedes mehr dem andern als sich selber gönnte. Auch brauchte er nicht mehr ängstlich den Groschen zu sparen, denn Frau Selma bezog ein ansehnliches Gehalt, er selber nahm seine Gewinnanteile ein. Das war der höchste Stand, den Gustav Borcks Glückstern äußerlich jemals erreichen sollte.

Nur nach der Trilogie wollte er nicht gefragt sein. Als ich von dem unvergeßlichen Eindruck jener ersten Szenen sprach und ihn an die Erfüllung des großen Versprechens mahnte, wurde er unruhig und gestand, daß er jetzt nicht zu so hohen Dingen gestimmt sei.

Selma, die fraulich sorgend ab und zu ging, blieb stehen und sagte vorwurfsvoll:

Wie? Eine Tragödie, von der ich nichts weiß?

Ich sagte ihr, daß sie den echten Gustav Borck noch gar nicht kenne, ehe sie seine „Morne“ und den Eingang der „Varusschlacht“ gelesen habe, und bat sie, dafür zu sorgen, daß er das Hauptwerk seines Lebens nicht versäume.

Aber Gustav wehrte ab und sagte ihr:

Laß das. Ich kann jetzt nichts dichten, was sich nicht auf dich bezieht. Du bist keine Thusnelba.

Die Schauspielerin streichelte ihn zärtlich ohne Ahnung von der gefährlichen Tragweite dieses Wortes. Eine Thusnelba war sie freilich nicht. Man konnte sie sich in keiner Rolle denken, deren Inhalt über die Liebe hinausging. Der Hauch der sinnlichen Leidenschaft erfüllte ihren ganzen Luftkreis wie schwerer Duft der Orangenblüte, dessen berausgender Wirkung man sich nicht entziehen konnte. Man wäre am liebsten gleich hingegangen, um selber zu heiraten, wenn man diese glücklich Liebenden sah.

So besaß nun Gustav, was er nie gesucht und woran er nicht geglaubt hatte: die Frau, die nicht bloß den schönen Mann, sondern ebenso den Dichter in ihm liebte. Frau Selma war seine Hörerschaft, seine anbetende Gemeinde; sie lag vor allem, was er schrieb, auf den Knien, und ich mußte mich oft leise fragen, wie lange wohl ein Sterblicher solche Vergötterung ohne Schaden ertragen könne. Er hatte zwar den guten Geschmack, ihr die allzu theatermäßige Sprache, wenn sie ihn etwa ins Gesicht ihren Dichtersfürsten nannte, zu verweisen, er sagte dann wohl auch, sein Fürstentum müsse erst erobert werden, aber schon war er un-

duldsamer gegen Widerspruch geworden und behandelte alles, was sich nicht auf ihn selbst und sein Schaffen bezog, mit noch größerer Gleichgültigkeit als früher.

Hätte die Frau ihn nur etwas weniger geliebt oder mehr Zurückhaltung besessen, es wäre für beide Teile besser gewesen. Wenn sie bei Tische ein ernsthaftes Gespräch mit ihrem stets wiederholten: „Liebst du mich?“ unterbrach, so hätte ich ihre zu ihm hinübergestreckte Hand fassen und zurückziehen mögen, weil er nur zerstreut damit tändelte oder sie mit flüchtigem Drucke von sich schob.

Des Morgens, während Gustav arbeitete, ging ich mit Selma am Seeufer spazieren, sie trug mir Stellen aus seinem neuen Drama vor und ließ mich versprechen, daß ich nächstens einer Vorstellung in Stuttgart beiwohnen und darüber an amerikanische Zeitungen berichten würde. All ihr Denken und Wollen drehte sich in steter Bewegung um den einen Angelpunkt: ihren Gustav.

Ich liebe ihn ja so grenzenlos, so grenzenlos, rief sie einmal übers andere. Wenn ich fühlte, daß ich ihm zur Last würde oder wenn ihm mein Tod etwas nützen könnte, augenblicklich stürbe ich.

Wenn er von ihr redete, so war der Ton auch ein zärtlicher, aber er klang doch völlig anders:

Das gute Weibchen, hieß es da. Je näher man sie kennt, desto mehr muß man sie schätzen. Sie ist ja ein Theaterkind und hat keine andere Bildung als die Rollen ihres Fachs, aber sie läßt sich so gern belehren.

Er trieb es jedoch etwas weit mit dem Belehren und Hofmeistern, und es war nicht immer ganz zartfühlend, wie er sie in meiner Gegenwart darauf aufmerksam machte, daß das betonte Sprechen und das bewußte Gebärdenpiel, das ihr von der Bühne her anhaftete, im täglichen Leben störend wirkte. Ich wunderte mich über die gute Laune und Geduld, mit der sie die Zurechtweisungen ihres gestrengen Herrn und Liebhabers hinnahm.

Am letzten Abend fuhren wir zusammen über den See. Der Mond war voll, der Himmel hoch und sternenlos, ein eigener Zauber spann über den Wassern, die wir stille durchglitten, denn das Mondlicht verwandelte See und Ufer in eine fremde Feenlandschaft, in die Apenstein und Rostock vergeistert hereinblickten. Ich ruderte und tauschte halblaute Reden mit der jungen Frau, die mir an diesem Abend von einer wogenden Unruhe beherrscht schien, sei's, daß zwischen ihr und Gustav etwas vorgefallen war, sei's, daß sein Verhalten sie ängstete. Denn er lag der Länge nach auf der Bootsbank ausgestreckt, die Augen emporgerichtet, und bewegte die Lippen, ohne auf unser Gespräch im mindesten zu achten. Redete sie ihn an, so machte er eine abweisende Kopfbewegung. Dann begann er vor sich hinzusprechen:

Musik und Rhythmus ist alles. Form und Farben zerfließen. Die Erde ist nicht und war nicht. Das Leben löst sich in Klang.

Wir schwammen jetzt in dem breiten Glimmerstreifen, den der Mond über das Wasser zog. Ich legte die Ruder bei und ließ das Boot schaukeln, ganz dem Zauber hingegeben, der von oben niedertroff. Gustav fuhr fort in seinem halbsingenden Tone zu sprechen:

Wir fahren nach Traumland. Legt die Ruder nur bei, das Schiffelein findet schaukelnd den Weg.

Gustav! rief Selma und beugte sich über ihn.

Gewappnete Riesen walten des Eingangs. Ihre Schilde rasseln, sie neigen sich uns. Weiße Schleier wallen grüßend, weiße sternendurchwebte Schleier, fremde, sternengeborene Töne fallen herunter. Und Musik ist alles.

Sie wollte ihn rütteln, ich faßte ihre Hand und bat: Lassen Sie ihn.

Still, gleich wird es geschehen, hörte man ihn geheimnisvoll sagen. Gleich, gleich jetzt, das Wunder ist nahe.

Gustav! sagte sie ganz laut, was tatest du, wenn ich ins Wasser spränge?

Er richtete sich halb auf und sagte noch immer in seinem verträumten Ton:

Ich ließe dich sinken und sänge weiter. Dem Leid entblühte das schönste Lied.

Würde das dich glücklich machen, Gustav? fragte die leidenschaftliche Frau.

Gefang ist Glück, es gibt kein andres. Schön ist das Leben, schön ist die Liebe, doch der schönste Sang ist der Sang vom Tod. So stirb, Geliebte, daß ich ihn singe.

Noch hatte er nicht ausgesprochen, so lag Selma im Wasser, das hoch aufrauschte.

Ich dachte: Träume ich das oder sind wir alle drei wahnsinnig? — denn einen Augenblick sah ich sie mitten in ihren gebauschten Röcken auf der Flut sitzen wie eine Wasserlilie in ihrem Blattwerk. Dann versank sie.

Ich hatte schon die Ruder fahren lassen und sprang ihr nach. Neben mir tauchte Gustav unter. Wir zogen sie herauf, aber sie hatte Wasser eingeatmet und schien am Ersticken, denn sie gab schreckliche, keuchende Töne von sich und schlug mit den Armen, daß wir sie kaum halten konnten.

Gustav kammerte sich mit ihr an die Bootswand, ich schwang mich über Bord und half von innen nach, so brachten wir sie glücklich ins Trockene. Ich ruderte aus allen Kräften zurück, während er die Besinnungslose rieb und klopfte und sich verzweifelt um sie bemühte. Die Atmung hatte sich zwar von selbst wiederhergestellt, aber die Frau lag todesblaß und regungslos mit geschlossenen Augen auf der Bank ausgestreckt, wo kurz zuvor Gustav in seinen Träumereien gelegen hatte.

Dieser war wie verwandelt.

Stirb nicht, Selma, stirb nicht, flehte er geängstet.

So trugen wir beiden Triefenden die Triefende in den Gasthof zurück. Ein Arzt wurde gerufen, man entkleidete sie, wärmte sie und brachte sie zu Bette. Gustav war in solcher Auf-

regung, daß ich im Nebenzimmer, das sein Arbeitsraum war, die halbe Nacht mit ihm verbringen mußte, um ihn zu trösten, während er angstvoll auf und ab ging, sich selbst mit Anklagen überhäufend.

Ich mache sie unglücklich. Aber ich kann es nicht ändern. Ich hätte nicht heiraten dürfen, Runo Schütte hat es mir vorausgesagt. Ich kann ihn ja nicht abwerfen, den Zwang meines Despoten. Wie soll je ein Weib sicher an meiner Brust ruhen? Ich bin ein schlechter Sohn, ein schlechter Gatte, ein schlechter Staatsbürger, denn alles Leben hat für mich nur Wert, soweit es sich in Dichtung verwandeln läßt. Ich habe Stunden, wo ich dem Nero nachfühlen kann, wie er Rom in Brand steckt, um die Flammen von Troja zu singen. Ich kann zum Unhold werden. Aber sie wußte es ja. Sie hätte mich nicht nehmen dürfen.

Schließlich bist du doch für solche Überspanntheiten nicht verantwortlich, entgegnete ich trocken, denn ich hatte mich über Selmas Unverstand herzlich geärgert.

Oh, du weißt nicht, welch grausame Worte ich oft zu ihr gesprochen habe, war seine Antwort. Das arme Weib! Sie liebt mich zu sehr. Es tut nicht gut.

So sich anklagend und sein Inneres unbarmherzig bloßlegend, wühlte er rastlos umher, bis er sich überzeugte, daß die Kranke nebenan gesund und ruhig schlummerte. Da legte er plötzlich am Tischchen, wo ich saß, den Kopf auf die Arme und entschlief gleichfalls.

Als ich mich am Vormittag verabschiedete, lag Selma blaß, aber glücklich lächelnd in dem tiefen Lehnstuhl. Eine Aussprache zwischen den Gatten mußte vorangegangen sein, denn beide hatten verweinte Augen und waren zärtlicher als je zusammen.

Ich bin so glücklich, sagte sie, als Gustav sich auf einen Augenblick entfernte. — Es war eine harte Probe. Ich war schon gestorben, und Sterben ist fürchterlich. Aber ich weiß es jetzt sicher, daß er mich liebt. Ich will ihm ja gewiß nie wieder einen solchen

Schrecken verursachen. Und sehen Sie, auch mein Talisman ist unbeschädigt aus dem Bade gekommen.

Sie meinte Gustavs Kinderbild und ein Löcklein seines hellen Kinderhaars, das heimliche Geschenk seiner Mutter, das sie zur Hochzeit von dieser erhalten hatte. Es war das einzige freundliche Zeichen, das ihr von seiner Familie zuteil wurde, denn aus Vorurteil gegen die Schauspielerin schrieben sie ihr auch die Schuld an seinem zweiten Berufswechsel zu und hatten jeden Verkehr von vornherein abgelehnt. Um so höher schätzte sie dieses Angebinde; es war ihr das Teuerste, was sie besaß, und sie trug es an dem dünnen, goldenen Kettlein in der goldenen Kapsel, wie sie es erhalten hatte, unter dem Kleide auf der Brust.

Im Frühjahr rief mich eine Familienangelegenheit nach Amerika zurück, aber ich wollte Europa nicht verlassen, ohne mein den Freunden gegebenes Versprechen wahrzumachen und sie in ihrem jungen Heim in Stuttgart zu besuchen. Ich kam von einer Fußwanderung im Hegau her und stieg zuerst in der alten Universitätsstadt aus. Dort fand ich nur noch Runo Schütte, der eben dabei war, seinen philosophischen Doktor zu machen. Alle die lieben Orte suchten wir noch einmal zusammen auf und schmückten auch die Gräber Dlafß und Abelens.

Als ich aber das Endziel meiner Reise nannte, verfinsterte sich Runos Gesicht; er war noch immer nicht mit des Freundes Heirat ausgeföhnt.

Der Dichter muß ein blinder Bettler sein, der nichts besitzt als seine Lieder, sagte er. Dann ist er allmächtig, dann wird er unsterblich. Ein wohlgepflegter, gehätschelter Ehemann, der zwischen zwei Mahlzeiten behaglich seine Dramen schreibt, ist kein Dichter mehr. Was hat er denn geschaffen, seit er die Ehre hat, Frau Selma Hanusch-Borck's Gatte zu heißen? Ich habe sein jüngstes Stück gesehen — das hätte ein anderer auch gekonnt! Sind das Aufgaben für einen Gustav Borck? Man spürt noch die Löwenklaue, ja, aber wo bleibt der Löwe?

Er wird wiederkommen, wenn der erste Rausch verflogen ist, tröstete ich.

Den Teufel wird er! war die unwirsche Antwort. Dieses Stuttgart ist sein Kapua. Was stellt sich Selma unter einer vollkommenen Ehe vor? Den Mann entwaffnen, ihm die Simsonslocken abschneiden, daß er über dem Tändelspiel sein Werk vergift. Um ihm die Freunde zu entfremden, schmeichelt sie ihm, bis er sich für den Mittelpunkt des Erdkreises ansieht und keinen Umgang mehr erträgt, der diese Tonart nicht aufnimmt. Ich sah es ja kommen. Täglich trinkt er aus dem vergifteten Becher und merkt es nicht. Selbst die unglückliche, schmachtende Adele wäre eine bessere Frau für ihn gewesen.

Der arme Kuno fängt an zu verknöchern, dachte ich. Und natürlich fand ich seine Schwarzseherei wieder sehr übertrieben. Auch sonst war er mir unheimlich geworden. Studium und Abtötung hatten ihn in der Zwischenzeit noch mehr ausgezehrt, und das Geisterhafte seines Gesichts trat stärker hervor.

Ich weiß jetzt, wofür ich in seiner Schuld bin, teilte er mir geheimnisvoll mit, aber ich darf es nicht sagen.

Ich wollte es gar nicht wissen, denn ich fühlte immer, wie mein Kopf ins Wanken kam, wenn Kuno Schütte von übersinnlichen Dingen sprach. Ich hielt mir selber auch gern eine Tür ins Unbekannte offen, aber seine Gewißheit dem Unwißbaren gegenüber erfüllte mich mit Grauen.

In einer grünen Vorstadt hatte Gustav sich den reizendsten Dichterwinkel geschaffen, wo die gute Selma der doppelten Aufgabe oblag, ihre Kunst weiterzubilden und dem Gatten eine angenehme Häuslichkeit zu bereiten. Durch abgetönte, leise Farben und gedämpftes Licht, durch Teppiche und Vorhänge waren seine Arbeitsräume zu Stille und Schaffensseligkeit gestimmt; eine Menge kleiner Bequemlichkeiten sollte die Arbeit erleichtern. Dieses Studierzimmer war Gustavs eigenstes Werk, denn Selma hatte keinen entwickelten Geschmack, wie die von ihr bewohnten,

mit lauter Glitter behängten Zimmer bewiesen. Dagegen war sie mit fraulicher Sorgfalt beflissen, dem Geliebten jede Störung fernzuhalten; kein Mäuschen durfte sich rühren, während er arbeitete. Die gefeierte Schauspielerin, die vor der Öffentlichkeit in dieser Ehe die Hauptperson war, trat im Hause so gänzlich vor den Bedürfnissen und Gewohnheiten des Mannes in den Hintergrund, wie man es kaum von der unbedeutendsten aller Frauen hätte erwarten können. Es war ein freiwilliges Liebesopfer, das er als etwas Selbstverständliches hinnahm. Wer die Umstände nicht kannte, hätte nie vermuten können, daß die Frau es war, die die Mittel zu dem sorgenlosen Dasein schaffte. Im Hause verkehrten nur Freunde und Bekannte des Mannes; mit ihren Kunstgenossen pflegte sie außerhalb der Bühne keinen Umgang. Es war geradezu, als ob sie ihren Stolz darein setzte, die Künstlerin ganz hinter der liebenden Frau verschwinden zu lassen.

Damals lernte ich einen gewissen Dr. Verka, einen Buchmenschen kennen, der Vordr wie sein Schatten begleitete. Was sein eigentlicher Beruf war, habe ich nicht erfahren; im Hause hatte er die Aufgabe, die Brosamen aufzulesen, die vom Tische des Reichen fielen. „Unsern Eckermann“ nannte ihn Selma, die glücklich war, daß ihr Mann einen so ergebenen Bewunderer gefunden hatte.

Selten hat mir ein Mensch auf den ersten Blick mißfallen wie dieser Verka. Er war von kleiner, unansehnlicher Gestalt, mit übergroßem Kopf und fahlem Gesicht, über das es fortwährend wie Ameisenkribbeln lief. Der Aussprache nach mußte er irgendwo an der polnischen Grenze zu Hause sein. Augenscheinlich war er sehr belesen und besaß ein ungewöhnliches Gedächtnis für anderer Leute Gedanken, die er jeden Augenblick mit überraschender Schlagfertigkeit ins Feld führen konnte.

Er ist ganz Hirn, sagte Gustav von ihm, er hat weder Sinne noch Seele, alles nimmt bei ihm den Weg über das Denken. Dafür ist es aber auch in seinem Kopfe so hell, wie in keinem andern

Menschenkopf, den ich kenne, und diese Naturerscheinung beschäftigt mich immer aufs neue.

Da ich gewohnt war, mein Urtheil dem Urtheil Gustavs unterzuordnen, nahm ich mir vor, den unerfreulichen Gesellen unter allen Umständen erträglich zu finden.

Am zweiten Abend sollte Selma in einem neu eingeübten französischen Stück auftreten. Gleichwohl hatte sie darauf bestanden, ich müsse auch diesen Mittag ihr Gast sein. Aber sie litt an unerträglichem Lampenfieber und konnte nicht ruhig auf dem Stuhle sitzen, deshalb zogen wir beiden Männer nach der Mahlzeit uns gleich in Gustavs Arbeitszimmer zurück, wohin uns der Kaffee nachgebracht wurde. Selma in einem gelbseidenen Hausgewand von orientalischem Schnitt, die schönen Haare einfach aufgewunden — wenn sie abends spielte, blieb sie den ganzen Tag im Morgenrock —, ging in ihrer Unruhe rastlos aus und ein. Bald setzte sie sich ganz nahe zu uns, wie wenn hier Schutz vor der Aufregung zu finden wäre, bald sprang sie jählings auf und eilte hinaus, als hätte sie etwas Wichtiges vergessen. Ich begann mich mit ihr und für sie zu ängsten, da ich dachte, sie fühle sich vielleicht in ihrer Rolle nicht sicher, Gustav aber saß mit übergeschlagenen Beinen und rauchte gelassen.

Sei ganz ruhig um ihretwillen, sagte er. Es ist das beste, du gibst auf ihren Zustand gar nicht acht. Ich habe mich schon daran gewöhnt. Es ist jedesmal so, wenn sie auftritt. Das wächst jetzt von Stunde zu Stunde, und wenn heute abend der Wagen kommt, sie abzuholen, so wird es sein, als ob eine Todfranke weggeführt würde. Aber es dauert nur so lange, bis sie auf der Bühne steht. Beim ersten Wort, das sie spricht, fällt die Angst von ihr ab und sie ist völlig Herrin ihrer selbst. Das heißt: wenn ich nicht zugegen bin, denn meine Anwesenheit macht sie immer unsicher, ich begreife nicht, warum.

Ich hätte es ihm sagen können, es war das viele Hofmeistern und Bildenwollen, womit er die Arme um ihre Unbefangenheit brachte.

Das geht so weit, fuhr er fort, daß ich jedesmal zu Hause bleiben muß, wenn sie in einer neuen Rolle auftritt. Aber heute abend wollen wir sie Beide bewundern. Ich habe mir heimlich zwei ganz versteckte Logenplätze neben einer Säule verschafft, wo sie uns nicht vermutet. Sie darf keine Ahnung haben, daß wir da sind. Ich bin gewiß, sie wird hinreißend sein. Wir haben das Stück zusammen durchgenommen, ich finde es abgeschmackt, aber ich muß zugeben, es „liegt“ ihr. Ich werde nie ein Stück schreiben, das ihr so liegt wie dieser neue Sardon.

Es ging ganz so, wie Dorck vorhergesagt hatte. Selma trat heraus, von einer freudigen Bewegung im Zuschauerraum begrüßt. Von ihrer Angst war ihr nichts mehr anzusehen, sie war strahlend schön und spielte mit einer inneren Wahrheit, die aus der öden Rührseligkeit ihrer Rolle ein unmittelbares menschliches Fühlen machte, und steigender Beifall dankte ihr nach jedem Aktschluß. Wir beide waren in völliger Selbstvergessenheit hinter der Säule hervorgetreten, um besser zu sehen. Da stockte sie mitten im Spiel und sah einen Herzschlag lang wie angewurzelt zu uns herüber, sie war Gustavs ansichtig geworden. Um sie anzufeuern, machte er ganz leise die Gebärde des Händeklatschens, die wie ein Signal auf die Nebensitzenden wirkte, denn plötzlich erhob sich aus unserer Reihe ein Beifall, der von Galerie zu Galerie lief und am Ende alles mitriß, so daß gegen jede Gewohnheit der Schauspielerin mitten im Auftritt eine brausende Huldigung dargebracht wurde. Ihr guter Genius hatte es so gefügt, daß jenes Zusammenfahren und Erstarren gerade auf den Augenblick paßte und als ein Gipfelpunkt ihrer Kunst erschien. Nach dem Aktschluß wurde ihr ein mächtiger Lorbeerkranz mit flammendroten Bändern auf die Bühne gereicht.

Selig wandelte sie an jenem Abend an Gustavs Arm nach Hause, ich mußte noch helfen, ihren Triumph, der ihr erst durch seinen Beifall zu einem vollständigen geworden war, in Champagner zu feiern. Als die Gläser leer waren, ließ sie sich durch das Mädchen

den schweren Lorbeerkranz hereinholen und zerpfückte ihn auf ihrem Schoß zu tausend Blättern. Diese schüttete sie dann, sich plötzlich erhebend, aus den Falten ihres Kleides alle dem Manne zu Füßen und sagte, indem sie bei ihm niederkniete:

Der Lorbeer ist für den schaffenden Künstler, dessen Gebilde dauern. Ich kann nur nachgestalten, und was ich gebe, das ist im nächsten Augenblick nicht mehr. Deshalb verlange ich auch keinen Ruhm als den, sein Weib zu sein.

In ihren schönen Augen, die trunken waren vom Erfolge dieses Abends, glänzte die tiefere Wollust, so von ihrem Thron herabzusteigen und ihr Haupt auf die Knie des geliebten Mannes zu legen.

Was aber hatte seit seiner Heirat der Dichter geleistet? Wo waren die verheißenen Werke? Wo war vor allem die Trilogie, die ihn in die Reihe der großen Unsterblichen stellen sollte? War diese liebliche Stadt, die schöne Häuslichkeit mit Selma wirklich der Zaubergarten, wo die Amoretten den Geharnischten vom Rosse ziehen und ihm die Waffen verstecken? Fast wollte es mir so scheinen, wenn ich den Feuergeist, der noch vor kurzem flüssige Lava ausgeströmt hatte, neben dem reizenden Weibe sitzen sah, das ihm schmeichelnd diente. Nach dem „Befreier“ wagte ich gar nicht mehr zu fragen, denn ich hatte gleich gemerkt, daß er hastig ablenkte, wenn das Gespräch nur in die Nähe dieses Gegenstandes kam. Zur Zeit war er damit beschäftigt, die letzte Hand an ein neues Schauspiel zu legen. Aber er sprach nicht davon mit der überschwenglichen Zuversicht wie einst im Hölderlinsturm von seinen Gesichten, sondern es klang etwas Gepreßtes, fast Kleinlautes in seinen Worten durch, als ob er mit sich selber nicht im Einklang sei. Ehe er es der Intendanz einreichte, wollte er seine Wirkung im engen Kreise erproben, deshalb wurde einer der letzten Abende meines Stuttgarter Aufenthalts für die Vorlesung bestimmt. Außer mir war auch der unvermeidliche Verka und ein anderer literarischer Hausfreund Namens Ruhland geladen. Das

Stück spielte zur Zeit der französischen Revolution auf einem Herrensitze in Südfrankreich; der wilde geschichtliche Hintergrund mit Sansculottenhaufen und brennenden Burgen gab ihm eine warme Tönung. Am Schlusse erschien unter Trommelwirbeln und den Klängen der Marseillaise ein junger Artillerieoffizier mit Namen Napoleon Bonaparte auf den Brettern als das menschgewordene Weltgeschick, was von starker, aber rein äußerlicher Wirkung war. Die Fabel des Ganzen wollte für mein Empfinden nicht so recht zusammenhalten. Der Schwerpunkt lag auf einer Frauengestalt, in der die völlige Selbstentäußerung der Liebe zum Ausdruck kommen sollte. Ruhland erhob Einwände, er fand das Liebesopfer der Heldin, einer Adligen, die sich einem Plebejer geschenkt hat und jetzt mit der alten feudalen Ordnung untergehen will, um dem Geliebten nicht im Wege zu sein, überspannt und unbegründet. Gustav verteidigte sich mit Feuer, von Berka unterstützt, und was er sagte, war bedeutender als alles was im Stücke stand. Selma hatte während der ganzen Vorlesung nach ihrer Gewohnheit auf einem Schemel am Boden gesessen und andächtig zugehört. Sie war augenscheinlich ganz mit dem Gedanken beschäftigt, wie sie die etwas blutleere Gestalt der Heldin zum vollen Leben bringen wolle. Als auch ich mich zu der Meinung Ruhlands bekannte, daß diese Gestalt keine innere Notwendigkeit habe, rief die Künstlerin: Sie hat! Sie hat!, sprang von ihrem Schemel auf, und dicht vor ihren Gatten tretend, sprach sie mit hinreißendem Ausdruck die beanstandeten Worte: Geh' deinen sicheren Weg zur Höhe. Wer bin ich, daß ich dich hemmen dürfte, usw., bis der Verfasser sie entzückt in die Arme schloß, und wir anderen in lauten Beifall ausbrachen.

Aber als wir zusammen nach Hause gingen und ich meinem Gasthof zustrebte, fing Ruhland, sobald Dr. Berka in einer anderen Richtung abgeschwenkt war, über Gustav zu reden an.

Ich weiß, er trägt sich mit großen Plänen. Es ist Gefahr, daß er sich zu lange damit trägt und den rechten Augenblick versäumt.

Drängen Sie ihn, ich tue es auch. Jetzt sucht er sich selbst herabzustimmen, sich anzupassen. Das soll er nicht, er soll seine Umwelt mit sich hinaufreißen. Dieses heutige Stück, ja das wäre ein ganz guter Wurf für einen Kleineren. Aber er denkt und fühlt eigentlich immer darüber hinaus. Wer weiß, ob nicht einer von den Dramenschreibern, die er nicht für voll nimmt, es besser gemacht hätte? Ein solcher hätte dem Stoff sein Bestes gegeben, und wenn das auch nicht viel wäre, so wäre es doch immer alles was er vermag, eine eingesezte ganze Kraft. Daß Borck sich nicht völlig einsezt für das, was er jetzt schreibt — mag es auch das Geschreibe der andren immer noch weit an Geist überragen —, das ist's, was der Hörer fühlt und was ihn kalt läßt gegen den Dichter, der selber nicht mit der Seele dabei ist. Ihm liegt nun einmal die mittlere Gattung nicht. Auch tragische Einzelschicksale geben ihm noch nicht den genügenden inneren Auftrieb. Ihn reizen nur Völkergegensätze, ja mehr als das: zusammenprallende Zeitalter. Ich habe Bruchstücke von einem Alexander, einem Konstantin, einem Montezuma in seinen Papieren gesehen. Das ist die rechte Luft für ihn. Vor allem aber seine große Trilogie. Mahnen Sie ihn, daß er die zu Ende führt. Wenn man Gustav Borck ist, so soll man sich mit nichts Halbem begnügen.

Nach einigem Schweigen sezte er hinzu:

Es ist auch für das Glück dieser Ehe besser, wenn er sich zu einem großen Schlag zusammenrafft. Unser Freund Borck, wie ich ihn kenne, wird sich nicht lange bequemen, den Triumphwagen seiner Frau zu ziehen. Leistet er nicht bald etwas, wodurch er ihren Ruhm überstrahlt, wie der Jupiter da oben seine Nachbargestirne, so dürfen Sie sicher sein, daß er sich für all die Liebe und Anbetung, in die sie ihn einwickelt, noch grausam rächen wird.

Rächen für Liebe und Anbetung! sagte ich entsezt.

Ach, bester Herr Ewers, war die Antwort, glauben Sie mir, es gibt kein Verbrechen, worauf eine härtere Strafe steht als auf diesen beiden.

Solche Reden, die mich an Runo Schüttes böse Ahnungen erinnerten, gaben mir in der Stille zu denken.

Gustav war augenscheinlich sehr verliebt in seine Frau, noch mehr als in den ersten Zeiten ihrer Ehe. Man sah es an den trunkenen Mienen, mit denen er jeder Bewegung ihrer biegsamen Gestalt folgte, an den Blicken, die sie heimlich tauschten. Es herrschte eine tropische Luft um dieses glücklich genießende Paar, die den Eintretenden bis auf die Knochen sengte. Wenn ich des Abends aufbrach, schien es, als warteten sie nur den Augenblick des Alleinseins ab, um sich mit bacchantischem Jubel in die Arme zu stürzen. So war es in Luzern noch nicht gewesen, von seiner Seite nicht. Seitdem hatte die Leidenschaft ihn mächtiger hingerissen. Zugleich aber hatte sich auch der Zwiespalt in seiner Natur, der schon damals vorhanden war, vertieft. Eine verhaltene Unruhe ließ ihn des gefundenen Glücks nicht innerlich froh werden. Es war, als ob er es nur mit schlechtem Gewissen genösse.

Er ist so reizbar, klagte mir Selma.

Ich kannte das ja von früher her, aber jetzt war es ein dauernder Zustand geworden. Oft ging es durch seine Reden wie ein Ton der Erbitterung gegen die Frau, die ihm diente, und man konnte sich sagen, daß dieser Ton unter vier Augen mitunter noch schärfer klingen mochte. Selma suchte sich auf heitere Weise damit abzufinden.

Ich möchte eine Preisfrage ausschreiben, sagte sie einmal. Warum sind Liebende so gehässig? Sagen Sie mir's, Unkas, wenn Sie es verstehen.

Ich fürchte, ich weiß zuwenig von der Liebe um mitzureden, antwortete ich. Als Siebzehnjähriger habe ich eine um sieben Jahre ältere Verwandte in ehrfürchtiger Anbetung geliebt und wurde von ihr ausgelacht. Dann verliebte ich mich in ihre zehn Jahre jüngere Schwester mit derselben ehrfürchtigen Anbetung und mit demselben Erfolg, und das gleiche Gefühl hatte ich jedesmal, wenn ich mich wieder verliebte. Ich begreife nicht, wie Liebe gehässig sein kann.

Laß ihn, er versteht nichts von der Liebe, sagte Gustav. Die amerikanischen Männer haben Fischblut. Die Liebe ist grausam und muß es sein. Qualen, Qualen erleiden, das ist ihre Wollust. Warum versengt Eros Psyche's Flügel mit der Fackel? Warum verfolgt der wilde Jäger im Pinienwald von Ravenna ohne Raß die nackte Jungfrau und reißt ihr das Herz aus der Brust? Das ist Liebe.

Qualle mich, mein Eros, sagte sie, jage mich, wilder Jäger, ich will es nicht anders.

Die beiden Hausfreunde waren auch wieder anwesend und begegneten sich mit kühler Höflichkeit, aus der die gegenseitige Abneigung sprach.

Dieser Verka ist auch kein Glück für unsern Borck, sagte mir Ruhland offen, als wir uns allein fanden. Seine Art von Wiß trocknet Herz und Leber aus, die Sonne verliert an Glanz, wenn er sie ansieht. Und haben Sie bemerkt, wie er schnell einmal heimlich ins Merkbuch schreibt? Die Reporterseele. Es ist für den Fall, daß Borck später ein berühmter Mann wird, um gleich mit Gustav-Borck-Erinnerungen aufzuwarten. An Borck's Stelle würde ich ihn an die Luft setzen. Aber ihm kommt die Schmarogerpflanze gelegen, weil er den Abstand von ihm zu sich genießen kann. Es ist Zeit, daß eine Freundeshand ihn rüttelt und ihm die Ziele weist, die ihm zu entgleiten drohen. Und Sie, Herr Ewers, sind der Nächste dazu.

Ich versprach's. Aber als ich mich nur von weitem und mit Vorsicht der Frage näherte, da war es, als ob man ein übervolles Gefäß angestoßen hätte, und es brach aus dem Armen hervor wie ein lange angesammelter, unerträglich gewordener Schmerz!

Nicht ich verlasse meine Ziele, sagte er, sie verlassen mich! Seit meiner Heirat ist es so. Die glückliche Liebe verträgt sich nicht mit der Kunst, wenigstens nicht mit der tragischen. Wer stark sein will, der bleibe allein. Du fragtest mich einmal in Luzern: Was hast du deiner Frau vorzuwerfen? — Nichts, nichts, als

daß sie mir die Götter vertrieben hat. Nein, nicht sie, die Arme, versteh' mich recht, nicht ihre Person, es ist die Ehe, das ständige Zusammensein mit einem anderen Wesen, was die starken Gesichte nicht aufkommen läßt, die Gemeinsamkeit des Lebens. Auf meiner ärmlichen Studentenbude im Türmchen des irren Dichters, wo ich manchen Tag ohne Essen saß, da kamen die Götter zu mir. Hier in dem schönen Studierzimmer, das alle bewundern, fliegt mich nur das Geringwertige an.

Nichts Geringwertiges, beschwichtigte ich. Etwas Geringwertiges wirst du niemals machen. Nur ist es nicht das, was du selber von dir forderst.

Laß es gut sein, antwortete er. Es bedarf keiner Beschönigung. Meinst du, ich wüßte nicht, was unser allweiser Ruhland gestern abend über mich zu dir geredet hat, als ihr zusammen wegginget? Es ist mir, als wäre ich dabeigewesen. Und er hat ja recht, ganz recht. Das sind wahrhaftig keine Adlerflüge, was auch Freund Verka sagen mag. Es ist überhaupt kein Fliegen, nur ein Flattern mit gebundenen Schwingen. Aber was soll ich denn machen? Mit zusammengelegten Händen sitzen und warten, bis eine große Eingebung sich meiner bemächtigen will und mich unterdessen von meiner Frau ernähren lassen? So bin ich wenigstens ein fleißiger Arbeiter geworden. Ich sitze meine Stunden am Schreibtisch gewissenhaft ab wie ein Beamter und beschreibe unendliche Stöße von Papier. Davon wandert dann freilich die größere Hälfte in den Ofen und die andere — du hast es ja gesehen — die taugt auch nicht viel.

Es war der strahlendste Apriltag, wir gingen in den frischbelaubten Anlagen gegen Cannstatt hin. Durch die dichten Zweige der Kastanien fielen die Jubeltöne der Amsel herunter, die roten Blütenkerzen leuchteten, und hier verzweifelte einer, weil er zu glücklich war. Wenn du wieder einmal die Blätter der Trilogie hervorholtest, warf ich ein, und dich in die Stimmung vom Hölderlinsturm zu versenken suchtest?

Er lachte bitter.

Wenn ich meine alten Blätter hervorhole, so sieht mich ein Stoß Papier mit schwarzen Buchstaben an. Das ist alles. Aber die Gesichte, die uns viere damals berauschten, wo sind die? Fort, fort, versflogen!

Er hatte den Hut abgenommen, um sich die gerötete Stirn zu lüften. Jetzt riß er auch den Hemdkragen auf, als ob er am Ersticken wäre.

Das kann doch nicht sein, sagte ich. Gehen sie ja mir, der ich nicht ihr Erzeuger bin, durchs Leben nach. Denke nur gleich an die Szene, wie Armin den Varus in Cheruska beglückwünscht.

Und ich begann aus dem Gedächtnis die Stelle, wie sie mir einfiel, ihm vorzusagen. Die zwei steinernen Rossbändiger mitten im Grünen, die aussahen wie ein nach Thuiskoland versetztes Stück Rom, gaben den rechten Hintergrund dazu, und als ich mit den Worten schloß:

Walhalla lächelt, weil Romas Götter unsre Gäste sind, — da stand er still und horchte, horchte noch lange fort wie auf das ferne Rauschen eines Wasserfalls.

Ja, sagte er endlich, so war es. Wenn ich den Faden wieder finden könnte.

Ei was, rief ich, du mußt ihn finden! Denk' an den, der die Worte sprach: So kommandiert die Poesie!

Er konnte sie kommandieren. Er war ihr König, gab er zur Antwort. Und selbst Er, — wenn er etwas Großes vorhatte, so flüchtete er in sein Gartenhaus, und Christiane — durfte ihm das Essen schicken.

In seinem Gesicht arbeitete es grimmig, wie wenn Welten sich bekämpfen.

Ich muß sie brechen, ich muß sie brechen, diese Fesseln! Ich muß, ich muß! hörte ich ihn vor sich hin sagen, und als wir an den Schwanenweiher kamen, war er plötzlich von meiner Seite verschwunden.

Da hast du was Schönes angerichtet, sagte ich voller Angst zu mir selber, er ist imstande und verläßt sie.

Und mein böses Gewissen erlaubte mir nicht, Selma an diesem Abend vor Augen zu treten, da ich überzeugt war, es müsse heute irgend etwas Entscheidendes zwischen den Gatten vorgehen.

Am andern Morgen, der für meine Abreise bestimmt war, packte ich eben meine Wäsche in das Handkofferchen und überlegte wieviel Zeit mir bis zur Abfahrt des Zuges bleibe, um von den Freunden, denen mein Hiersein doch nur Verwirrung stiftete, Abschied zu nehmen, als Gustav bei mir eintrat. Er sah ganz verwandelt, strahlend aus, als ob er sich über Nacht verjüngt hätte, und sagte schnell:

Liebster, bester Freund, ich komme mit der dringenden Bitte, heute noch nicht abzureisen.

Dabei fuhr er mit einem mutwilligen Griff in den Haufen schön gefalteter Gegenstände, die ich zum Einpacken zurechtgelegt hatte, und streute sie auseinander.

Du weißt, daß am 15. mein Schiff in Hamburg abgeht, sagte ich.

Ein Tag schlägt nichts, ich bitte dich nur um einen. Du hast mir gestern einen so großen Dienst erwiesen, daß du heute fortfahren und mir den zweiten erweisen mußt. — Als du mir gestern meine eigenen Verse vorsprachst, da kam es auf einmal über mich wie im Turmstübchen des irren Dichters. Darum verließ ich dich so rasch, ich mußte allein sein. Und denke dir, in der Nacht stellte sich plötzlich der Cherusker wieder ein und Varus mit seinen Römern und die reizende Atthis, die unsern Olf entzückte, alle die alten Freunde aus der Junggesellenzeit. Das war ein Fest. Ich brachte die ganze Nacht im Studierzimmer zu, mir eilige Aufzeichnungen machend. Sie hatten mir nach der langen Zeit so viel zu sagen, daß ich mit Schreiben kaum nachkommen konnte. Und es brauste und wogte um mich her wie Weltgerichtsposaunen. Die Nachtstunden, die waren immer meine beste Ar-

beitszeit. Das muß wieder so werden. Meine arme Frau hat sich geängstet, natürlich, ich kam ja nicht zu Bette. Ich hörte sie mehrmals vor die Thür schleichen, aber sie rief mich zum Glück nicht an. Hätte ich geöffnet und nur ein Wort gesprochen, so wären die Gäste vielleicht entflohen, wer weiß wohin! So ließ ich sie stehen. Diese glückliche Nacht der Empfängnis danke ich dir. Und mein Stück soll nichts dabei verloren haben, daß ich unterdessen um Jahre älter und reifer geworden bin. Es soll ihm bekommen wie dem Helden, der neun Jahre an der Mutterbrust sog, um stark zu werden.

Und was soll ich jetzt für dich tun?

Jetzt sollst du zu Selma gehen und sie trösten und ihr begreiflich machen, daß sie mich weder heute noch morgen, noch im Laufe der nächsten Tage, vielleicht der nächsten Wochen erwarten darf. Du willst fort? fragte ich erschrocken, und die schöne Freude fiel schwer zu Boden. Wußte ich doch von Luzern her, wessen die Frau in ihrer Leidenschaft fähig war.

Wie ich stehe und gehe, war die Antwort. Ich muß wieder einmal allein sein. Das ist's, was mir bisher gefehlt hat. Aber ich gehe nicht weit fort. Ich nehme gar nichts mit als meine Papiere (er klopfte auf die Tasche seines Rocks, die prall gefüllt war). Von deiner Freundschaft erbitte ich mir, daß du heute noch hier bleibst, während ich mich heimlich empfehle und daß du mein armes Weibchen beruhigst. Sie hat es, weiß Gott, nicht leicht mit mir. Aber sie ist so gut und verständig. Sage ihr, sie solle nur fein fleißig ihre neue Rolle üben. Vielleicht reift sie mir doch noch einmal zur Thusnelde heran. Jedenfalls wird sie einen besseren Gatten zurückbekommen, als sie ihn heute verliert. Wenn ich wieder ich selber bin, so werde ich sie auch besser schonen und hegen. Sag' ihr das.

Aber warum sagst du es ihr nicht selbst?

Nein, nein, es gäbe Szenen und Tränen, und darüber verflögen mir die schönsten Gedanken. — Leb' wohl, Harry, und Dank! Damit stürmte er die Treppe hinunter.

Ich fand Selma in großer Erregung, wie ich gefürchtet hatte.

Gustav ist krank, rief sie mir schon an der Schwelle entgegen. Er hat die ganze Nacht sich nicht gelegt, und heut ist er in aller Frühe fortgegangen, was er niemals tut.

Nein, Selma, sagte ich. — Jetzt wird er erst gesund. Bisher hatten Sie einen heimlichen Kranken im Haus, aber nun wird er genesen.

Ich richtete ihr Gustavs Auftrag aus, den sie ganz entgeistert mit stockendem Atem anhörte. Ich beschwor sie mit aller Beredsamkeit, die ich aufbringen konnte, ihn nicht zu suchen noch zurückzurufen, auch wenn er wochenlang ausbleibe, sich nicht zwischen ihn und sein Werk zu drängen.

Die leidenschaftliche Frau brach in Tränen aus.

Also ich bin schuld, wenn sein größtes Werk stockte? rief sie bitter.

Nicht Sie, er erkennt es ausdrücklich an. Nur das übergroße Glück, das an die Erde kettet und die Lust zu hohen Flügen lähmt. Sie beruhigte sich allmählich.

Solang er nur keine andere Frau mir vorzieht, will ich mich in alles schicken, will mit allem zufrieden sein, sagte sie, ihre Tränen trocknend.

Ich beteuerte ihr mit gutem Gewissen, daß sie von anderen Frauen nichts zu fürchten habe, denn ich kannte meinen Freund und wußte, daß es für ihn im Grunde gar keine Liebe gab als die zur Kunst, was ich sie natürlich nicht merken ließ.

Sie wollte wissen, wie lange dieses Werk ihn in Anspruch nehmen würde, ob es in vier, in sechs Wochen fertig sein könne. Ich setzte ihr auseinander, daß das Ganze eine Sache von Monaten, bei Gustavs unberechenbarer Arbeitsweise vielleicht von Jahren sei, und daß es viel von ihr abhängen, wie rasch oder wie langsam er die Aufgabe löse, daß er aber ganz gewiß, sobald er nur mit dem Größten fertig sei, zu ihr zurückkehren werde, um sein Werk im einzelnen durchzuarbeiten und auszufeilen.

Gleich begann sie nun zu überlegen, wie sie ihm bei der Arbeit den größtmöglichen Vorschub leisten könne. Zunächst, sagte sie, müsse nun schon der Haushalt in der Stadt weitergehen, an die sie durch ihre Verpflichtung gebunden sei, Gustav solle aber, wenn er zurückkomme, ganz für sich sein, sie wolle noch mehr als bisher jede Störung fernhalten und gar keine Ansprüche mehr an ihn stellen. Er solle sie nicht einmal sehen, unsichtbare Hände sollten ihn bedienen, er solle bei Nacht arbeiten und am Tage schlafen, wenn ihm das lieber sei. Für den Hochsommer aber, für die Zeit der Theaterferien, wisse sie einen Platz wie geschaffen für ihn: hoch über dem Bodensee ein einsames Gehöft in entzückend schöner Einöde, das zu vermieten sei. Dorthin finde kein Besuch, nicht einmal die Zeitung den Weg. Briefe und Vorräte müsse man einmal die Woche aus Heiden heraufholen lassen. Ein Knecht sei dort, der die Botengänge besorge und dem man auch die Bedienung übertragen könne. Sie wolle nicht einmal ihr Mädchen mitnehmen, wolle selber kochen, damit er durch keinen Laut gestört werde und glauben könne, der einzige Mensch auf einem ganz unbewohnten Gestirn zu sein.

In diesen guten Absichten bestärkte ich sie, so sehr ich konnte, und schied voll Vertrauen in Gustav Borcks neu aufgehenden Stern. Sie nahm mir noch beim Gehen das feste Versprechen ab, daß ich ihr jederzeit, wenn ich mich in erreichbarer Nähe befände, auf den ersten Ruf zu Hilfe eilen würde, weil ich Gustavs einzig wahrhaft ergebener und verstehender Freund sei. Dr. Verka sei doch nur ein Schwamm, der seinen Geist aufsauge, und Ruhland könne gegen Gustav nicht gerecht sein, denn er habe von allem Anfang an nur sie verehrt und sei ihr darum viel weniger lieb als ich, dessen Freundschaft schon immer ihrem Gatten gehört habe. In diesen Worten der guten, hingebenden Seele lag für mich die ganze Selma.

Gustav war übrigens, wie ich gleich vermutete, nur einige Bahnstrecken neckaraufwärts gefahren, um sich in seinem alten Turm-

zimmer über dem Flusse, das zufällig gerade frei war, niederzulassen. Nach kurzem aber trieb ihn der Mangel seiner Bücher und anderer Hilfsmittel, die er vermißte, nach Hause zurück. Ich erfuhr es gleich durch Selma, die mir einen ihrer drolligen kleinen Zettel nachfliegen ließ, der mich noch vor Abgang des Schiffes in Hamburg erreichte:

Pst! pst! Er dichtet an der Varusschlacht. Das Frauchen geht auf Strümpfen durchs Haus und lernt ihre Rollen in der Waschküche.

Darüber stand mit Gustavs großer kühner Handschrift:

Sieg! Sieg! Das Lager ist gestürmt, die Legaten fallen. Wotan und die Siegsgötter kämpfen mit uns, die Adler sind erbeutet. Germanen und Römer gleich groß in Vaterlandsliebe und Todesverachtung.

Es klang fast wie eine Depesche vom Kriegsschauplatz. Querdurch war noch geschrieben:

Wohl ist den Wahlgöttern, wißt ihr, was das bedeutet?

★

Mein Geschäft in Amerika war schnell erledigt, doch trat dort ein Ereignis ein, das für mein Leben folgenreich wurde. Bei einem Gartenfest in Philadelphia hatte ich ein reizendes Prinzesschen kennengelernt und mein Herz so unbedacht verloren, daß ich durch einen Ring gebunden war, bevor wir Zeit gehabt hatten, unsere Naturen aneinander zu prüfen. Nun hieß es vor allem, eine feste und einträgliche Stellung schaffen unter Verzicht auf das höhere Ziel, das mir vorgeschwebt hatte, die akademische Laufbahn. Ich stellte mich auf der Schriftleitung des „Herald“ vor, wo ein Freund von mir einen einflußreichen Posten einnahm, und wo ich schon durch wiederholte Beiträge empfohlen war, besonders nachdem ich zum Besten seiner Leser heimlich im Münchner Theater einer jener Sondervorstellungen anzuwohnen gewagt hatte, die keine Zuschauer haben sollten als den einsamen jungen Romantiker in der

Königsloge. Als Berichterstatter des „Herald“ für alle wichtigen Neuerscheinungen in Kunst und Leben kehrte ich noch einmal nach Deutschland zurück, um neben dem neuen Beruf noch ein Semester weiterzustudieren, bevor ich endgültig in den Dienst der Presse trat. Dieses Zugeständnis hatte ich meiner Verlobten, die nicht recht einsah, wozu das gut sein sollte, noch abgerungen.

Das war im Sommer 1870. Kein Wölkchen stand am politischen Himmel, ja nicht einmal die Bewerbung des Hohenzollernprinzen um den spanischen Thron war bekannt geworden, als ich mich wieder nach Europa einschiffte. Das Wetter war stürmisch, wir brauchten bei hohem Seegang fast das Doppelte der gewohnten Überfahrtszeit. Als ich in Hamburg den Fuß an Land setzte, flog eben die Emser Depesche in die Welt. Noch immer wußte ich von nichts; erst auf der Eisenbahn zwischen Hamburg und Berlin erfuhr ich aus Gesprächen der Mitreisenden, was vorging. Berlin fieberte schon. Ich erlebte dort den begeisterten Empfang des Königs, das Eintreffen der französischen Kriegserklärung, all die unvergeßlichen weltgeschichtlichen Augenblicke. Der Norden Deutschlands stand da wie Ein Mann. Die Gegner von Sechszundsechzig versöhnten sich; der entthronte Herzog von Nassau bot dem König von Preußen seinen Degen an. Auch die alten Achtundvierziger vergaßen ihren Groll. Ein Jugendfreund meines Vaters, der mich liebte wie einen Sohn, kandelte aus Boston seinen Glückwunsch, daß ich die Erfüllung des deutschen Traumes aus der Nähe schauen dürfe. Ende Juli war ich in München, wo ein Freund und Landsmann mich erwartete. Dort gingen die Bogen fast noch höher als in Berlin; schon am 16. hatte der junge König zum Zeichen der Bundestreue die Mobilmachung befohlen und den ganzen Süden Deutschlands in einem Sturm der Begeisterung mitgerissen. Der Norden kämpfte, weil er mußte, denn er war der Angegriffene, der Süden kämpfte aus Herzensdrang als Bruder mit, die Freiwilligkeit des Opfers erhöhte seine Freude. Die wenigen Stimmen der Reinsager gingen im brausenden

Orkan des Volkswillens unter. So sollte jetzt vor meinen Augen das Große werden, das durch Jahrhunderte Ersehnte, Niegewesene, das einige Deutschland! Als ich dann die ersten Truppenschübe mitansah, wäre ich, obwohl Bürger eines anderen Staates, am liebsten mitmarschiert, so fuhr mir das in die Glieder. Der Sohn des Achtundvierzigers war in mir erwacht, der das Land seiner Väter erschaffen helfen wollte, und zugleich der kleine Abenteurer, der einstmal seine noch schwachen Knochen gegen die Sklavenstaaten eingesetzt hatte.

In Kriegszeiten sind besondere Wellen in der Luft, deren Schwingungen den davon Ergriffenen seltsam verwandeln, daß er dem Kaltgebliebenen unverständlich wird und seinerseits auf diesen als auf ein Wesen niedrerer Ordnung heruntersieht. Bei romanischen Völkern führt dieser Zustand zu blindwütiger Tollheit, die einmal entfesselt nicht mehr zur Ruhe kommt, den Germanen ergreift er nur vorübergehend, aber er ist unwiderstehlich, solange er dauert. Ist es eine göttliche Neubeseelung, ein „Stirb und Werde“ oder ein Rückfall ins Dämonisch-Naturhafte? Nur der Dichter kann es in Worte fassen, dieses Sichhingebenmüssen um jeden Preis, das Verglühenwollen auf dem Scheiterhaufen, Sichauflösen ins Ganze, Nichtsmehrseinwollen als auftauchende Wellenkrone im bewegten Ozean. „Das wunderbare Sehnen dem Abgrund zu“, nennt es der Seher unter Deutschlands Dichtern.

Auch ich sehnte mich so in jenen Tagen, und wenn ich heute in kühlgewordener Luft dieses Gefühl nicht mehr nachfühle, so möchte ich es nicht um alles in meiner Erinnerung missen; mein Leben wäre um eine große Menschheitserfahrung ärmer. Mein Landsmann ließ sich von der Welle fortreißen und bot sich dem bayrischen Heer als Kriegsteilnehmer an; ich kämpfte dabei einen schweren Kampf. Aber gewissenhaft, wie es dem Durchschnittsmenschen zukommt, gedachte ich meiner Verpflichtungen gegen meine Braut und hielt am Schreibtisch aus, indem ich dem „Herald“ eine Reihe von Stimmungsberichten schrieb, worin das Erlebte weiterzitterte.

Als ich fertig war, überkam mich mit einemmal die bisher zurückgedrängte Sorge um die Stuttgarter Freunde. Gleich nach meiner Ankunft in Berlin hatte ich eine Zeile an Gustav geschrieben, aber keine Antwort erhalten. Ich vermutete, daß ihn mein Schreiben schon nicht mehr erreicht habe, da er sich beim ersten Kriegslärm bei seinem Truppenteil gemeldet haben mußte. Aber von Selma erwartete ich eine Nachricht, und ihr Schweigen wurde mir, je länger es dauerte, desto unheimlicher. Was mußte die leidenschaftliche Frau, die keine Macht auf Erden anerkannte als ihre Liebe, beim Abmarsch gelitten haben, und wie trug sie es jetzt? Gewiß befand sie sich in einem verzweifelten Zustand und hatte niemand, der sich ihrer annahm, denn um Gustavs willen war sie ihrer ganzen Umgebung entfremdet. Ich war ihr vereidigter Ritter und wußte, daß der Freund sie mir scheidend empfohlen hätte, wäre ich zugegen gewesen. Die Briefbeförderung war infolge der Truppendurchzüge sehr verlangsamt, also setzte ich mich auf die Bahn und fuhr selbst nach Stuttgart, wo ich Selma bestimmt vermuten mußte. Denn was sollte sie noch allein in der Schweiz, während ihr Gatte gewiß schon über der französischen Grenze stand! Die kleine Reise nahm zwei volle Tage in Anspruch, ich lag bald in Augsburg, bald in Günzburg, bald in Ulm fest, um die Soldatenzüge vorüberzulassen. Und überall dasselbe Bild: Militärwagen mit Eichenlaub bekränzt, Eltern, die von ihren Söhnen, Mädchen, die von ihren Liebsten Abschied nahmen, Nützen und Tücherschwenken, „Deutschland über Alles“ und stillfließende Tränen. Als ich aus den von Marschritten und Rädergerassel dröhnenden Straßen in die stille Vorstadt kam, stuzte ich schon von weitem. Die Gartenwohnung des Dichters träumte mit ihren grünen geschlossenen Läden im tiefsten Sommerfrieden. Die böhmische Köchin öffnete. Auf meine Frage nach der gnädigen Frau antwortete sie, die gnädige Frau sei noch immer in der Schweiz. Genau konnte sie mir aber den Aufenthalt nicht nennen, sie hatte den Auftrag, alle Postsendungen nach

Heiden aufzugeben, von wo sie durch einen Boten abgeholt würden.

Und der Herr?

Der Herr ist bei ihr.

Das ist doch nicht möglich. Ist er denn krank?

Darüber konnte das Mädchen keine Auskunft geben. Sie wußte nur, daß die Herrschaft jedenfalls noch längere Zeit fortbleiben würde, weil sie erst gestern einen vergessenen Gegenstand ihnen habe nachschicken müssen.

Wenn Gustav nicht abmarschiert war und Selma noch auf eine längere Abwesenheit rechnete, so mußte er krank sein und sie in hilfloser Lage. Wozu war ich ihr Freund? Unter Schwierigkeiten aller Art erreichte ich den Bodensee und fuhr nach Heiden über. Dort auf der Post ermittelte ich erst ihren Wohnsitz und wanderte dann, nachdem ich die Lage des Gehöfts erfragt hatte, zu Fuß den steilen Waldweg hinauf. Nach anderthalb Stunden kräftigen Steigens hatte ich den Hof erreicht, der, von unten nicht sichtbar, halb in eine Senke geduckt und durch hohe Bäume verborgen lag. Das erste, was ich sah, war Selma. Sie stand im weißen Kleide unter einem Baum, die Hände ineinandergekrampft, und starrte unbeweglich wie ein Steinbild in die Landschaft hinaus. Als sie meinen Schritt hörte, fuhr sie auf wie ein gescheuchtes Tier. Ich rief sie mit Namen, da erkannte sie mich und flog mit einem unterdrückten Schrei auf mich zu, erfaßte heftig meine Hände und wäre vor mir auf die Knie gestürzt, wenn ich sie nicht gehalten hätte.

Ich fragte nach Gustav, sie deutete nach dem Haus und legte mit flehendem Ausdruck den Finger auf den Mund.

Er arbeitet und darf nicht gestört werden, flüsterte sie, indem sie mich hastig weiter weg unter die Bäume zog.

Ich glaubte ihn krank oder ausgerückt, schon über der Grenze drüben und wollte Ihnen meine Dienste anbieten. Nun bin ich also ganz überflüssig hier, antwortete ich, irregemacht durch ihr Gebaren.

Sie hörte nicht, was ich sagte. In ihrem Gesicht kämpfte das Bedürfnis, sich an einen Freund zu klammern mit dem deutlichsten Schrecken über mein Erscheinen. Auf meine Frage, was ihr denn sei, wand sie sich wie unter einer unerträglichen Qual. Es ist nämlich — nämlich — ein Papier angekommen — schon vor einiger Zeit, stammelte sie mit angstverzerrtem Gesicht. Ein gelbes Papier.

Der Bestellungsbeehl? fragte ich.

Sie nickte. Er weiß es nicht, sagte sie leise.

Selma, Selma, was haben Sie getan!

Wir wissen nichts von der Welt hier oben, wir haben seit einem Monat keine Zeitung gesehen. Der Knecht sagt, es gebe Krieg. Aber es ist nicht wahr, es darf nicht wahr sein! Sagen Sie, Harry, daß es nicht wahr ist!

Aber sie ließ mir gar keine Zeit zu antworten und von der Weltlage zu reden, sondern unterbrach mich gleich mit Leidenschaft:

Gustav darf nichts erfahren! Er darf nicht gestört werden! Er ist in allen Himmeln, ihn jetzt aus der Arbeit reißen, wäre ein Verbrechen an ihm, an seinem Genius, an der ganzen deutschen Dichtkunst.

Da rief es vom Hause herüber: Selma!

Gleich, gleich, Liebster! rief sie zurück und faßte mich dabei stehend an beiden Armen, mir jede Bewegung hindernd.

Mit wem sprichst du, Selma?

Sie wollte mir die Hand auf den Mund legen. Ich machte mich sanft von ihr los und rief zurück:

Ich bin's: Ewers, der Mohikaner!

Ein Freudenruf, dann klirrte das Fenster, er kam herabgeeilt.

Ich stürze mich von diesem Felsen herab, wenn Sie reden. Sie wissen, ich halte Wort! raunte mir Selma zu. Er darf es nicht wissen, er muß sein Werk vollenden!

Selma, sagte ich, Sie wissen nicht, was Sie tun, das ist eine Verantwortung, die wir beide nicht tragen können.

Ich werde sie tragen — ich ganz allein, flüsterte sie leidenschaftlich.

Da stand er schon vor uns, im leichten Hausrock, mit bloßem Kopf, an Haar und Bart ein wenig verwildert, aber mit einem Ausdruck überirdischen Glücks.

Mein schöner Gustav ist ein Bärenhäuter geworden, scherzte Selma erzwungen mit angstverzerrtem Gesicht, das er nicht bemerkte.

Die Hand nicht wäscht er,
Das Haar nicht kämmt er,
Bis zum Holzstoß er brachte
Balbers Mörder,

rezitierte er nach seiner Gewohnheit.

Das war wieder der ganze Gustav Vorck. Er wunderte sich nicht, woher ich kam, da er mich doch in Amerika vermuten mußte, er fragte nicht, was mich in diese Einöde führte. Der äußere Zusammenhang war wieder einmal nicht für ihn vorhanden. Ich war zur Stelle, ich mußte zur Stelle sein, weil meine Anwesenheit gerade jetzt ihm erwünscht war, weil der Augenblick gekommen war, wo seine übervolle Seele einer Aussprache bedurfte. Die schöpferische Raserei besaß ihn ganz.

Wir hatten uns im Haus auf einer Holzveranda mit Glasfenstern niedergelassen, gegenüber einer Gruppe hoher Bäume. Mir war entsetzlich zumute, lieber wäre ich wieder auf hoher See gewesen, von den Ozeanwellen im Ungewissen herumgeworfen, als hier auf der friedlichen sonnigen Alm, dem Freunde gegenüber, dem ich sein Schicksal zu verkünden hatte. Er schwamm auf der höchsten Woge seines Glücks. Die Stille in der Natur und Selmas völlige Selbstverleugnung hatten ihm den Genius zurückgeführt, seinen Herrn und Despoten.

Jetzt erst verstehe ich, wie elend ich gewesen bin, wie ich mich quälen mußte ohne Ihn. Aber wir wissen nicht, wie gut wir geführt werden. Es war mein Glück, daß ich damals durch Juris-

prudenz und Heirat unterbrochen wurde, mein guter Geist legte mir die Hand auf den Mund, weil ich noch nicht reif war. Jetzt ist Er erst ganz dabei, und jetzt geht es wie im Traum.

Mein beklommenes Schweigen sagte ihm nichts, er redete immer weiter:

Das Werk ist weit über seine erste Anlage hinausgewachsen. Du wirst über den zweiten Teil staunen, wie anders das alles geworden ist, wie stark, wie reif. Aber der dritte Teil, der dritte Teil wird die Krone von allem. Noch ein paar Wochen Stille und Vergluth und solches Wetter wie heute, so haben wir wieder eine deutsche Tragödie.

Man konnte, wenn man sein begeistertes Auge sah, für Stunden vergessen, daß drüben überm See der Boden vom Tritt ausrückender Truppen bebte, und sich in unsern stillen Anrichtwinkel bei Molfetta zurückversetzt glauben, wo es keine Ereignisse gab als die der Kunst. Noch ein paar Wochen für sein Werk! Ich hätte mein Blut gegeben, sie ihm zu schaffen. Aber was war zu tun? Jede Stunde, die verrann, stempelte ihn mehr zum Fahnenflüchtigen. Volle zehn Tage war der Bestellungsbefehl auf dem Postamt liegengeblieben. Durch Zufall glaubte ich zuerst, allein Selma hatte diesem Zufall nachgeholfen. Das war nicht schwer gewesen, sie brauchte bloß nicht mehr zur Post hinunterzuschicken, seitdem sie das erste Gerücht vom Krieg vernommen hatte, das sie ihm verschwieg. Damit hatte sie nicht nur ihn, sondern auch sich selbst in künstlicher Unwissenheit erhalten bis zum gestrigen Abend, wo Gustav einen Brief aufgeben ließ und der Knecht einen ganzen Stoß liegengebliebener Postsendungen herausbrachte, darunter auch das verhängnisvolle Blatt; die hatte sie gleich alle miteinander unterschlagen. Dem Knecht war strengstens eingeschärft, dem Herrn kein Wort zu sagen von dem, was in diesem Augenblick die halbe Erde erschütterte. Auch das konnte sie durchsetzen, denn die beiden sprachen kaum je miteinander; alle Befehle Gustavs gingen durch sie. So bildete die Ärmste sich wirklich ein, ihm auf die

Länge die Weltereignisse verheimlichen zu können. Und in diesem Augenblick mußte das Schicksal mich daher führen! Sie mochte wohl zuerst gehofft haben, an mir, ihrem alten Tröster und Berater, auch jetzt einen Beistand in ihrem Sinne zu finden, aber seit wir die ersten Worte gewechselt hatten, betrachtete sie mich als ihren schlimmsten Feind und Widersacher. Ich machte nicht minder schreckliche Augenblicke durch als sie, da ich mich vor die Nothwendigkeit gestellt sah, sein wiedergefundenes Schöpferglück zu zerreißen und sie in Verzweiflung zu stürzen.

Sie stand hinter seinem Stuhl, daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte, und ihre Augen drohten mir — ich wußte aus Erfahrung, daß sie auch imstande war, ihre Drohung wahr zu machen, so schwieg ich noch verworren. Gustav hatte sie schon wiederholt gebeten, eine Flasche Wein und ein paar Gläser zu bringen, aber Selma sagte nur: „Gleich, gleich!“ und blieb wie angefettet stehen, mich mit ihren Blicken im Banne haltend. Wir redeten kein Wort miteinander, nur unsere Augen führten einen heimlichen Krieg.

Mir ist alles gleich, ich frage nur nach Gustav, sagten die ihrigen. — Ich auch, Selma, gerade deshalb! antworteten die meinigen. Während dieser stumme Zweikampf noch dauerte, sprang Gustav in die Höhe und sagte wohlgelaunt:

Wenn du dich gar nicht von seinem Anblick losreißen kannst, so werde ich selber nach einer Erfrischung gehen.

Raum hatte er sich entfernt, so stürzte Selma auf mich zu:

Erbarmen, wenn Sie sein Freund sind! Ist Ihnen sein Dichterberuf heilig, so haben Sie die Pflicht zu schweigen.

Ich suchte ihr begreiflich zu machen, daß es um seinen guten Namen und ganze Zukunft ging, daß er sich das Vaterland für immer verschließe, daß er bürgerlich tot sei, wenn er nicht wie jeder andere Heeresangehörige sich unverzüglich bei seinem Regiment stelle. Ich erinnerte sie an die Tausende und Abertausende von Frauen, die alle in der gleichen Lage waren:

Was sollte aus dem angegriffenen Lande werden, wenn alle dächten wie Sie?

Ich hatte gut reden.

Mich hat man nicht gefragt, ob Krieg sein soll, antwortete sie trotzig, man hat kein Recht, mir meinen Mann zu nehmen.

Doch sie verdarb sich mit ihrer Heftigkeit selbst das Spiel. Gustav, der im eigenen Haus Bescheid wußte wie auf dem Mond, war ungeduldig mit leeren Händen zurückgekehrt.

Was geht hier vor? fragte er mit gerunzelter Stirn. Was soll ich nicht erfahren?

Selma schrie laut auf bei seinem Eintritt und rannte kopfslos von einer Ecke in die andere.

Sie wollte es dir vorenthalten. Aber das ist eine Unmöglichkeit. Also je rascher, desto besser: Der Krieg ist ausgebrochen! Frankreich hat an Preußen den Krieg erklärt! Ganz Deutschland hat sich einmütig erhoben, die verbündeten Heere stehen schon jenseits des Rheins.

Starr, entgeistert, weiß wie Kreide hörte er an, was ich von den Weltbegebenheiten erzählte. Krieg! sagte er in fassungslosem Erstaunen vor sich hin — und ich soll mit! — dann brach es plötzlich wie eine Raserei an ihm aus.

Der Dämon! Der Dämon! schrie er. Er will mich nicht vollenden lassen. In allen Formen kommt er und stellt sich zwischen mich und mein Werk. Nur so wenig fehlt zur Vollendung, ein paar Wochen hätten genügt. Er gönnt sie mir nicht, er schickt mich in den Krieg. Was wird aus meiner Dichtung, wenn ich fort muß!

Du wirst sie nach der Rückkehr wieder aufnehmen und sie wird danach noch heller strahlen, wollte ich trösten, aber meine Worte versetzten ihn nur in Erbitterung.

So, meinst du? sagte er wild. Eine Dichtung ist wohl eine Handarbeit, die man nach Belieben weglegt und wieder vorholt. Ich sage dir, jedem Kunstwerk schlägt nur einmal die Stunde.

Bist ich, wenn der Tag zu Ende ist, denn noch ganz derselbe, der ich am Morgen gewesen? Sind die Eingebungen von heute noch genau wie die gestrigen? O nein, es gibt nur eine Stunde für jegliches Tun, immer nur gerade die eine, vorbestimmte. Ihr ahnt ja nicht, wie voll des herrlichsten Lebens meine Gestalten jetzt vor mir stehen. Wie der Held nach verlorener Schlacht über die Weser herüber zu seinem Bruder, dem Römeling, spricht, nachdem er unkenntlich durch Blut die feindlichen Schlachtreihen durchbrochen hat. Man sieht ihn nicht, man hört nur seine Stimme von drüben. Aber die Stimme allein ist wie ein unbefiegtes Heer, das den Abtrünnigen niederschlägt. Das alles werde ich nie wieder so sehen, wie ich es jetzt sehe, da es eben in mir reif geworden ist und noch nicht überreif.

Du hast mich einmal um das Starke in meinem Leben beneidet, antwortete ich traurig, du sprachst von der lebendigen Poesie, die höher sei als die geschriebene, Erinnerst du dich nicht mehr? Jetzt tritt sie in das deinige, so groß du sie nur wünschen kannst. Ein neuer Germanicus zieht gegen den Rhein heran, sei selbst Arminius, wenn du keinen Arminius mehr dichten darfst.

So redet einer, der nicht weiß, was dichten ist.

So denke an den Größten, sagte ich, der ohne Not bei Balmy in den Kugelregen ritt, nur um es nicht anders zu haben als die andern, und das zu einer Zeit, wo der Faust noch nicht vollendet war.

Er mag wohl auch seine Stunden des Zweifels gehabt haben, war die düstere Antwort. Hätte uns Napoleon vor einem Jahr den Krieg erklärt, was hätte es mir damals ausgemacht? Mit Freuden war' ich ausmarschiert, was lag mir damals an meinem Leben? Ich habe auch bei Königgrätz nicht damit gezeigt. Aber jetzt, jetzt wo meine Gefichte mich greifbar wie die Lebendigen umstehen! Es kann nicht sein, es ist ein böser Traum!

Der stolze Mensch hatte alle Fassung verloren, er legte den Kopf auf den Tisch und weinte wie ein Kind.

Selma lag schluchzend zu seinen Füßen.

Mußt du denn, Gustav! Gustav! Du mußt nicht. Höre nicht auf Harry. Tausendmal hörte ich dich sagen: Kein Mensch muß müssen. Warum mußt du jetzt, wo dein Höchstes auf dem Spiele steht?

So kann ein Weib reden, sagte er, schmerzvoll den Kopf erhebend. — Den Ausreißer, den Feldflüchtigen versenkten unsere Alten in den Sumpf.

Aber die Versucherin ließ nicht ab von ihm.

Du stehst unter einem anderen Gesetz. Was nützt es deinem Lande, wenn dich die erste französische Kugel trifft? Du hast der Nation andere Siege zu erfechten, als die mit der Zündnadel.

Ein preussischer Offizier und fahnenflüchtig vor dem Feind. Mein unglücklicher Vater! Der Schlag wird ihn treffen. Und auf mich wartet der bürgerliche Tod, sagte er verzweifelt.

Armer Gustav! Hätte er in jenem Augenblick deutsche Luft geatmet, hätte ihn auch nur ein Hauch des Feuerstroms erreicht, der alle Herzen drüben überm See in eine glühende Masse zusammenschmolz, er wäre mitgerissen worden und hätte nichts anderes gedacht, als wie jeder schlichte Sterbliche mit der Waffe in der Hand vor sein bedrohtes Haus zu treten. Aber da oben in der tiefen Hochsommerstille, wo die Grillen schmetterten und die Bienen summten, hatte das Wörtlein „Krieg“ etwas so Fremdes und Unwirkliches. Als er heraufzog, fiel noch kein politischer Schatten auf den Weg, der ihn hätte vorbereiten können. Zeitungen hatte er sich keine nachschicken lassen, er las sie ja ohnehin nicht, und so hatte ihn die schöpferische Phantasie in einen undurchdringlichen Dunstkreis eingehüllt. Was in diese Stimmung nicht paßte, das blieb ihm fern, das drang nicht in sein Bewußtsein.

Schon zehn Tage, sagst du? fragte er zum zwanzigstenmal, und zum zwanzigstenmal erklärte ich ihm das Wie und Wann.

Nun ist es ja doch zu spät, rief Selma dazwischen. Er könnte ja sein Regiment gar nicht mehr erreichen.

Es ist nicht zu spät, sagte ich, er macht es, wie er kann, es gehen noch täglich Truppenzüge. Packen Sie ihm zusammen, was er braucht, wir begleiten ihn beide nach Lindau. Seine Dichtung versiegelt er bis zu seiner Heimkehr. Für alles andere werde ich Sorge tragen, und sein Liebstes bleibt in der Obhut eines Bruders zurück.

Meine Dichtung! sagte er verzweiflungsvoll.

Alles andere war ihm gleichgültig. Ich drängte. Aber er blickte aus starren Augen und regte sich nicht.

Barmherziger Gott, schrie es aus ihm heraus, nur dieses eine laß mich vollenden, dann sei es aus mit mir, dann fordre ich nichts weiter und will es mit meinem Blut bezahlen.

Ich wandte mich an die Frau um Hilfe.

Seien Sie tapfer, bedenken Sie sein wahres Heil und heißen Sie ihn ziehen.

Aber das arme Geschöpf zischte gegen mich auf wie eine getretene Schlange.

Sie, Sie haben das Unheil unter unser Dach gebracht, gestern saßen wir noch so glücklich und friedlich hier oben.

Gustav hielt sie beschwichtigend fest. Dann fragte er:

Du wirst also den Fahnenflüchtigen verachten?

Nein, Gustav, wozu du dich entschließt, immer werde ich dich ehren und werde suchen, dich zu verstehen. Ich habe keinen Genius in mir und kann nicht ermessen, was er von dir zu fordern hat. Du bist kein Feigling, und wahrlich zum Bleiben gehört in deinem Fall mehr Mut als zum Gehen. Aber bedenke, daß du nie wieder nach Deutschland zurückkehren kannst, daß du deines Arminius Siegeszug über die Bretter nicht mit Augen sehen wirst.

Schreibe ich ihn denn, um mich hinter der Rampe vor dem Publikum zu verbeugen? Verächtlich sei ich, wenn ich in diesem Augenblick irgend an mich denke! Wenn mein Arminius lebt, was braucht's, daß ich ihn sehe? Schreibe ich für meinen Ruhm, so würde ich die Verachtung verdienen, die meine Verwandten und

Kameraden überreichlich auf meinen Scheitel häufen werden. Ich schreibe ihn, weil ich muß, weil ein Anderer, Höherer neben mir steht und jedes Wort einsagt und weil niemand außer mir diese Stimme hören kann.

Nun suchte ich ihm von einer anderen Seite beizukommen.

Du sagtest mir immer, die Dichtkunst müsse sich am Leben nähren. Komm mit mir über den See hinüber. Da hörst und siehst du die Volksseele in ihrer unmittelbaren Ergriffenheit. Das verpflichtet dich zu nichts. Niemand kennt dich dort, du kannst ungehindert zurückkehren, wenn es dich nicht selber mitreißt; es werden dann wenigstens deine Hörner und Kriegsbrommeten davon stärker und voller tönen.

Geh nicht, geh nicht, schrie Selma dazwischen.

Die tönen am vollsten in meiner eigenen Brust, antwortete er ruhig und selbstgewiß. Ich war ein Tor, wenn ich dir je dergleichen sagte. Der Dichter kann nichts lernen, als was er von je gewußt hat. Alle Erfahrungen, die er machen kann, sind schon mit ihm geboren.

Er zog mich geheimnisvoll ans Fenster. Siehst du auf dem Eichbaum gegenüber die bogenförmige Durchsicht ganz nahe dem Wipfel, die durch eine seltsame Verbiegung des Gezweigs entstanden ist? Von dorthier kommen mir die Eingebungen, diese Durchsicht ist meine Bühne. Da treten sie auf und ab, da reden sie und handeln, meine Gestalten. Dorthin kommen sie aus dem Raum, wo mein Werk war, bevor ich wurde. Wenn meine Gesichte versagen, unter diesem Torbogen, der nach Walhall führt, erhasche ich sie wieder. Ich blicke so lange hinüber und sollte ich darüber blind werden, bis sie sich verdichten und mir Rede stehen. — Glaube mir, das Leben zeitigt nur blasse, verkümmerte Abbilder. Alles Leuchtende, Dauernde kommt aus der Überwelt.

Ich war geschlagen. Selma wollte ihm jubelnd wie einem Geretteten um den Hals fliegen, aber er hielt sie mit beiden Armen von sich.

Armes Weib, nicht für dich bleibe ich zurück. Du hast keinen Mann mehr.

Er streifte leicht an ihrer üppig schmiegsamen Gestalt herab, die bei seiner Berührung leise schauderte, und schob sie von sich mit Hamlets Worten: Geh, geh in ein Kloster.

Sie kauerte sich wieder in ihre Ecke auf den Schemel nieder und sagte:

Ich verlange ja nichts als dir zu dienen.

Ich brach auf, denn ich hatte hier nichts weiter zu suchen. Man hielt mich nicht zurück. Selma, die schon ihr leichtes Herz wiedergefunden hatte, eilte mir ein paar Schritte nach und bat mich wegen ihrer Heftigkeit um Verzeihung. Sie dankte mir sogar, daß mein Erscheinen die lange gefürchtete Entladung brachte, die nun ohne Schaden, wie ihr schien, vorübergegangen war!

Selma, sagte ich, Sie haben ein gewagtes Spiel gespielt. Sind Sie sicher, daß nicht eines Tages in Gustav der preussische Offizier wiedererwacht mit den empfindlichen Ehrgesetzen seines Standes?

Sagen Sie mit seinen engbrüstigen Vorurteilen. Ja, davor bin ich Gott sei Dank sicher.

So wissen Sie eben nicht, daß niemand völlig und für immer mit seiner Vergangenheit und seiner Überlieferung brechen kann.

Unser Unkas ist eine Unke geworden, spottete sie freundschaftlich.

Ich nahm einen letzten Anlauf.

Denken Sie auch daran, daß Sie sich von Gustav trennen müssen, wenn Sie Ihren Bühnenvertrag halten wollen?

Kontrakte kann man brechen, antwortete sie obenhin.

Wovon wollen Sie denn den Lebensunterhalt bestreiten?

Sorgen Sie um nichts, wenn ich nur ihn behalten darf. Meine Kunst ist freizügig.

Aber Sie sind an die Sprachgrenze gebunden.

Es gibt ein Osterreich und eine Schweiz.

In großer Verwirrung fuhr ich über den See zurück. Ich kam nicht zurecht mit dem, was ich erlebt hatte. Gustav Borck, unser stolzer, edler Gustav fahnenflüchtig in der Stunde der Gefahr!

Freilich, sagte ich zu mir selber, im Bestreben ihm gerecht zu werden, Deutschland hat Streiter genug, die seinen Boden verteidigen, es hat vielleicht in diesem Augenblick keine zweite schöpferische Kraft von solcher Tragweite. Doch es half nichts, ich konnte den Eindruck mit meinem schlichten Menschenverstand nicht verarbeiten. Daß in einer Zeit wie dieser ein Einzelner, und wäre er auch der Größte, sich und sein Werk für so überschwinglich wertvoll halten konnte und das Weltbild, das er in sich trug, für wichtiger als die gewaltigste Wirklichkeit, das ging nicht in mein nüchternes Hirn. Aber die Höhe seiner Gesinnung konnte ich nicht mißkennen. So empfand ich nur eine unbegrenzte Verwunderung und eine dumpfe Besorgnis. Zuviel war jetzt aufs Spiel gesetzt, wehe, wenn nun gar der Wurf mißlang! Beim Abschied hatte er mir gesagt:

Ich weiß, daß du mich in diesem Augenblick nicht verstehen kannst. Darum sage ich dir nur eins: Wenn ich mein Wort nicht einlöse, wenn ich nicht ein Werk schaffe, das mein Tun rechtfertigt, so bin ich freilich nichts als ein gemeiner Auskneifer. Dann werde ich selber Kriegsgericht über mich halten. Bis dahin verschiebe auch du das Urteil über mein Handeln.

*

Der erste Mensch, der mir in der kleinen Musenstadt am Neckar begegnete, war Runo Schütte. Er schwamm hoch auf den Wogen der vaterländischen Bewegung und verwünschte tausendmal seine bis dahin so gleichmütig ertragene Krüppelhaftigkeit, die ihn aus den Reihen der Kämpfer ausschloß. Nicht mitzubürfen, wo alles ausrückte ein Deutschland zu schaffen! Armer Runo, so ungleich teilt das Schicksal aus. Als er von Gustav Borck das Unfaßliche hörte, schüttelte er sprachlos den Kopf und ging lange

schweigend neben mir her, als horchte er gespannt auf die Worte eines unsichtbaren Begleiters.

Er nachtwandelt, sagte er auf einmal, man muß ihn wecken. Laß das, antwortete ich, er hört dich nicht. Laß du ihn seine Geisterschlacht schlagen. Der deutsche Boden hat Arme genug, die für ihn kämpfen.

Aber Kuno gab sich nicht zufrieden.

Warum hast du ihm denn nicht gesagt: Um ein ganzer Dichter zu sein, sei erst ein ganzer Mensch. Wer wird noch Poesie schreiben, wenn er sie leben kann. Hat nicht Byron, den er verehrt, den Nur-Dichter verachtet und gab er nicht sein großes reiches Leben für ein Volk hin, das ihn nichts anging, in dem er nur seine längst vermoderten Vorfahren lieben konnte?

Ich zuckte die Achseln; das alles hatte ich ihm ja fast wörtlich so gesagt.

In der kleinen Universitätsstadt ging das alte Leben weiter. Nur die Hörsäle wurden früher als sonst geschlossen, da doch der größte Teil der studierenden Jugend ins Feld gezogen war. Ich fand es drückend, Geschichte zu studieren, während drüben überm Rhein lebendige Geschichte gemacht wurde. Und noch etwas anderes lag schwerer auf mir, als ich mir selbst gestand. Der Ring an meinem Finger beengte mich, als ob er mir nicht paßte. Ich nahm es als ein Symbol. Denn die Briefe meiner Verlobten enttäuschten mich tiefer und tiefer, seit ihre bestrickende Nähe nicht mehr wirkte. Ich sah ein, daß wir in völlig getrennten geistigen Welten lebten und daß sie nicht eine meiner Neigungen teilte. Sie ihrerseits fühlte sich gekränkt, daß ihr verwöhntes Ich mir vor den Weltbegebenheiten in die zweite Reihe gerückt war. Am schwersten traf es mich, daß sie, das Kind deutscher Eltern, keinen Schimmer von Anteil für ihr kämpfendes Vaterland zeigte, sondern eher nach der andern Seite zu neigen schien. Es trieb mich rastlos um und ließ mich meine Freiheit zurückwünschen,

doch fühlte ich mich nicht berechtigt, selber das Band zu lösen, das keine harmonische Zukunft versprach. — Als die ersten Siegesbotschaften einliefen, strömte jung und alt beim Bahnhof zusammen, alle Augen glänzten, alte Widersacher drückten sich gerührt die Hände, und hoch über allen Menschenstimmen klang es immerzu in den Lüften wie Posaunenstöße der Erzengel: Zum Rhein, zum freien Rhein! Ich schämte mich, als junger Mann tatlos dabeizustehen.

Nach Wörth kam Schütte aufgeregt auf mein Zimmer und sagte:

Ich halte es nicht mehr aus, es zersprengt mich, hier stillzusitzen. Ich fahre morgen nach Stuttgart und stelle mich dem Kriegsministerium zur Verfügung; irgendwo werden sie mich schon brauchen können, sei's bei der Sanität oder beim Proviant, meinerwegen sogar in der Schreibstube. Wenn ich nur mit ins Feld komme.

Wir haben einen Weg, alter Junge, sagte ich, aber ich breche schon heute abend auf. Wenn du dich spustest, können wir zusammen fahren.

Ich hatte nämlich ein paar Stunden zuvor aus Neuport ein Kabeltelegramm erhalten, das meinem tiefsten Wunsch entgegenkam. Der Kriegsberichterstatter des „Herald“, der das große Hauptquartier begleiten sollte, war am Typhus erkrankt, man bot mir seine Stelle an. Ich hatte schon mein Ja zurückgekabelt — diesen Schritt konnte mir auch die Liebe, oder was ich dafür hielt, nicht verargen — und war eben dabei, mein Zelt abzubrechen. Auch Schütte beschleunigte seine Anstalten, wir fuhren zusammen nach Stuttgart, wo ich mich mit Geld und Papieren zu versehen hatte. Dort trennten wir uns. Aber die Wellen des Krieges wirbelten uns in unerwarteter Weise wieder zusammen.

Nachdem ich meinen schwererkrankten Vorgänger im städtischen Spital von Mainz aufgesucht und die Besorgung wichtiger Auf-

zeichnungen von ihm übernommen hatte, reiste ich unter häufigem Aufenthalt und Hindernissen aller Art dem Großen Hauptquartier nach. In der Nähe eines pfälzischen Dörfchens, wo ich den Anschluß erwartete, traf ich auf eine von Johannitern geführte Sanitätskolonne, die auf einer Baumwiese rastete, weil sie unversehens in einen Fuhrpark hineingefahren war und Truppenmassen ihr nach vorwärts den Weg versperrten. Im Schatten eines mit herrlichen Früchten behängten Birnbaums lagen ein paar Leute mit dem Gesicht im Gras und schienen zu schlafen. Es ging auf Mittag, ich hatte seit vierundzwanzig Stunden nichts genossen und verschmachtete vor Durst. Also näherte ich mich dem nächsten, über dessen Haupt ein paar Birnen von außerlesener Größe hingen, und bat ihn, ein wenig auf die Seite zu rücken, damit ich mich laben könne.

Ich bin müde, brummte dieser, ohne sich zu regen. Tritt auf meinen Rücken, da bist du deinem Glück näher.

Die Stimme kenne ich ja, sagte ich verwundert, mich niederbeugend.

Richtig, es war schon wieder Schütte, der alte überall und Nirgend. Er zeigte aber nicht die geringste Überraschung, sondern versicherte, daß er mich hier, genau an dieser Stelle, erwartet habe.

Er ermunterte sich rasch, und wir saßen plaudernd und Birnen essend im Grase, während rings um uns her weitergeschlafen wurde. Ich erfuhr, daß man ihn in Stuttgart sehr gut aufgenommen und seiner genauen Ortskenntnisse wegen einer Sanitätskolonne mitgegeben habe.

Und hätten unsere Leute auf mich gehört, setzte er hinzu, so säßen wir nicht hier fest, denn ich sah es kommen. Dann hätte freilich unsere Begegnung auch nicht stattgefunden.

Aus der Ferne tönte Geschützdonner.

Hörst du? Das ist Thors Hammer, womit er uns ein Deutschland schmiedet, sagte der Freund mit seiner dunklen Stimme.

Und ich Krüppel bin dabei und darf es erleben. Denk' es, Harry! Noch unsere Kindeskinde werden uns anstaunen, wenn wir ihnen sagen: ich war dabei, als Deutschland geboren ward.

Ehe ich aufbrach, zeigte er mir einen von Gustav empfangenen Brief. Es war die Antwort auf ein Schreiben von ihm, worin er den Freund an alle Sängere groß und klein, die zugleich Helden waren, von dem Dichter der „Perser“ bis zu Theodor Körner erinnert hatte.

Rege dich nicht weiter auf, mein guter Runo, schrieb dieser zurück. Ich bin kein Mensch, der nach berühmten Mustern lebt, ich gehe den Weg meines eigenen Gewissens. Mein Vater hat mir ein Kästchen zugeschickt mit der Aufschrift „Eilt!“ Ich brauche es nicht zu öffnen, ich kenne den Inhalt. Es ist ein Familienerbstück, die Pistole, mit der schon einmal ein unfres Namens Unwürdiger sich ausgelöscht hat aus der Reihe der Lebenden. Nein, armer alter Mann, es eilt nicht so sehr, wie du denkst. Noch habe ich andere Schlachten zu schlagen. Wenn ich besiegt werde, mag es sein. Aber ich sehe es anders kommen. Unterdessen bitte ich die Freunde, sich nicht um mich zu sorgen, mich ganz zu vergessen, bis ich mein Wort eingelöst habe.

Er hat recht, sagte ich, stören wir seine Kreise nicht weiter und decken wir, was uns jetzt fremd an ihm ist, mit Schweigen zu.

Allein der Dichter hatte nicht mit dem Ehrenpunkt seines Erzeugers gerechnet, und das Schicksal sorgte dafür, daß wir noch im Laufe des Krieges auf erschütternde Weise an ihn erinnert werden sollten.

*

Es war bei der Belagerung von Metz. Die Schlachten von Mars-la-Tour und Bionville waren geschlagen, die von Gravelotte noch zum Teil im Gang, als mein Kollege von der „Times“ und ich beim Großen Hauptquartier, dem wir folgten, die Ermächtigung erwirkten, das Gefechtsfeld der vergangenen Tage zu besichtigen. Man gab uns einen jungen Generalstabsoffizier

als Führer mit. Wir durchritten das wellige lothringische Flachland mit seinen langen Hügelzügen und seinen niederen Gehölzen, aus denen noch immerzu die Leichen von Freund und Feind herausgetragen wurden. Ich hatte schon geglaubt etwas zu wissen von den Schrecken des Krieges, aber was waren meine einstigen jugendlichen Erlebnisse in Virginien gegen die Todesernte, die ich hier einbringen sah. „Aufräumarbeiten“ nannte das der Offizier mit der schaurigen Sachlichkeit des Fachausdrucks, der alles, was keinen Gefechtswert mehr hat, zur bloßen Sache herunterdrückt. Aus den Folgen des Kampfes, die vor uns lagen, ließen sich die Züge der Gegner auf dem großen Schachbrett ablesen, wie man nach einem gewaltigen Sommergewitter aus der Lage der gebrochenen Halme die Wege des Sturmwindes erkennen kann. Dabei rollte fast noch ununterbrochen der Geschützdonner von Norden und Osten über uns hin. Die Welt hat seitdem Schlachten gesehen, neben denen diese ein Spiel waren; damals haben sie mir in der Erinnerung manchmal die Nachtruhe gekostet.

Lange danach, als ich in Philadelphia lebte, fiel mir einmal bei deutschen Freunden ein Liederbuch in die Hand mit dem überraschenden Vers:

Doch was ist dies? In Frankreich hat
Es im August geschneit.
Da liegt das halbe Halberstadt
Im weißen Waffenkleid.

Auch diesen Schneefall im Hochsommer habe ich damals in Bionville mit eigenen entsetzten Augen gesehen.

Am 19. August, als die Geschütze schwiegen, betraten wir Gravenotte, die „Graue Lotte“, wie der Galgenhumor der Soldaten das Todesfeld vom gestrigen Tag nannte.

Am Eingang des zerschossenen Dorfes lag oder liegt vielleicht noch heute auf kleiner Erhöhung ein Schloßchen mit dem seltsam

berührenden Namen: Le Repentire. Dort hatten die Preußen in der Eile ein Feldlazarett eingerichtet — eine gar passende Lage, denn es war von da nur wenige Schritte zu dem hart über der Waldschlucht liegenden kleinen Friedhof. Unsere Hoffnung, in dem Schloßchen aufgenommen zu werden, erwies sich als trüglich, es war überfüllt von Verwundeten, und immerzu wurden neue hergeführt, die noch auf den Verbandplätzen zurückgeblieben waren. Auch über den zwei nahe gelegenen Pachtböfen La Poste und Gloriette wehte die Flagge mit dem Genfer Kreuz. In einem sollte ich, im andern der Kollege nach Unterkunft trachten. Da trat mir unter der Thür des Lazarett's ein Engel im Schwesternkleid entgegen. Sie trug eine Schüssel mit Blut, um es eilig auszugießen in den Boden, der dessen schon mehr als zuviel getrunken hatte. Nur auf den Bruchteil einer Sekunde sah sie mich an, dann war sie schon ins Haus zurückverschwunden. Aber der Blick hatte mich bis auf den Grund der Seele getroffen, wie ein Wiedererkennen aus fernen Geburten her.

Ich stand noch wie angewachsen und sah ihr nach, als mir eine Hand auf die Schulter schlug und ich in dem vor mir stehenden Unterarzt — Lazarettgehilfen hießen sie dazumal — Heinrich Sommer erkannte. Ich wußte ja, daß er sich auf diesem Abschnitt des Kriegsschauplatzes befand; aber auch er wunderte sich gar nicht, mich zu sehen; das Kriegsleben hatte ihn schon an die merkwürdigsten Begegnungen gewöhnt.

Schön, daß du da bist, sagte er, als hätten wir uns zufällig bei Molfetta getroffen, es fehlt an Händen für die viele Arbeit. Ich weiß, daß du zu brauchen bist. Komm gleich mit und verdiene dir die Nachtherberge.

Nur zu willig ließ ich mich in den weißen Kittel stecken, und ehe ich mich's versah, fand ich mich mit Waschbecken und Verbandzeug im Operationsaal. Gab es noch einen gräßlicheren Anblick als das Schlachtfeld, so war es dieser! Nur die rasche, umsichtige, anhaltende Thätigkeit konnte dem Ungeschulten das ertragen

helfen. Aber an meiner Seite schaltete der Schwesterengel, der mir beim Eintritt erschienen war, sicher und erfahren, und die schweigenden, geschwinden Handreichungen, die zwischen uns hin und her gingen, waren mir wie stumme Geschwistergrüße der Seele. Schwester Angela nannten sie passend die Anwesenden.

Auf dem Operationstisch lag ein Mann des Jammers mit furchtbar zerschmettertem Oberschenkel, der ihm unterhalb der Hüfte abgenommen werden mußte, natürlich ohne Markose. Er litt gräßlich und bäumte sich gegen den Schmerz, daß ihn drei Männer nicht zu halten vermochten. Da warf plötzlich Schwester Angela die Arme um ihn und legte ihre flaumige Wange an die verwilderte, bärtige des fremden Soldaten.

Ertrag' die Schmerzen, Bruder, lieber Bruder, flehte sie, um deiner Mutter willen, damit du leben kannst, oder für deine Braut, wenn du eine hast.

Sie umschlang ihn fest mit den Engelsarmen, und er hielt auf einmal still, ergriffen und dankbar, um sie nicht durch Jammerlaute zu betrüben. Und als er verbunden auf dem Strohsack lag, kam ein zweiter Schmerzensmann an die Reihe, dann ein dritter, und jeden nannte sie ihren Bruder und schlang die schwesterlichen Arme um seinen Leib, wie um durch geheimnisvolle Ausströmung heiliger jungfräulicher Naturkräfte die körperlichen Schmerzen zu lindern, und da war auch keiner, der nicht für die wohlthätige Berührung empfänglich und dankbar gewesen wäre. Der ganze Raum schien von einem Leuchten himmlischer Liebe erfüllt, daß ich alles vergaß, den schrecklichen Anblick abgesägter Gliedmaßen, das Aufräumungsfeld vom Vortag und — die Bedeutung des Rings an meinem Finger, denn ein neuer, schönerer hatte sich unsichtbar daneben geschoben als jählings erkanntes Glied einer Kette, die sich rückwärts und vorwärts in die Ewigkeit verlor.

Das geht nun so Tag um Tag, Stunde um Stunde, sagte Heinrich Sommer, als wir vorübergehend von dem blutigen Geschäft rasteten wir wußten nicht wie auskommen ohne sie.

Und sie ist ein Grafenkind, aus verarmter Familie freilich, und Krankenschwester von Beruf. Man versteht nur nicht, wie derselbe Gott, der eine Schwester Angela erschaffen konnte, solche Greuel zulassen soll.

Mittlerweile gewann mir mein Kollege, ein fischblütiger Engländer, den die Not ringsum nichts anging und der nur seine eigene Aufgabe im Auge hielt, einen erheblichen pressedienslichen Vorsprung ab. Er begab sich nach dem Pachtthof St. Hubert. Um den Wackeren nicht in ein falsches Licht zu rücken, füge ich gleich hinzu, daß er in dem kameradschaftlichen Sinn, der immer zwischen uns gewaltet hat, die Ausbeute des traurigen Tages mit mir teilte.

*

Jetzt erzähle ich die Begebenheiten nicht in der Reihenfolge, wie ich sie selbst erlebte, sondern nach Berichten der Augenzeugen so, wie sie sich allem Anschein nach abgespielt haben müssen.

Die Ferme St. Hubert lag auf halber Höhe eines jener langen lothringischen Hügelrücken hart an der nach Metz führenden Heerstraße, dem von unseren Truppen besetzten Gravelotte östlich gegenüber. Sie war die westlichste vorgeschobenste Stellung der Franzosen vor Metz und von ihnen zur kleinen Festung ausgebaut, deren Batterien das ganze Gelände beherrschten. In einem nordwärts anstoßenden Wäldchen staken obendrein starke Chassepot-abteilungen, weitere Batterien waren nach Süden zu in Steinbrüchen versteckt, um die Feuerwirkung von St. Hubert zu verstärken. Diese Stellung zu nehmen war für die Deutschen eine unbedingte Notwendigkeit, und das 67. Regiment Magdeburg erhielt den tödlichen Auftrag. Den ganzen Nachmittag des 18. wurde darum gerungen, aber der letzte Akt des blutigen Dramas erfolgte nicht auf Befehl, sondern durch plötzlichen unwiderstehlichen Sturmtrieb der Soldaten.

Man muß wissen, daß östlich von Gravelotte sich die Straße als tief eingeschnittener Hohlweg einen jähen dichtbewaldeten Ab-

hang hinunterfenkt in die Schlucht, die der Mancebach durchfließt. Dann überquert sie die Talsohle auf einem hohen und engen Steindamm und steigt am andern Ufer ebenso steil wieder empor, um an den Steinbrüchen hin den Hügelkamm zu erreichen. Sobald die Truppen auf dem Dammweg sichtbar wurden, empfing sie wütendes Feuer aus den Waldungen zur Rechten und Linken, die vom Feinde besetzt waren; zugleich begannen die Batterien von St. Hubert und aus den Steinbrüchen zu spielen. Die Preußen erstiegen den Hang unter schwersten Verlusten, kämpften um den Besitz der Steinbrüche und um jede kleinste Bodenfalte, die eine vorübergehende Deckung bot. Aber die Aufgabe schien menschliche Kräfte zu übersteigen, denn auf engem Raum zusammengepreßt, konnten sie sich nicht entfalten und boten dem ringsum in der Höhe aufgestellten Feind ein allzu bequemes Ziel. Entsetzlich war das Blutbad unter den Siebenundsechzigern: allein auf der kurzen Strecke zwischen Pachtthof und Steinbrüchen las man am Abend sechzehn gefallene Offiziere dieses Regiments auf.

In einer Füsilierkompagnie diente ein alter Mann mit scharfgeschnittenem weißem Kopf, der als Freiwilliger eingetreten war. Sein Aussehen ließ auf gute Herkunft schließen, er hielt sich immer peinlich sauber, das Gesicht trug er glatt bis auf den starken weißen Schnurrbart, und die Nägel gepflegt, soweit Marsch- und Gefechtsleistungen es gestatteten. Im übrigen unterschied er sich durch nichts von den Kameraden, nur daß er in den Ruhepausen meistens für sich blieb. Briefe schrieb und erwartete er keine, denn er fragte niemals nach der Feldpost. Im Dienste zeigte er eine außerordentliche Umsicht und Erfahrung und war trotz seiner Jahre der Eifer und die Pünktlichkeit selbst. Auf Befragen gab er zu, schon mehr „dabei“ gewesen zu sein, ließ sich aber auf keine Angaben über seine bürgerliche Stellung ein. Nach Spichern erhielt er die Lige des Gefreiten, die ihm eine besondere Genugthuung zu gewähren schien. Den Unteroffizieren war

er eine große Stütze, weil er überall, wo es not tat, mit dem Beispiel voranging. Es hieß, er habe ein steifes Bein, was ihn jedoch beim Marschieren nicht hinderte, nur klettern konnte er nicht, da halfen ihm die Kameraden. Auch der Kompagnieführer erkannte in dem dienstfertigen alten Mann etwas Besonderes, und die Soldaten ehrten ihn wie ihren Vater. Wo sein weißer Kopf aufleuchtete, folgten ihm die Leute wie einem Wunderzeichen nach. Am Morgen des 18. hatte er schon geholfen eine Waldecke vom Feinde säubern. Auf dem schrecklichen Dammweg hatte er durch seine Seelenruhe die anderen ruhig gemacht. Als sich nun die Emporklimmenden in dem furchtbaren Geschosshagel, der alles niederriß, vergebens nach einer Schutzwehr umsahen, feuerte er sie mit dem Rufe: „Vorwärts, Kinder, vorwärts! Deckung gibt's nur drinnen im Gehöft!“ zum Stürmen an und pflanzte selbst als erster sein Bajonett auf. Inzwischen hatte schon der Vortrupp von selbst begriffen, daß nur unter des Feindes eigenem Dach noch Rettung aus dieser Hölle war. In aufgelösten Schwärmen stürmten sie den Hügel hinan, doch die Welle flutete ebenso schnell unter furchtbaren Verlusten zurück, weil das Gehöft nach dieser Seite gar keinen Eingang hatte. Wütend geworden, warf sich jetzt die Masse, deren Führer schon gefallen waren, zur Rechten und drang mit plötzlicher Eingebung von der Südseite, wo die Türen lagen, in das Gehöft. Eine Abtheilung aber folgte dem alten Gefreiten, der nach der linken Seite winkte, und warf sich mit Umgehung des Hauptgebäudes von Norden her auf den Garten, den eine nur kniehoch Mauer einfaßte. Dem doppelten Angriff hielt der Gegner, den schon das ununterbrochene Geschützfeuer von Westen her zermürbt hatte, nicht länger stand, er entwich mit Hinterlassung von gegen hundert unverwundeten Gefangenen. Das Gehöft blieb in den Händen der Deutschen, die sich mit Mühe dort hielten, bis am Abend die feindlichen Batterien verstummten. Als man zum Sammeln blies, kam der alte Mann nicht mehr zum Vorschein und fehlte auch in der Frühe

beim Namensaufruf. Unter den Toten und Verwundeten, die man sogleich aufgelesen und in dem Schuppen untergebracht hatte, befand er sich auch nicht. Nun erinnerte sich einer, daß er ihn beim Überklettern der Mauer mit seinem steifen Bein hatte straucheln sehen. An dieser Stelle fand sich eine Blutlache, von der ein lange Spur bis zu einem mächtigen Rußbaum führte. Dorthin war er gekrochen, um im Schatten des alten Baumes, fern von den Kameraden, Auge in Auge mit den Sternen, seine Seele auszuhauchen. Er atmete noch, war aber bewußtlos, als man ihn aufhob. Gegen Mittag brachten ihn die Träger nach La Gloriette. Auf seiner Brust fand sich neben der Erkennungs-
marke ein Eisernes Kreuz mit der Jahreszahl 1813 und ein mit Blut durchtränkter Brief mit Überschrift an den Kompagnieführer, der aber schon selber gefallen war.

In dem Schreiben, dem die Bitte beigelegt war, es vor der Kompagnie verlesen zu lassen, hieß es:

„Kameraden! Der alte Mann, der mit euch marschierte und Posten stand, war Offizier und preussischer Edelmann, seine Vorfahren haben auf allen preussischen Schlachtfeldern geblutet und halfen auch 1813 den deutschen Boden von dem Korsen befreien. Sein alter Name stirbt mit ihm. Denn sein einziger Sohn ist ein Ehrloser, der die Fahne verließ, und hat kein Recht mehr ihn zu führen. Um die Schmach mit meinem eigenen Blute abzuwaschen, habe ich mich freiwillig als Gemeiner gestellt, es gab für den invaliden Oberst keinen anderen Weg, um an den Feind zu kommen. Meldet meinem alten Kriegskameraden, dem General — —“

Alles weitere, auch die Namensunterschrift war vom Blut unleserlich gemacht, nur noch die Worte „Gott schütze —“ ließen sich entziffern.

Das Blatt ging von Hand zu Hand, und jeder versuchte daran seinen Spürsinn.

Ich wußte noch nichts von dieser Entdeckung, ich saß schreibend im Obstgarten von La Gloriette auf dem Strunk eines zerschossenen

Baumes, vor einer Kiste, die ich mir als Tisch aufgerichtet hatte.

Da stand plötzlich Sommer vor mir mit der erregten Frage:

Wo befindet sich Gustav Vorck?

Ich weiß es nicht, sagte ich beklemmt, denn mir schwante von ferne ein Unheil.

Du weißt es nicht? Du, sein anderes Ich? Aber du weißt vielleicht, daß er — daß er nicht dabei ist?

Ich weiß von gar nichts, beharrte ich in dem dunklen Bestreben, den Freund zu decken.

Bitte, komm mit mir.

Mit schwerem Herzen, aus dem Unbewußten widerstrebend, folgte ich ihm.

In einem niederen Anbau, Strohbündel an Strohbündel, lagen die neu herzugebrachten Verwundeten, in weißen Hemden, dem Rang nach nicht mehr unterschieden, nur noch Menschen, die der Tod berührt hatte. Schwester Angela ging helfend und zusprechend von einem zum andern.

Vor einem Schwerverletzten, der die Augen geschlossen hielt, blieb Sommer stehen.

Sieh ihn an, fällt dir keine Ähnlichkeit auf? — Hast du ihn nicht im Bild schon gesehen?"

Mich hatte es auf den ersten Blick durchzuckt: Gustavs Vater!!

Es war das Gesicht, das ich von dem zerbrochenen Familienbild her kannte, der Kopf mit dem dichten weißen Haar und den zusammengewachsenen Brauen, die Züge, die sich so auffallend in Gustav wiederholten. Ich stand lange ihn zu betrachten und stellte mir die Reihe soldatischer Vorfahren vor, die mit ihrer altpreußischen Gradheit und Strenge diese Züge so knapp und regelmäßig gemeißelt hatten. Unter dieser Stirn ließen sie nur für die eine vererbte Leidenschaft Platz: soldatische Pflicht und Ehre, und den Doppelstern, der darüber stand: König und Vaterland. Und weiterwirkend hatten sie auch des Sohnes Gesicht gemeißelt. Aber da war dann von weither etwas anderes, Leuchtendes her-

geflogen, das sich auf dem verjüngten Abbild niederließ und im bewegten Ausdruck umgestaltete, was in den Zügen des Alten unbeweglich blieb wie Holzschnittwerk.

Das waren meine Gedanken beim Anblick des Verwundeten, denn die Ähnlichkeit war für jeden, der Gustav kannte, unwiderleglich. Noch wußte ich nichts von dem tragischen Zusammenhang und hatte noch keine Zeit gehabt, mich zu wundern, wie der alte invalide Oberst unter die Frontsoldaten gekommen war. Aber schon klopfte mir das Herz und weißsagte irgendein Außerstes.

Da gab mir Sommer das blutverwischte Blatt, an dem noch immer herumgerätselt wurde, und ein Leichtverwundeter erzählte von dem Weißkopf, der der Kompagnie wie ein Stern vorgeleuchtet hatte, wenn er auch nur die Lüge des Gefreiten trug.

Weißt du jetzt, ob Gustav dabei ist? fragte mich Heinrich Sommer, und ich habe nie ein haßerfüllteres Gesicht gesehen als das seine bei diesen Worten.

Der alte Mann zerrte unterdessen mit den kraftlosen Fingern an den Verbänden, wie um sie abzureißen, und bewegte ineinemfort den fiebernden Mund, ohne zu sprechen.

Schwester Angela trat hinzu, und der traurige Ort leuchtete auf von ihrem Licht.

Herr Oberst, sagte sie mit ihrer Himmelsstimme dem Sterbenden ins Ohr, indem sie seine Lippen feuchtete, halten Sie sich ruhig. Ihr König besucht eben das Lazarett, er will Sie sehen und Ihnen danken. Gleich wird er da sein.

Es war die fromme Lüge eines Engels, aber für Heinrich Sommers Haß verkehrte sie sich zur diabolischen Eingebung.

Er beugte sich über den Verwundeten: Herr Oberst!

Heinrich, flüsterte ich empört, denn ich fühlte was kommen würde, du bist hier, um Wunden zu verbinden, nicht sie aufzureißen.

Ich muß es wissen, flüsterte er zurück. Er erlebt den Abend doch nicht mehr. Schwerer Lungenschuß.— Herr Oberst, sagte er lauter.

Zu Befehl, Majestät, fuhr jener auf und machte eine Bewegung, wie um zu salutieren.

Sommer drückte ihn in die Kissen zurück.

Liegenbleiben! Ich will es. — Sie hatten einen Sohn — wie heißt er?

Das Gesicht des Sterbenden arbeitete, aber er brachte den Namen nicht heraus; es war als ob ein Krampf ihm den Mund verschlöße. Was ist aus ihm geworden?

Fahnenflucht — vor dem Feind, Majestät, röchelte es mühsam aus der durchlöcherten Brust. — Degradiert und erschossen — habe selber Feuer kommandiert.

Es war schauervoll. Ich suchte den Peiniger wegzuschieben.

Du siehst, daß du auf falscher Spur bist. Der, den du meinst, ist außer Bereich des Kriegsbrechts.

Der alte Mann liegt im Fiebertraum, war die Antwort, er träumt, wonach er gedürstet hat. Aber der Vater deines Götzen ist er doch.

Der Oberarzt trat eilig ein und rief mit den Worten: Kollege Sommer, wo stecken Sie denn? Wir brauchen Sie! den Unbarmherzigen hinaus.

Der Verwundete lag wieder mit geschlossenen Augen teilnahmslos. Nur seine Finger zuckten noch und schienen etwas zu suchen. Da schob Schwester Angela ihm das Eiserne Kreuz von 1813 hinein. Sehen konnte er es nicht mehr, aber er erkannte mit den Fingerspitzen was es war, und es verband sich seinen letzten Träumen.

Majestät — murmelte er beseligt, Dank — Dank — ich habe ja nur meine Pflicht getan —. Aber das Auge, das er noch einmal aufschlug, war schon blicklos und gläsern. Dann ging es rasch zu Ende.

Der Tod konnte dieses Gesicht nicht starrer und strenger machen als die Natur es gemacht hatte, aber er wischte alles Kleine, Kommisshafte daraus hinweg. Und in dieser heldischen Erhabenheit, die das Unpersönliche seines Ausdrucks adelte, trat die Ähnlichkeit mit Gustav nur noch mehr hervor.

O Gott und Herr, laß es nicht wahr sein! flehte ich in meiner Seele. Es wäre zu jammervoll.

Aber das Schwere mußte sich enthüllen und erfüllen. Die Kunde von dem Obersten, der als Gemeiner gefochten hatte und in St. Hubert gefallen war, pflanzte sich von Mund zu Munde fort, von den verschiedensten Heeresteilen fanden sich an diesem Ruhetag die alten Feldwebel und Unteroffiziere ein, um seine Persönlichkeit festzustellen. Und endlich kam einer, der in dem Toten seinen Major vom schleswig-holsteinschen Feldzug erkannte, und er sprach den Namen aus, den ich zu hören fürchtete. Nun erschienen auch die jungen Offiziere vom Regiment, soweit sie noch lebten, und traten barhäuptig zu dem Alten, dem an Rang weit Überlegenen, der vor ihnen strammgestanden und jedem Befehl unverbrüchlichen Gehorsam geleistet hatte. Man hatte auf seinem Leib auch die alte Schußstelle gefunden, wo die dänische Kugel eingedrungen war, was den letzten Zweifel beseitigte. Die Erschwerung des Dienstes durch den alten Leibschaten entlockte den wenig rührsamen Ärzten manchen Ausruf erstaunten und hochachtungsvollen Bedauerns, mit was für Anmerkungen für den Sohn, brauche ich nicht zu sagen und lasse gern den Schleier über diese mir so schrecklichen Stunden sinken, in die nur ein teilnehmendes Wort Schwester Angelas, die alles mitzufühlen schien, was ich nicht aussprach, einen Schimmer des Trostes warf.

Gegen Abend begruben wir den alten Mann. Einen Sarg konnten wir ihm nicht geben, wir legten das Eiserne Kreuz vom Jahre Dreizehn auf seine Brust und ein paar Blumen in seine Hand, wickelten ihn in seinen Mantel und ließen ihn so hinab. Der Feldprediger, den die dringende Arbeit bei den Sterbenden verhinderte, eine Rede zu halten, von der jedes Wort ein Brandmal für den Sohn eines solchen Vaters gewesen wäre, sprach ein Gebet, die Soldaten sangen: Jesus, meine Zuversicht! und Ich hatt' einen Kameraden, und die Feindesgeschütze von St. Privat, wo das große Sicheln weiterging, donnerten ihm die Ehrensalven.

Ein rohes Holzkreuz wurde zurechtgezimmert, worauf der Name zu lesen war, den das preussische Heer von Alters her zu seinen Besten zählte. Mir aber war es zumut, als hätten sie nicht den Vater, sondern den Sohn begraben.

Mein Abschied von Sommer war kühl und kurz. Es war mir ein Charakterzug an ihm aufgegangen, den ich vorher nicht so recht erkannt hatte: die kalte Gehässigkeit des Reides. An unsern Studentenabenden bei Molfetta hatte er immer hinter Gustav zurückstehen müssen, dessen Überlegenheit er nur widerwillig anerkannte und mit dessen Schöpfergaben er nichts anzufangen wußte, da seinem verneinenden Wesen der Sinn für alles Künstlerische versagt war. Weil Gustav dies wohl wußte, hatte er ihn von der Teilnahme an seiner Dichtung ausgeschlossen und den Verletzlichen damit noch schwerer gereizt. Dann las er der stummgewordenen Adele ihr Liebesleid aus der Seele, und der Reid bohrte sich ihm tiefer und tiefer ein. Zuletzt sah er den Allbegünstigten noch Selma Hanusch davontragen, auf die Sommer, wie es scheint, schon früher ein Auge geworfen hatte, als die Künstlerin für studentische Huldigungen noch zugänglich war. Sommer hatte mich ja oft während unserer Studienzeit durch sein selbstgerechtes, absprechendes Gehabe gegen den gemeinsamen Freund ungeduldig gemacht. An jenem Abend begriff ich, aus welcher Quelle das alles floß.

Dem, der nicht verstehen will, ist auch nichts verständlich zu machen, und wer keine feinere Scheidung zuläßt, der ist schnell mit dem Urteil fertig. Er verschloß all meinen Versuchen, ihm Gustavs Handlungsweise, wenn nicht zu rechtfertigen, so doch zu erklären, sein Ohr. Freilich mußte ihm auch bei seinem völligen Mangel an Phantasie ein ganz von der Phantasie Beherrscher zur unlesbaren Schrift werden.

Erst hat er mit seiner unmenschlichen Selbstsucht die arme Adele getötet, sagte er, dann kam sein Vater an die Reihe, sein nächstes Opfer wird Selma sein, denk' an mich.

Plötzlich lachte er hämisch auf und griff sich an die Stirn:

Fahnenflüchtig, um eine Hermannsschlacht zu dichten, das geht allerdings über den Horizont so eines Alltagsmenschen wie ich bin.

Das Leben ist das Reich des Widersinns und keine Rechenaufgabe für Schüler, antwortete ich ungeduldig. Wenn alles so glatt aufginge, wie du verlangst, so gäbe es freilich keine Tragödie auf der Welt, aber gewiß wäre auch schon längst dem lieben Gott vor all der Selbstgerechtigkeit das Zusehen verleidet.

Dem lieben Gott! dem lieben Gott! sagte er, grimmig auf das neue Stichblatt losgehend. Ins Feldlazarett muß man kommen, um ihn zu suchen. Solche Verstümmelungen und ein lieber Gott!

Mit diesem Freund war ich fertig und suchte nur noch Schwester Angela auf, um Abschied zu nehmen. Ich fand sie am Bett eines Schwerverletzten, den eben der Priester verlassen hatte. Sie reichte mir über das Haupt des Sterbenden die Hand und sagte mit einem Blick, der mein Innerstes zu lesen schien:

Sie haben heute einen schweren Tag gehabt, Gott schütze Sie und sei mit Ihnen.

Ich ritt mit dem Kollegen nach Flavigny zurück, woher wir gekommen. Der frühe Mond ging auf und beleuchtete ein endloses Totenfeld, Kreuz an Kreuz, die Arbeit dieses Ruhetages. Und wo wir vorüberkamen, sahen wir Leute beschäftigt, die rasch noch zwei rohe Bretter kreuzweise übereinander nagelten, Hammerschläge begleiteten uns auf dem ganzen Weg. Die weite lothringische Ebene — Gräber, Gräber für Freund und Feind. O Menschenbrüder! Traurigkeit überwältigte mich, wie ich noch keine gefühlt hatte, und hinter mir blieb der neuaufgegangene Stern meines Lebens verdämmernd zurück. Der schlechtstehende Ring aber, der infolge der Kriegsstrapazen zu weit geworden war, muß unterwegs verlorengegangen sein, denn ich fand ihn später nicht mehr an meinem Finger.

Die nächste Feldpost brachte mir zwei Zeilen von Runo, den ein Zufall bald nach mir in jenes preussische Lazarett verschlug. Er schrieb mir nur tröstend die Schlußworte aus Hölderlins Lied an das Vaterland:

Und zähle nicht die Toten, dir ist,
Liebes, nicht einer zuviel gefallen.

*

Da ich nicht meine, sondern Gustav Vorcks Geschichte erzähle, überspringe ich die zwei nächsten Jahre, die ich dauernd in Amerika verbrachte. Das Deutsche Reich stand nun herrlich aufgerichtet und leuchtete wie eine Gralsburg über die Wasser herüber. Ich lebte in Philadelphia als Schriftleiter einer neugegründeten deutschen Zeitung, durch die das Deutschthum Pennsylvaniens unter Einem Zeichen zusammengefaßt werden sollte, wie es die deutschen Stämme auf dem Mutterboden waren. Und mein kleines Lebensschifflein war in den seligsten Hafen eingelaufen.

Dir wird sich nie das Schicksal tragisch verknoten, weil du gar keine Begabung zum Unglück hast, hatte mir einmal Gustav gesagt. Denn wie einer beginnt, ob mit dem Rhythmus des Ganzen oder gegen ihn, so wird er enden.

Diese Worte des Freundes, die für ihn selbst keine glückliche Vorschau enthielten, sollten sich an mir zum Heile bewähren! Denn als ich nach dem Friedensschluß Europa verließ und mich mit zerspaltenem Gefühl meinem Porzellanprinzesschen vorstellte, um das gegebene Wort einzulösen, da hatte die Vorsehung schon gnädig eingegriffen und ihr einen Industriellen zugeführt, der ihre Ansprüche in jeder Hinsicht besser befriedigte. Gerade um die Zeit, wo mir der Ring vom Finger verschwand, war das geschehen, und sie hatte nur meine Rückkehr abgewartet, um das Verhältnis friedlich und freundschaftlich zu lösen. Dann trat sie schönheitsstrahlend und von der ganzen Stadt bewundert vor den Altar, ich aber führte wenige Monate später den Engel von La Gloriette in

mein Haus. Wir waren miteinander in Fühlung geblieben, nicht durch Sommer, von dem ich mich innerlich los sagte, sondern durch Schütte, den Unbegreiflichen, der die Zwillingschaft unserer Seelen erriet, und ihre schönen, tapferen Briefe hatten mir bewiesen, daß ich diesmal nicht einem nur äußeren Reize erlegen war. Und so wie sie mir bei der ersten Begegnung erschien, ist sie an meiner Seite durchs Leben gegangen, als schirmender, in Liebe unbezwunglich starker Engel für alle, die der Liebe und des Schutzes bedürftig waren. Doch wem, der sie gekannt hat, brauchte ich das zu sagen!

Deutschland blieb meine ferne Liebe, mein Wunsch- und Wahl-land. Meine ganze Kraft an die Verbreitung deutscher Bildung, deutschen Wesens zu setzen, war mir eine köstliche Aufgabe. Das einzige, was mich betrübt, war, daß es mir nicht gelang, die persönlichen Fäden festzuhalten. Alle Bemühungen, brieflich an Gustav Bock zu gelangen oder auch nur seinen Aufenthalt zu erfahren, blieben unbelohnt. Der einzige von den näheren Freunden, der mir schrieb, war Schütte, aber seine Briefe oder vielmehr Zettel waren sprunghaft und dunkel wie seine gesprochenen Worte und jedesmal von einem anderen Orte abgesandt, so daß ich nicht antworten konnte. Um so froher war die Überraschung, als er eines Tages, eifertig und geheimnisvoll wie immer, über meine Schwelle trat. Er war zu einer Theosophenversammlung, die in Newyork stattfand, herübergekommen und wollte sich nur schnell, wie er sagte, bei uns den Ruppelpelz holen. Nicht meinem, aber Frau Angelas Zureden gelang es, den aus dem Rohr Geschossenen wenigstens für eine Nacht festzuhalten. Er war äußerlich seltsam verändert, sein immer schon spärlicher Haartwuchs war fast ganz verschwunden, eine fahlbraune Hautfarbe gab den weißen Zähnen etwas Bleckendes, das durch den großen Zwischenraum von der Nase zum Mund noch auffallender war, und die tiefliegenden Augen glühten wie angezündete Lichter in einem Totenkopf. Er stand nun vollends ganz im Banne der Messtik, so daß er alles

auf sie bezog. Aber sein Freundesherz war das alte geblieben, und wir verbrachten zu dreien einen schönen Abend, der ganz der Erinnerung an die Universitätszeit gewidmet war und an dem Gustav Vorck und Olaf Hansen, beide der Zuhörerin keine Fremden, mitten unter uns saßen.

Meine erste Frage hatte natürlich dem Dichter und seinem Werke gegolten. Runo zog zuerst die Schultern hoch und schwieg.

Er lebt in Zürich, sagte er dann. Selma ist dort am Stadttheater angestellt und entzückt in ihren oberflächlichen Glanzrollen die Züricher wie zuvor die Stuttgarter. Sie hat sich aber ins künstlerische entwickelt, Dank dem Einfluß ihres Mannes.

Du sprichst von Selma, sagte ich verwundert. Aber Gustav?

Was willst du, er hat im Ausland keinen leichten Stand. In der Schweiz weht für uns Deutsche eine etwas kühle Luft, zumal für Norddeutsche. Und dabei ist man doch den mit der Heimat Zerfallenen nicht gewogen.

Und seine Dichtung?

Nun erfuhr ich etwas Merkwürdiges, das Runo nur zufällig aus der Zeitung wußte. An einem Berliner Theater war bald nach dem Friedensschluß ein Hermannsdrama aufgeführt worden unter dem Titel „Der Befreier“, dessen Verfasser sich Max Verkanannte, das aber nach der Inhaltsangabe und den darin vorkommenden Namen nichts anderes sein konnte, als die stark zusammengezogene und verstümmelte „Varusschlacht“ von Gustav Vorck. An jenem Abend war es zu einem Theaterkandal gekommen, der sich vom Zuschauerraum in die Presse fortsetzte. Was in unseren Augen der höchste Adel des Stückes gewesen, die homerische Gerechtigkeit gegen Freund und Feind, das gereichte ihm in der Nachkriegsluft bei einer erfolgsberauschten Mehrheit, die ohnehin für die poetischen Schönheiten blind war, zum Vorwurf, während eine politisch unzufriedene Minderheit die reine parteilose Kunst für ihre Zwecke umdeutete und dem Dichter Ab-

sichten unterschob, die er erst recht nicht hatte. Der angebliche Verfasser erhielt durch spize Erklärungen und Gegenerklärungen den Streit aufrecht, bis sein Name oft genug durch die Blätter gegangen war, um im Gedächtnis der Reichshauptstadt zu haften und ihm einen literarischen Anhang zu sichern. Aber das Stück wurde schon nach der zweiten Aufführung vom Spielplan abgesetzt, und bald danach verschwand der Herr, der sich Dr. Verka nannte, nachdem ihm verschiedene literarische Diebstähle und andere unsaubere Machenschaften nachgewiesen waren. Mit ihm verschwand auch das Werk, von dem nun mit einemmal die Rede ging, daß es einen ganz anderen Verfasser habe. Runo hatte das alles festgestellt und sich dann nach Zürich gewandt mit der Anfrage, ob dem Dichter diese Vorgänge bekannt seien, hatte aber gar keine Antwort erhalten.

Verka? Verka? Woher kenne ich diesen Namen? ging es mir durch den Kopf. Da stellte sich plötzlich ein Gesicht, an das ich seit Jahren nicht gedacht hatte, vor mein inneres Auge, ein unruhiges und unerfreuliches Gesicht, über das es von Zeit zu Zeit wie ein Kribbeln von Ameisen lief, und jener Geisteschmaroger, der sich in der Stuttgarter Zeit in Gustavs Künstlertum eingefressen hatte, stand wieder vor mir.

Er hat die Handschrift gestohlen, fuhr ich heraus.

Das nicht, war die Antwort. Ich weiß aus sicherer Quelle, daß Gustav mit ihm einverstanden war. Er wagte als Fahnenflüchtiger nicht, das Werk unter seinem Namen auf die Bühne zu bringen.

Weiß er denn, was in St. Hubert geschah? fragte ich zögernd.

Ich glaube nein, und möge er es nie erfahren. Er hat keine Beziehungen zu seiner Heimat und zu seinen ehemaligen Kameraden. Und Selma umgibt den Traumwandler unermüdlich mit Schutzwehren. Höre, dieser Frau habe ich Unrecht getan und bitte es ihr im stillen ab. Solch ein stündliches Opferbringen und Aufgeben der eigenen Persönlichkeit für einen, der es nicht einmal bemerkt,

solch ein immerwährendes Sorgen und Behüten macht manche Torheit gut. Und war sie nicht im Recht, als sie ihm riet, die Pflicht des Genius über die des Alltagsmenschen zu stellen?

Jetzt aber steht er heimatlos und rechtlos im Leeren und kann sein Werk nicht durchsetzen. Hätte er das bedacht, so wäre er doch vielleicht den anderen Weg gegangen, wandte ich ein.

Das Große setzt sich bei uns nie auf Einen Schlag durch, dafür hat es auch Zeit zu warten, sagte er. Die Hauptsache war doch, daß es entstand, besser gesagt, daß es aus den Tiefen geholt wurde, wo es fertig lag und wohin kein anderer den Schlüssel hatte. Ich glaubte ja auch einmal ihn meistern und lehren zu können und tappte selber im Dunkeln. Damals hatte ich die Weihen noch nicht. Jetzt sehe ich anders. Er sah von jeher anders, weil er auf einer anderen Ebene lebte. Jeder hat Recht auf der Ebene, wo er steht. Die Ebenen liegen stufenweise übereinander.

Ich wunderte mich, den Mann, dessen Vaterlandsgefühl sonst immer bis zum Überkochen erhitzt war, so reden zu hören.

Wie kann der Geistesjünger sein Herz an ein einziges Land hängen, war seine Antwort, wenn er doch weiß, daß er in jedem Land der Erde schon einmal geboren war oder es werden kann, und daß jeder Menschenbruder sein gewesener oder künftiger Landsmann ist?

Mir wurde bei dieser Rede zumut, als stürzte ich hauptlings ins Leere. Unter einfacheren Seelen lebend, war ich gewohnt, daß auf diesem Boden der großen Völkermischung ein jeder zu seinem eigenen Volkstum stand, und es war mein Stolz und meine Freude gewesen, für die Meinen tun zu können, was ich alle andern selbstverständlich für die Ihrigen tun sah. Darüber hatte ich ganz vergessen, daß der deutsche Genius seine Höhe immer nur ersteigt, um sich selber aufzulösen und zu verneinen, als ob sein Kreis sich niemals runden sollte, als ob ihm niemals eine irdische Erfüllung bestimmt sei.

Auch Runo hatte die Stufe des Volkstums überflogen und schwebte ohne Pol im Unbegrenzten. Alles Geformte war ihm entglitten, und nur die Teilnahme am Geschick der Freunde schien an ihm noch irdisch zu sein.

Als er gegangen war, sprach mein zweites Ich die Worte aus meiner Seele:

In Zürich bedürfen sie deiner. Laß uns die Herbstferien in Europa verbringen.

*

Als wir wieder deutsche Luft atmeten, fanden wir dann freilich, daß nicht alles Gold war, was so hell über die Wasser herübergeglänzt hatte, und es ging uns allmählich auf, was Runo durch Schweigen und halbe Worte hatte ahnen lassen. Das Reich war teuer bezahlt. Die wenigen Jahre seit der Lübinger Zeit hatten genügt, einen ganz anderen Deutschen auf die Bildfläche zu bringen; Gründer- und Streberwesen standen in Blüte. Der Durchschnitt beugte sich vor dem goldenen Kalb, die einen in satter Befriedigung, die andern in ungestillter Gier. Die Besseren standen trauernd und hilflos beiseite oder waren verbitterte Mörgler geworden. Unterdwärts war es ja bei der Allgemeinheit gewiß auch nicht besser bestellt, aber Deutschland, das Land der Poesie, die feste Burg des Geistes, von demselben Taumel ergriffen zu sehen, das traf ins Herz. Unerseßliches, sonst nirgend Vorhandenes, war dahin, und mein Herz füllte sich mit Trauer. Eine Luft wie im Kaffeehaus Molfetta gab es nun nicht mehr. Weder bei den Verwandten meiner Frau noch bei meinen eigenen, die noch da und dort verstreut lebten, fanden wir die Welt, nach der wir uns so tief gesehnt hatten. Wir standen auf deutschem Boden und suchten Deutschland! Und wieder einmal schwebte das Ewigmorgige vor uns her wie die Fata Morgana. —

*

— — In Zürich fand ich zunächst nur Selma. Gustav hatte die letzte, schon kalte Herbstsonne benutzt, um noch für zwei Tage in die Berge zu gehen. Das Mädchen kannte mich noch und ließ mich ohne weiteres eintreten. Die Künstlerin stand halbseits mit dem Rücken gegen die Tür, daß ich sie zuerst im Profil erblickte; sie neckte sich zärtlich mit einem Kinde, das sie auf einen Bücherschrank gesetzt hatte, von wo es lachend und strampelnd nach ihr hinstrebte. Ein Wops beteiligte sich durch Emporspringen und Wellen an diesem Spiel. Sie schien mir größer geworden, was auf Rechnung einer fast asketischen Schlankheit kam.

Als sie mich erkannte, stieß sie einen Schrei aus, riß das Kind auf den Arm und stürzte mir mit einem Ungestüm entgegen, worin ich ganz die alte Selma erkannte.

Der Mohikaner! Endlich! endlich! O nun wird alles gut. Sie Böser, wo haben Sie so lange gesteckt?

Dieser Empfang verriet, wie verloren sie sich beide in der Fremde fühlten, trotz Selmas Erfolge, von denen man uns schon im Gasthof erzählt hatte.

Es brach auch gleich mit der alten Aufrichtigkeit aus ihr heraus: Lieber, lieber Freund! Sie glauben nicht, wie mir Ihr Anblick wohl tut. Wir frieren hier an Leib und Seele. Das heißt: ich, setzte sie schnell mit wehmütiger Schalkheit hinzu, denn Er will es nicht Wort haben. Ich müßte ja dankbar sein, weil es uns äußerlich wohl geht, aber in unsrem guten Schwabenland wehte doch eine andere Luft.

Ich hielt das Kind, das sie während des Sprechens immerzu hätschelte, für ihr eigenes, da brach sie in Tränen aus.

Es ist ein Nachbarskind, das ich mir herüberhole, wenn Gustav fort ist. Ich darf ja kein eigenes haben. Ach, und ich wäre eine gute Mutter gewesen; dies eine Lob darf ich mir geben, es ist das höchste für eine Frau. Aber auf mich kommt es nicht an, er kann den Kinderlärm nicht ertragen.

Raum hatte sie diese Worte herausgesprudelt, als sie sich erschrocken über ihre Offenherzigkeit in der ersten Minute des Wiedersehens auf den Mund schlug.

Run erzählen Sie mir, Selma, sagte ich ablenkend, was denn eigentlich mit der entwendeten Handschrift geschah. Ich möchte gern eingeweiht sein, bevor ich Gustav spreche. Es ist mir von der Sache erzählt worden, doch konnte ich nichts Bestimmtes erfahren.

Dieser Schurke, dieser Berka! rief sie, rasch die Augen trocknend. Welchen Giftwurm haben wir uns da herangezogen. Sie durchschauten ihn ja gleich, ich weiß es noch wohl. Aber wir beide waren ganz von ihm eingenommen. Er überredete Gustav, ihm die Niederschrift der Trilogie zu überlassen, damit er sie auf das neugegründete Theater bringe, und wußte ihm einzureden, daß Gustavs Name zunächst nicht genannt werden dürfe. Es könnte doch nach der Persönlichkeit geforscht werden und herauskommen, wer hinter dem Gustav Borck stecke. Das sollte erst nach einem großen Sieg enthüllt werden. Unterdessen sollte die Dichtung Berkas Namen tragen. O welche Hoffnungen habe ich auf die Aufführung gesetzt. Ich glaubte, danach würde der Verfasser ins Vaterland zurückgerufen werden und alles verstanden und verziehen sein. Er glaubte es auch, wenn er gleich nicht davon sprach, sein Schiff ging auf den höchsten Wogen. Aber in Berlin meinten sie, wegen fachlicher Schwierigkeiten eine Aufführung des Ganzen zunächst nicht wagen zu können. Man wollte es fürs erste mit dem Mittelstück, der Varusschlacht, die auch für sich bestehen könne, versuchen. Und an dieser sollten noch Änderungen angebracht werden. Gustav willigte in alles, er war so nachgiebig, so zugänglich in seiner Freude. Run gab es ein beständiges Hin- und Herfahren des bewußten Herrn, versteht sich, auf Gustavs Kosten, bis alles so weit war. Das letztemal fuhr er selber mit und wohnte unerkannt der Aufführung bei. Im Theater geriet er fast von Sinnen. Über seinen Kopf hinweg hatten sie Striche ge-

macht, die ihm sein ganzes Stück verhunzten. Auch so, verstümmelt und fast entmannt, hätte es noch einen starken Eindruck machen müssen, wäre nur eine Hörerschaft da gewesen, die starker Eindrücke fähig ist. Aber was bringt sattes Großstadtpublikum der hohen Kunst entgegen? Eine höfliche Langerweile, wenn sich's um bekannte Größen handelt, bei unbekannten ein offenes Gähnen. Freilich, es gab auch feinere Geister, die hingerissen waren, und es wurden Worte geschrieben, die ihn wohl hätten über die Gleichgültigkeit des Haufens trösten können, wenn er damals irgend einem Lichtstrahl zugänglich gewesen wäre. Aber es muß wohl auf jener Reise noch ein anderes Unheil ihn ereilt haben, denn er blieb danach lange Zeit in einer Art von Erstarrung, die allen auffiel.

Was könnte das für ein Unheil gewesen sein? forschte ich.

Ich weiß es nicht, irgendeine böse Entdeckung, er spricht nicht darüber. Aber es hat ihn furchtbar geschüttelt, er hatte bei seiner Rückkehr keinen Blutstropfen mehr im Gesicht und hat auch die frühere frische Farbe nie zurückbekommen. Er ging dann in die Berge und war wochenlang verschollen. Ach, was habe ich gelitten! Als er wiederkam, war's wie nach einem Kampf mit Höllengeistern. Sein Gesicht war zerfallen, er hatte weiße Haare. Aber es ging vorüber, er stürzte sich in neue Arbeit, die riß ihn heraus, die rettete ihn. Und als es sich zeigte, daß er sein Vertrauen einem Betrüger geschenkt hatte, der nach allerlei Schurkereien mit seinem Werk verduftete, da nahm er den neuen Schlag merkwürdigerweise ganz gelassen.

Er hat ohne Zweifel eine Abschrift zurückbehalten.

Ich weiß es nicht genau. Das alles wird er Ihnen ja selber sagen. Welch ein Labsal für ihn, daß Sie da sind. Ihr Stillschweigen hat ihn mehr gequält, als er gestehen mochte; er glaubte, Sie hätten ihn absichtlich fallen lassen.

Wie konnte ich denn schreiben, wenn ich nicht wußte, wohin? antwortete ich. Ein Brief nach Heiden kam als unbestellbar zurück.

Ich sagte immer: Der Mohikaner läßt nicht von dir; wenn er nicht schreibt, so ist es, weil er nicht schreiben kann. Gib acht, er taucht eines Tages plötzlich auf und wird dann ganz der Alte sein.

Und hier ist er, um zu beweisen, daß Sie recht hatten, sagte ich. Aber jetzt muß ich aufbrechen, denn ich werde im Gasthof erwartet.

Als sie erfuhr, daß ich nicht mehr allein sei, sondern ihr eine Freundin und Schwester mitgebracht habe, blickte sie zuerst betreten. Sie schien zu fürchten, daß Gustav dabei einen Verlust erleide. Aber schnell besiegte sie die Anwandlung und sagte, meine Hände fassend:

Gott segne Sie und mache Sie so glücklich, wie Ihre Freundschaft für uns es verdient. Es war an der Zeit, daß Sie endlich auch an das eigene Glück dachten, statt einzig für das der Freunde zu sorgen. Also Angela heißt sie? Ein lieber Name. Aber warum haben Sie sie nicht mitgebracht? Holen Sie sie nur gleich. Nein, warten Sie, wir gehen zusammen. Sie müssen beide heut abend meine Gäste sein. Meine, wohlverstanden, denn morgen wird Gustav seine Rechte an Sie geltend machen, da habe ich mich auszulösen, aber heute bin auch ich ein Mensch.

Sie ging an meinem Arm die Bahnhofstraße hinunter. Im Freilicht erkannte ich, daß ihre Schönheit viel von dem lockenden Reiz verloren hatte, dafür aber feiner, geistiger geworden war. Die ehrerbietigen Grüße, die ihr zuteil wurden, und die Blicke, die ihr folgten, sagten mir, wie ihr Name gefeiert war. Daß sie einen Zeugen ihrer künstlerischen Geltung neben sich hatte, mochte ihr wohl tun, da Gustav augenscheinlich keine Kenntnis davon nahm.

Aber als ich sie vor mir her ins Gasthofzimmer schob, blickte die bewunderte Künstlerin unter ihrem Prachtthut verschüchtert auf die vornehme Einfachheit des Grafenkindes. Doch kaum hatte sie den ersten Laut von ihren Lippen vernommen, als sie auch schon an ihrem Halse lag.

Mit einer solchen Stimme kann man nur sein, was der holdselige Name sagt.

Die Beiden küßten sich schweesterlich und schlossen von Stund an Freundschaft. Wir verbrachten einen frohen Abend, wobei in Selma die alte Glücksnatur wieder durchbrach, die sie ihrem ernstesten Gefährten zuliebe bis zum Verlöschen abgedämpft hatte. Als wir heimgingen, zog ein spätes Gestirn mit wunderbar farbigen Strahlen gerade über der Spitze ihres Daches auf. Ich meinte in hoffnungsvoller Verblendung, daß es vielleicht doch noch einen Glückstern für den verfeimten Mann und seine mittragende Gefährtin gebe. Aber Angela, die beim Durchschreiten der Wohnung die weitgetrennten Räume gesehen hatte, wo die beiden jetzt hausten, sagte beklommen:

Dies ist kein Haus des Glücks. Dein Freund ist wieder Junggeselle geworden, ein einsamer, verbitterter, und Selma trägt schwer an ihrer Witwenschaft; sie bricht ihr langsam das Herz. Auch ist die Arme ja lungenkrank und sollte sobald wie möglich in ein besseres Klima verpflanzt werden. Hast du das Gehüstel nicht bemerkt und die jähen Hitzigen? Ihr Mann muß ein Nachtwandler sein, wenn er daneben hinlebt, ohne zu sehen und zu hören.

Gustavs Anblick, als wir uns wiedersehen, zerschnitt mir das Herz, daß ich ihm nicht böse sein konnte für das, was er Selma antat. So hatte ich sein Aussehen nicht erwartet. Sein Gesicht war ganz starr, beinahe maskenhaft, wie von jähem Schrecken versteinert, und durch das schöne dichte Haar zogen sich Silberfäden. Am meisten ergriff mich seine freudige Rührung über meinen Besuch, die er kaum zu beherrschen wußte, sie bewies mehr als alles seine tiefe Vereinsamung. Aber er kam erfrischt aus den Bergen und trug sich, wie ich sah, mit neuen großen Plänen.

Diesmal hab' ich meine Flügel von Pella bis nach Babylon und an den Indus ausgespannt.

Ich erschrak. Ein Alexanderdrama. Das war wieder ein Stoff, um die halbe Welt hineinzustopfen, und ich zweifelte nicht, daß er

schon einen Grundriß angelegt hatte, wo Orient und Okzident mit Waffen und mit Geistern aufeinanderprallen konnten. Aber würde der gewaltige Wurf je den Tag der Vollenbung sehen? Der Dichter war so erfüllt von der neuzuströmenden Erfindung, daß er mir gleich die großartige und tiefsinnige Szene vorlas, worin der Brahmane vor Alexanders Herrschersitz und dem versammelten Heere allen Vorstellungen und selbst der Bitte des Königs zum Trotz den Scheiterhaufen besteigt, um durch freiwilligen Feuertod den Wert aller irdischen Macht wie Asche zu zerblasen.

Der alte Geisterbeschwörer berauschte mich wiederum ganz und gar, und wir saßen bis zum Abend über seinen neuen Papieren, bevor ich zagend nach dem Schicksal des „Befreiers“ fragte.

Er blieb ganz ruhig.

Ich glaube nicht, daß Berka von Anfang an die Absicht hatte, mir das Werk zu stehlen. Er wollte es nur als Sprungbrett in die Öffentlichkeit benützen und hätte später gern oder ungern den wahren Verfasser genannt. Doch nachdem er in einen Prozeß wegen Plagiats, begangen an einem wenig bekannten verstorbenen Schriftsteller, verwickelt worden war und die Sache einen für ihn schmähhlichen Ausgang zu nehmen drohte, verschwand er plötzlich und nahm meine Dichtung mit.

Aber diese ist doch gerettet? Du hattest eine Abschrift?

Ja und nein. Ich konnte sie aus Zetteln wiederherstellen, aber nicht in der alten Fassung, denn ich besaß nur eine fertige Niederschrift.

Welche Unvorsichtigkeit! fuhr ich heraus.

Du hast recht, aber die Sache eilte, und damals regte sich schon ungeduldig der Alexander in mir.

Was wirst du jetzt mit der neuen Fassung anfangen? beharrte ich.

Er lachte bitter: Warten, bis sie in Deutschland das Große ertragen lernen und unterdessen erfolglos weiter schaffen, wie es alle Starken, Einsamen gemußt haben.

Die Berliner Aufführung ist zur Unzeit gekommen, tröstete ich. Vor dem Krieg wäre die Dichtung verstanden worden, sie wird später verstanden werden, wenn die Geister sich beruhigt haben.

Eine hohe Kunst wird bei uns immer zur Unzeit kommen, entgegnete er schneidend. Wäre es um das deutsche Selbstgefühl, so wollte ich mich gar nicht beschweren. Aber hindert das deutsche Selbstgefühl die Berliner, Abend für Abend dem jämmerlichsten französischen Trödel nachzulaufen? Hönnen sie nicht als rückständig jeden, der den armen Glitter verachtet und von echter deutscher Dichtung überhaupt spricht? — Sie lehnten meinen „Befreier“ ab, angeblich weil ich zu menschlich mit den Römern verfuhr. Sie werden ebenso meinen Alexander ablehnen, ich sehe es kommen, weil ihre Gehirne für solche Maße überhaupt nicht eingerichtet sind.

Schilt mir nicht die Deutschen, sagte ich, als ob es anderwärts besser wäre. Bei ihnen macht das Große langsam seinen Weg, es macht ihn doch. Anderwärts können Werke von solchem Tiefgang nicht einmal entstehen.

Unglücklicherweise setzte sich dieses Gespräch an Gustavs Stammtisch, wohin er mich führte, fast ohne mein Zutun fort.

Ich bringe dich jetzt unter Menschen, für die dein Freund nicht nur der Gatte Selma Hanuschs ist, sondern auch selber etwas gilt — nämlich als Bergsteiger, hatte er mir unterwegs mit bitterer Selbstironie gesagt. — Ja, staune nur, so weit habe ich es im Leben gebracht, ich könnte jeden Tag ein Führerzeugnis erlangen, und solche Vorzüge weiß man hier zu schätzen.

Es war ein literarischer Zirkel, der sich wöchentlich einmal beim Weine traf, zum großen Teil Landsleute, die sich von der inneren Entwicklung des Reiches unbefriedigt ins Ausland begeben hatten, wo sie sich nun gegenseitig in ihrem Mißmut bestärkten.

Gustav trat herb und hochfahrend auf, wie immer, wenn er sich unterschätzt fühlte, und war doch auf diesen Verkehr angewiesen, wollte er nicht ganz erstarren. Er hielt alle im Abstand, und man konnte wohl sehen, daß er mehr gefürchtet als beliebt war. Kein Wunder, man kannte ihn nur als witzigen und spitzigen Kritiker, der für eine Reihe von großen Blättern Literaturberichte schrieb, von seinen schöpferischen Kräften schienen die wenigsten der Anwesenden zu wissen.

Unter den Deutschen waren Menschen von Geist, aber mit dem verengten Gesichtsfeld derer, die vom eigenen Gemeinwesen losgerissen sind ohne Anschluß an das fremde, und die sich nun auf ein unfruchtbares allgemeines Meinsagen beschränken. Trotz meiner eigenen Enttäuschung über so manches, was ich im Reich gesehen hatte, quoll der Schmerz in mir hoch, eine ganze Anzahl feingebildeter Geister vor mir zu haben, die so gar nichts von jener Selbstbehauptung in sich trugen, ohne die ein Volk sich nicht auf die Dauer groß und frei erhalten kann, und die sich nicht entblöden, vor ausländischen Ohren eine Kritik am Vaterlande zu üben, wie sie nur in den engen Kreis der Landsleute gehört. So kam es, daß ich eine Reihe von Fragen ins Gespräch warf, auf die es im Grunde keine Antwort gibt.

Wie kommt es, sagte ich, daß der Deutsche alle fremden Volksgebilde um ihre Geschlossenheit bewundert, daß er ihre Seelen in die seine aufnimmt und für ihre Rechte eintritt, und daß er der gleichen starken Empfindung für sein eigenes großes saftstrotzendes Volk so wenig fähig ist? Oder wenn er sie in Augenblicken aufschwellender Inbrunst gehegt hat, warum verleugnet er sie gleich darauf und scheint sich ihrer zu schämen, als ob er damit einer höheren, nur ihm selber auferlegten Sendung untreu geworden wäre? Angegriffen, wehrt er sich jedesmal wie ein Berserker, aber sobald der Sturm vorüber ist, verwirrt sich sein Gefühl; er zerfällt wieder mit sich und tut das Gegenteil von dem, was ihm an den andern schön ist: er gibt seinen Mittelpunkt auf,

um ohne Pol im Leeren zu schweben. Liegt dieser Einstellung ein Unvermögen zugrunde, das vielleicht mit dem Mangel starker Landschaftsprofile und mit den allseitig offenen Grenzen zusammenhängt? Oder ist es vielmehr das Ahnen eines Weges zu höherer planetarischer Zukunft, den keiner als der Deutsche mit dieser Besonderheit finden kann und soll?

Die Unzufriedenen verstummten eine Weile. Dann sagte Gustav: Es sind Geheimnisse. Goethe mag etwas davon geahnt haben, aber er durfte es nicht sagen. Immer muß ja die letzte Wahrheit stumm bleiben wie am Ostermahl des Herrn: Ihr könnet es für jetzt nicht tragen.

Diese Worte aus dem Johannevangelium waren ganz offenbar mit Anführungszeichen gesprochen. Aber jetzt geschah etwas völlig Widersinniges und Unbegreifliches: Einer der Anwesenden, der ohnehin gegen Gustav geladen schien, bezog sie auf sich selbst und seine Umgebung. Es war einer jener poetischen Dilettanten, die sich an die Berufenen herandrängen, und wenn sie nicht die erwartete Aufmunterung finden, sich gern durch heimliche Feindseligkeit für den aufgewandten Weihrauch rächen. Gustav, bei seiner Unerbittlichkeit gegen sich und andere, mochte ihm ein besonders strenger Richter gewesen sein.

Als hätte er nur auf einen Anlaß gewartet, fuhr er heraus: Was wir tragen können oder nicht, haben Sie nicht zu entscheiden. Wir sind hier keine Schulkinder, die sich ihre Fähigkeiten vom Herrn Oberlehrer bezeugen lassen müssen.

Gustav, der sich niemals zum Einlenken und Begütigen herbeiließ, auch nicht, wenn man ihn augenscheinlich mißverstand, sagte nur von oben herab:

Es wird mir wie jedem andern gestattet sein, meine Meinung über allgemeine Fragen zu äußern.

Aber jener, der seinen bisher stummen Groll schon stark mit Wein begossen hatte und daher nur die Schärfe des Tones, nicht den völlig arglosen Sinn der Rede faßte, wurde dadurch

noch mehr gereizt, und als ich mich vermittelnd dazwischenlegte, warf sich der Störenfried plötzlich auf mich, indem er zornig rief:

Und von Ihnen laß' ich mir keine undeutsche Gesinnung vorwerfen. Wenn ich am Reich zu tadeln finde, so ist es meine Sache: Ich hab' es machen helfen. Ich habe mit der Waffe in der Hand meine Schuldigkeit getan, ich bin kein Drückeberger und Ausreißer.

Die letzten Worte schrie er plötzlich aufkochend so laut in das Stimmengewirr, daß es für einen Augenblick verstummte. Gustav erblaßte bis über die Stirn. Ob die Worte einen Ausfall gegen ihn enthielten, möchte ich bei dem ange dunkelten Zustand des Schreiers nicht einmal entscheiden. Jedenfalls nahm Gustav den mutmaßlichen Handschuh auf, indem er kalt und spöttisch sagte: Leier und Schwert. Sie täten besser, Ihr umnebeltes Dichterkaput in die Kissen zu legen, als uns mit Ihren Waffentaten zu unterhalten.

Das Wetterglas stand an jenem Abend augenscheinlich auf Sturm. Denn jetzt sagte eine hånische Stimme von der anderen Seite herüber:

Sprechen Sie für sich selber, aber nicht für uns, wir haben keinen Grund, Erinnerungen an das große Jahr zu meiden.

Ich weiß heute nicht mehr, wie der gånzlich sinnlose Streit, den ich nichtsahnend mit entfacht hatte, im einzelnen weiterging; sein jäher Ausbruch bezeugte einen schon lange aufgehäuften Zündstoff. Die Angriffe gegen Gustav vermehrten sich, die Fernersitzenden schienen ihn für den Schuldigen zu halten. Er schleuderte Jupitersblitze nach rechts und links, aber ich hörte nicht mehr, was er sagte, denn einer der Anwesenden, dem meine Reden vorzugsweise gegolten hatten, verwickelte mich in ein Einzelgefecht, dem ich nicht ausweichen konnte. Ich merkte nur, wie Gustav sich trotz seiner Selbstbeherrschung allmählich doch erhitzte, das Durcheinander der Stimmen wurde größer. Ein anwesender Schweizer,

der zuvor auf Deutschland mitgestichelt und dadurch hauptsächlich meine Verwahrung veranlaßt hatte, nahm plötzlich sein Glas und wanderte damit an einen Nebentisch aus, indem er halblaut erklärte, daß es kein Vergnügen sei, unter Renegaten zu sitzen. Die Beleidigung ging im allgemeinen Lärm unter, Wohlgesinnte schlugen sich ins Mittel und drängten zum Aufbruch, wodurch sie die Erzürntesten auseinanderstoben und alle zum Ausgang geschwemmt wurden. Nur der wein- und wehselige Dichterling blieb mit aufgestützten Ellbogen am Tisch zurück und weinte.

Nach diesem Auftritt war nicht ans Schlafengehen zu denken. Wir gingen die halbe Nacht am Seeufer auf und nieder, bald sturmgeschwind, bald mit stockenden Schritten, je nachdem seine Gedanken den unglücklichen Mann vorwärtspeitschten oder festhielten. Er sprach von „Genugthuung fordern“, aber eigentlich lag dazu kein ausreichender Grund vor, denn nichts zwang ihn, die Anzüglichkeiten, die gefallen waren, als solche anzusehen; das Wortgefecht war wie ein Gewitter, das sich nur halb entladen hat. Man konnte nicht einmal wissen, wieviel diesen Menschen von Gustavs Schicksalen bekannt war; was ich am meisten zu hören gezittert hatte, der Name St. Hubert war nicht gefallen. Entweder sie wußten nichts von diesem Äußersten, oder Scham hielt auch die Verausuchten zurück, die gräßliche Wunde roh zu betasten. Daß er selbst sie kannte, erfuhr ich nun.

Ihr hattet damals recht, du und Runo, brach es auf einmal ohne Übergang aus ihm heraus. — Es wäre besser, ich faulte in der stillen Grube bei Gravelotte, und mein Arminius ginge, wenn auch nur als Torso, über die Bretter; als Werk eines Gefallenen hätte er vielleicht seinen Weg besser gemacht.

Ich weiß nicht, ob wir recht hatten, sagte ich. Auch Runo hat unterdessen umgelernt. Du unterstehst einem anderen Richter als unsereiner. Wie du nicht frei bist in deinen Entschlüssen, sondern so mußt wie dein Herr und Despot gebietet, so bist du letzten

Endes auch nur ihm Rechenschaft schuldig. Dein Werk ist dein Freispruch.

So dachte ich auch, aber auf eines war ich nicht gefaßt, und die Toten behalten immer das letzte Wort.

Es gibt kein letztes Wort, Gustav, sagte ich. Solche Dinge wechseln ihr Gesicht mit jedem neuen Standpunkt, aus dem man sie betrachtet. Das Leben ist ein endloses Umgestalten, wo jedes neugesprochene Wort das vorangegangene aufheben kann. Jener Tote war groß, er stand auf seinem Boden wie ein Vorzeitries. Steh' du so fest und groß auf dem deinigen, so kann er dir nichts anhaben!

Du vergiffest nur, und ich hatte es selbst vergessen, daß ich vom gleichen Blute bin und daß die Gefühlswerte unserer Vorfahren immer von Zeit zu Zeit in uns erwachen. Was ist es anderes als das Ahnenblut, was jetzt in mir tobt und nach einem Kugelwechsel mit jenen Tröpfen lechzt, weil es sonst keine Ruhe finden kann. Und doch hast du recht: Ich wüßte eine Herausforderung nicht einmal zu formulieren.

Sie gäbe das allerschädlichste Argernis und brächte eine ganze Lawine ins Rollen. Du mußt jetzt zeigen, daß du von deiner Höhe auf die Meinung der Welt herabsehen kannst, wie du es auf deiner grünen Alp überm Bodensee tatest.

Gustav starrte in das Wasser, das spiegelnd im hellen Mondlicht lag.

Mein alter Widerdämon ist von neuem am Werk, sagte er düster. Immer lauert er dann, wenn ich des inneren Lebens am vollsten bin, um es mir zu rauben. Ich kam so erfrischt aus der Balsamluft der Höhen. Mein Alexander war mir so nahe, ich konnte ihm in die Augen sehen, er sprühte von Macht und Lebensfülle. Und im Hintergrund regte sich schon ein Fridericus, ganz leibhaft, Mensch und Halbgott, ich mußte ihn zurückbannen, damit er mir nicht den Alexander störe, aber zuvor hielt ich noch sein Persönlichstes fest.

Er wurde endlich ruhiger und willigte zuletzt in meinen Vorschlag, noch auf einige Tage mit mir ins Hochgebirge zu gehen; ich erbat es mir als Freundschaftsbeweis für mich, da ich seit so langem keinen Berg bestiegen hätte und körperliche Bewegung mir ein Bedürfnis sei. In aller Frühe fuhren wir ab, Selma, die am Abend aufzutreten hatte und deshalb ihren Teil vorwegschlief, erfuhr unser Fortgehen erst mehrere Stunden später.

*

Als wir zusammen im Berninagebiet wanderten, kamen noch einmal Götterstunden unserer Freundschaft. Der Sohn der Mark war in der Tat einer der ersten Bergsteiger geworden, es war eine Lust, ihn gemischartig springen und klettern oder pfeilgeschwind über Eishänge niederschießen zu sehen. Und doch — wie oft mußte er in seiner Zerrissenheit das Leben, das ihm in den hohen Schaffensstunden so kostbar war, geflissentlich aufs Spiel gesetzt haben, bis er diese Sicherheit gewann, die einem nur zum Sportsmann Geborenen Ehre gemacht hätte. Ohne Zaudern vertraute ich mein Leben, das ja erst jetzt Sinn und Wert erlangt hatte, seiner Erfahrung an, wenn auch die Begegnenden, die uns führerlos ausziehen sahen, die Köpfe schüttelten.

Wir machten mit Kleinem den Anfang, da ich gänzlich außer Übung war. Von der Alp Grüm und Saffal Mason sahen wir entzückten Blicks dem Lauf des Puschlav nach ins Land Italien hinunter, wo die Beltliner Alpen, schön gewölbt und flimmernd wie eine Diamantenkrone, den fernen Hintergrund schlossen.

Wer da hinunter dürfte, sagte Gustav sehnsüchtig. So gut wollte es mir niemals werden. Aber es wird noch, es wird! Laß nur erst den Alexander fertig sein, dann schenke ich mir und Selma vier Wochen Sonne und Jugend.

Unererschöpfliche Gabe der Selbsttäuschung, was wäre das Leben ohne dich! Auch ich ließ mich wieder einmal vom Fluge seiner

Phantasie fortreißen und glaubte mit ihm an das nahe Gelingen des großen Wurfes.

Mit schöner Treue sprach er noch einmal von den gemeinsamen Jugendtagen und von seinem unvergessenen Olaf Hansen. Er hielt ihm eine Gedächtnisrede wie damals am offenen Grab.

Ein schöneres Wesen, sagte er, ist der Natur nie gelungen. Er holte das Glück aus seinem eigenen Inneren und teilte es aus. Er bedurfte nichts, er hatte nur immer zu geben, ob es die kleinen Ersparnisse seiner Westentasche oder die großen Schätze seiner Seele waren. Ihn machte der bloße Wechsel von Tag und Nacht, der ihn auf seiner Welle mittrug, froh und dankbar, er hat ihn ergreifend besungen. Ein Blick aus den dunklen Augen Adeles versetzte ihn unter die Götter. — Die alten Inder erzählten, im ersten, dem Goldenen Weltalter seien die Menschen so fromm gewesen, daß sie gar keine Religion kannten: sie waren eins mit dem Göttlichen. Erst nach ihrem Abfall, als sie in Not und Elend wieder zur Gottheit zurückverlangten, da begannen sie Tempel zu bauen und Opfer darzubringen. So wie jene Frühen war Olaf. Er ging nie zur Kirche, er trug unbewußt die Kirche in sich, er selbst war dauernder Gottesdienst, aufdampfender Weihrauch dem großen Unsichtbaren. Wenn er noch lebte, ich glaube, ich wäre ein harmonischerer Mensch geworden.

Gustav, sagte ich bedeutsam, du hast ein Wesen neben dir, das an unbefangener Naturhaftigkeit nicht hinter Olaf zurücksteht.

Ja, naturhaft ist sie, antwortete er nachdenklich. Vielleicht zu sehr. Könnte sie sich nach Frau Angela modeln, an der sie sieht, wie sehr man Natur bleiben und doch verfeinertes Seelenwesen werden kann. Ich wollte, die beiden Frauen hätten sich früher gekannt. Aber du hast recht: Selma hätte einen besseren Mann verdient. Gott helfe ihr, ich kann ihr nicht helfen.

Ich rechnete es ihm hoch an, daß er die schwerste Last seines Lebens ganz allein trug, ohne seiner Schicksalsgenossin ihren Anteil aufzubürden. Er ließ mich versprechen, ihr die Ereignisse von

St. Hubert, soweit es an mir liege, für immer zu verheimlichen, auch über seinen Tod hinaus, für den Fall, daß sie, wie er annahm, ihn überleben würde.

Sie könnte sich sonst mitschuldig fühlen, weil sie durch ihr Verschweigen den ersten Anlaß zu meiner Entscheidung gab, und das soll sie nicht. Ich trage allein die Verantwortung, wie ich allein gewählt und beschlossen habe.

Vielleicht wirkte der männliche Hochmut mit, daß er der schwachen Frau keinen Teil an einem so schwerwiegenden Entschlusse zuerkennen mochte. Aber dieses Schweigen im täglichen Zusammenleben durch Jahre fortzusetzen, erforderte eine schonende Selbstüberwindung, die in meinen Augen viel von dem, was er an Selma verbrach, gutmachte. Freilich wurde das Geheimnis, das zwischen ihnen lag, auch Ursache ihrer Entfremdung; es scheint, daß eine seltsame, fast körperliche Abstoßung ihn von der Frau entfernt hielt, die ahnungslos, welch grauenhafte Folgen in der weiteren Verkettung aus ihrem ersten Tun erwachsen waren, an seiner Seite hinlebte.

Ein paar Tage später hielten wir auf dem Piz Palù unsere Mittagssrast. Es war ein herzerfrischender Aufstieg bei scharfer Luft über Gletschereis und harsche Schneehalden gewesen, aber oben brannte die Sonne mit südlicher Glut. Wir tafelten unter zerstreuten Felsblöcken. Da zeigte mir Gustav einen schwarzen Punkt in der Ferne, der näher kam und über unsere Häupter hinschoß: einen Königsadler.

So leben können, seufzte der Einsame, immer die weit offenen Augen an die Sonne geheftet, fern von den Giftdünsten der Niederung, fern, fern von der Kulturschande unseres heutigen Theaterlebens.

Ich schenkte ihm den Rest des mitgebrachten Weines in den Becher:

Dein Alexander lebe! Dein Adlersohn! Und dein Arminius kehre zurück, sein Adlerbruder! Deine beiden Adler söhne,

mögen sie dich emportragen für immer in die Balsamluft der Höhen.

Auf des Dichters sonnengebräunten Wangen und in seinen schönen, verdüsterten Augen ging der Glanz seiner noch so jungen Jahre wieder auf. Er hob seinen Becher:

Auf unsre Dioskurenfreundschaft! Möge sie niemals welken. Viel hat mir das Leben genommen, um vieles hat es mich getauscht, aber dich hat es mir geschenkt und bewahrt, das ist nicht wenig.

Wir errichteten auf der höchsten Stelle einen Steinmann und gaben ihm unsere Besuchskarten zu hüten.

Auch eine Art von Unsterblichkeit, meinte der Dichter scherzend. Freilich auf beschränkte Dauer, wie es die Unsterblichkeit an sich hat.

Beim Abstieg über den Cambrena-Gletscher ereignete sich ein Zwischenfall, der leicht uns beiden das Leben kosten konnte. Wir gingen angeseilt und mußten scharf aufmerken, weil der Schnee von der Sonnenglut erweicht war und unter unseren Füßen abrutschte. Schon hatten wir den schlimmsten Teil des Weges hinter uns, als plötzlich ein großer bunter Schmetterling, der sich, Gott weiß wie, da herauf verirrt hatte, an mir vorüberflatterte — in solcher Höhe und mit der leuchtenden Farbenpracht in all dem Weiß eine wahre Wundererscheinung. Ich starrte ihm betroffen nach, glitt aus und kam ins Abrutschen, bis ich mit dem Fuß an etwas Hartes stieß, wobei ich eine heftige Sehnenzerrung erlitt.

Der jähe Ruck des Seiles riß auch den Freund, der mir folgte, ein Stück weit mit sich. Aber es gelang ihm einen Halt zu finden und das Seil um einen vorspringenden Stein zu schlingen. Dann schlug er unter mir mit Kraft den Pickel ein, daß mein gesunder Fuß eine Stütze fand, und zog mich zu einem kleinen Felsblock, der aus dem Eis ragte. Da saß ich und der Schmerz war so grausam, daß die Welt mit mir im Kreise ging. Er goß mir allen noch übrigen Kognak ein, weil ich am ganzen Körper zitterte, und

umwickelte den verletzten Fuß mit einer festen Binde. Während dessen verdunkelte sich plötzlich der Himmel, die schon schräg-
stehende Sonne verschwand hinter einem weißlichen Schleier, und
einzelne Schneeflocken fielen. Wenn das Wehen zunahm, wurden
unsere gehauenen Tritte zugedeckt, und unter dem Neuschnee konnte
der Abstieg auch für den Unverletzten bedenklich werden. Ich bat
ihn mich da zu lassen, allein zu gehen und aus dem Thal Hilfe zu
schicken.

Die hätte schwer dich zu finden in der frühen Dunkelheit, und
bis zu ihrer Ankunft hättest du Zeit zu erfrieren, sagte er.

In der That hatte nun auch aufs neue ein scharfer Wind einge-
setzt, der den frischen Schnee zum Theil in Glätteis verwandelte,
und es wurde schneidend kalt. Aber ich wollte mich lieber der
Strafe meiner Unachtsamkeit aussetzen, als den Freund jetzt eben
im Hochflug seiner neuen Pläne und Hoffnungen möglicherweise
mit mir ins Verderben ziehen.

Das wäre eine würdige Dioskurenfreundschaft, lächelte er.
Begreifst du noch immer nicht, was du in meinem Leben be-
deutest? Glaub' mir, ich weiß, wie meine Rechnung steht. Einen
Freund gewinne ich mir nimmermehr und suche auch keinen, also
muß ich mit dem, was ich habe, sparsam sein. Aber Feinde hoffe
ich noch manche zu finden. Gott schenke mir deren recht viele, da-
mit ich nicht länger brauche mein eigener Feind zu sein.

Es wehte stärker, und die wachsende Gefahr schien ihn nur heller
und froher zu machen.

Und Frau Angela? Wie soll ich der unter die Augen treten,
wenn ich dich hier verlasse? sagte er, als ich noch immer be-
harrte.

Da war ich geschlagen. Er preßte mir den umwickelten Fuß in
den aufgeschnittenen Stiefel, und mit Gottes Hilfe erreichte ich,
teils bäuchlings rutschend, theils unter der Achsel gehalten und
geschleppt, den Thalgrund. Zum Glück kam man uns, durch unser
Ausbleiben beunruhigt, mit Laternen entgegen und brachte mich

mit vereinigten Kräften unter Dach. Als wir im Hospiz eintrafen, war es Nacht.

Gustav ging trotz der Ermüdung nicht zur Ruhe, er saß bis zum Morgen an meinem Bett, machte Umschläge mit Schneewasser und erwärmte mich durch heißen Tee. Ich hatte ihn für ungeeignet zu solchen Handreichungen gehalten und fand nun das Gegenteil. Die soldatistische Erziehung zum Zugreifen und Ausdauern hatte sich segensreich erwiesen. Der sonst so Zerstreute, Gleichgültige war unermüdlich in kleinen Aufmerksamkeiten, die Erleichterung schafften, und errieth mit frauenhaftem Einfühlen alle meine Bedürfnisse.

Noch im Hospiz brachte er die Sterbeszene Alexanders zu Papier, wie sie ihm bruchstückweise während des Steigens aufgegangen war, und ließ mich nach seiner Art gleich daran theilhaben. Sie paßte in ihrer Großheit zu dem herzerweiternden Blick, der sich uns broben aufgetan hatte. Ich erinnere mich noch, daß dem sterbenden Welteroberer der tote Brahmane wieder erschien mit einem Häufchen Asche in der Hand, die ungesuchte Symbolik, die Goethe als ein Höchstes von der dramatischen Dichtung forderte.

Die Heimfahrt war kein Vergnügen für den schmerzenden Fuß, aber für die Freundschaft war sie ein Triumph: der Zerschundene führte einen Genesenden nach Hause. Die innere Verkrampfung hatte sich gelöst und sogar das Gesicht von seiner maskenhaften Starrheit entbunden.

Allein die Dämonen, die Unheil wollten, waren inzwischen am Werke gewesen, und es ging wie mit einem rinnenden Sack, der, während man ihn auf einer Seite stopfen will, an der anderen aufbricht. Als wir in Zürich anlangten, rang Selma mit dem Tode.

Sie hatte am Abend nach unserer Abreise einen ihrer größten Siege gefeiert. Man gab ein heute vergessenes Rührstück französischer Mache, das damals alle Spießbürger der alten und neuen

Welt entzückte. Nach dem Kunstwert fragte sie nicht, sie spielte sich selber. Ein leidenschaftlicher Ehezwist, eine Frau, die sich für den Gatten, der sie mißkennt, opfern will, mehr brauchte sie nicht, um ihr Unmittelbarstes und Eigenstes zu geben und in die Rolle eine innere Wahrheit zu legen, von der der Verfasser nichts wußte. Sie muß an diesem Abend hinreißend schön gewesen sein. Die Erregung des Spiels und des Triumphs gab ihr allen Jugendzauber wieder, veredelt und verfeinert durch einen Zug heimlichen Leides, der zum Stück zu gehören schien. In einem Zwischenakt, als Angela, die trotz der dürftigen Fabel tief ergriffen war, sie im Künstlerzimmer beglückwünschte, wurde ein wunderbares Blumenbinde hereingebracht mit einer Besuchskarte: Dr. Heinrich Sommer, Assistenzarzt an, ich weiß nicht mehr welcher Berliner Klinik. Selma stieß einen Jubelruf aus: Mein alter Freund und Verehrer! Wie mich das freut! Warum zeigt er sich nicht selber? Sie hatte noch nicht ausgesprochen, so schob sich ein blatternarriges Gesicht zur Thür herein, und Angela, die dem Ausgang zunächst stand, begrüßte ihren ehemaligen Vorgesetzten aus dem Lazarett La Gloriette.

Selma eilte ihm entgegen und schüttelte ihm mit voller Herzlichkeit beide Hände.

Ich komme gerade von der Bahn, sagte er, aber als ich an den Anschlagssäulen las, daß Sie heute abend auftreten, ging ich nur schnell in den Gasthof, um die Kleider zu wechseln und fuhr dann gleich hierher. Diesen Glücksfall hätte ich um alles in der Welt nicht versäumen mögen.

Selma spielte weiter und gab sich immer glühender und hinreißender aus. Die Gegenwart dieses Zeugen ihres Jugendglanzes entband alles verhaltene Lebensgefühl in ihr.

Herrlich, herrlich, sagte Sommer immer aufs neue zu Angela und fiel durch die Stärke seines Beifallklatschens allgemein auf. Nach jedem Aktluß drängte er sich aufs neue an die Künstlerin heran.

Das geht über die Stuttgarter Tage, sagte er ihr. Sie haben die Selma überselmat. Ganz Berlin hat keine Künstlerin, die sich neben Sie stellen dürfte.

Selma strahlte. Die Bewunderung des alten Verehrers hob sie für einen Abend aus allem Leid ihrer Ehe hinaus, machte sie wieder jung und selig. Daß der Ankömmling mit keinem Wort nach ihrem Gatten fragte, muß ihr gar nicht aufgefallen sein.

Sommer wünschte nach Theaterschluß die Damen zum Abendbrot in ein bekanntes Weinhaus zu führen. Aber Angela kam zuvor, indem sie ihn und Selma zu sich in den Gasthof einlud. Beide nahmen mit Freuden an, und Selma wiegte sich den ganzen Abend entzückt in den gemeinsamen Erinnerungen an die Glanzzeit ihrer Jugend, die Sommer vor ihr ausbreitete, an das liebe Schwabenland, wo man sie so warm gehalten hatte. Dann begleitete Sommer sie nach Hause.

Angela, die ein starkes Vorgefühl für nahende Ereignisse besaß, verbrachte die Nacht voll Unruhe, so gingen ihr in der Erinnerung die Blicke nach, mit denen ihr Gast jeder Bewegung der Künstlerin gefolgt war. Der persönliche Charakter dieses Mannes, den sie nur als pflichttreuen Arzt kennengelernt hatte, war ihr durch meine und Runos Andeutungen verdächtig geworden. Wenn sie ihn auch keiner Niedertracht fähig hielt, so war ihr doch nicht wohl dabei, ihn unter vier Augen mit Selma zu wissen.

Diese hatte sich schon beim Abendessen, als von ihrer heutigen Rolle die Rede war, Andeutungen entschlüpfen lassen, die man auf ein gestörtes Eheverhältnis beziehen konnte, und Angela war nur immer bestrebt gewesen, den Sinn ihrer Worte ins Allgemeine umzudeuten und abzulenken. Auf dem Nachhauseweg mochte sie dann in ihrer hemmungslosen Art gegen den Mann, den sie für den ergebenen Freund ihres Gatten hielt, noch deutlicher geworden sein und er diese Offenherzigkeit für ein Entgegenkommen im Sinn seiner alten, längst begrabenen Wünsche und Hoffnungen genommen haben. Statt der beabsichtigten Weiterreise machte er

ein Wiedersehen für den nächsten Tag aus, und Selmas Kindersinn ging mit Entzücken auf seinen Vorschlag einer Wagenfahrt am Seeufer mit anschließender Einklehr in einer beliebten Gaststätte draußen im Grünen ein. Vielleicht spielte ein gewisser heimlicher Troß gegen Gustav, für den es keine Erholung als in Männergesellschaft gab, dabei mit, denn ich bin gewiß — und die tiefer blickende Angela war es gleichfalls —, daß die Ärmste niemals eine Hinnneigung für Sommer empfunden hat, sie ließ sich einfach vom Augenblick tragen.

Angela aber sorgte sich, ob Sommer nichts gegen Gustav im Schilde führe und ob er wirklich abgereist sei. Sie wollte gleich am Morgen zu Selma fahren, wurde aber durch den Besuch einer Jugendbekannten, die zufällig von ihrer Anwesenheit gehört hatte, aufgehalten. Als sie nach einem Gang mit dieser bei der Künstlerin vorsprach, hieß es, die gnädige Frau sei mit einem fremden Herrn weggefahren. Betreten kehrte sie in den Gasthof zurück und hörte dort, daß die zwei sie hatten abholen wollen; es war die Bedingung, an die Selma ihr Mitfahren geknüpft hatte. Da die Dritte nicht zu haben war, konnte sie nicht mehr umkehren und setzte ihre Fahrt allein mit Sommer fort.

Was an dem unseligen Tage zwischen den Beiden vorging, hat man nie genau erfahren. Ohne Zweifel wollte er die einst auch von ihm umworbene Frau von dem Manne, der sie eingestandenemassen nicht glücklich machte und den er auch nach seinem kurzen Sinn ihrer unwürdig hielt, losreißen und vorübergehend oder dauernd an sich ziehen. Selma widerstand, er wurde dringender, und da sie ihn empört in seine Schranken wies, muß er ihr in einem Ausbruch plötzlicher Roheit die Vorgänge aus dem Feldlazarett von Gravelotte ins Gesicht geworfen haben, die Gustav ihr verheimlichte. Möglich, daß er ihr sogar in seiner Wut mit einer Veröffentlichung drohte, die ihres Gatten bürgerliche Stellung vernichtet hätte. Das plötzliche Wegreißen dieses Schleiers und die Erkenntnis, wohin ihr Einfluß den immer noch leidenschaft-

lich geliebten Mann geführt hatte, muß tödlich gewirkt haben. Am späten Nachmittag fuhr ein Wagen im langsamsten Schritt an Gustavs Hause vor, und eine fast leblose Gestalt wurde von Sommer und einem unterwegs angerufenen Arzt vorsichtig die Treppe hinaufgetragen. Eine Viertelstunde später gab der erstere beim Vorüberfahren an unserm Gasthof zwei eilig gekritzelte Zeilen ab:

Ihre Freundin, die schon lange leidend zu sein scheint, hat unterwegs einen Blutsturz erlitten. Begeben Sie sich schleunigst zu ihr. Ich mußte sie den Händen eines Kollegen überlassen, da meine Weiterreise unaufschieblich ist. Sagen Sie ihr, sobald sie zu hören fähig ist, daß ihrem Gatten von mir keine Gefahr droht.

Meine Frau fand Selma im Morphiumschlaf und ließ sich als helfender Engel an ihrem Bette nieder, von dem sie nur wich, um an das meinige zu eilen, nachdem Gustav mich im Gasthof abgeliefert hatte. Dort lag ich dann drei Wochen mit ausgestrecktem Fuß untätig, ohne den schwer bedrängten Freunden helfen zu können.

Mit dem Gesicht eines Verzweifelnden erschien Gustav an meinem Lager. Denn er liebte Selma doch, und mehr, als er selber gewußt hatte. Seit er in die Gefahr, sie zu verlieren, blickte, ging ihm auf, was er an ihr besaß und was er bisher vor seinem inneren Bühnen übersehen hatte. Diesmal klagte er auch nicht über die Dämonen, die sich aufs neue gegen sein Schaffen verschworen, er sprach nur von Selma. Täglich wenigstens einmal holte er Angela weg, weil die Kranke sich nach ihrer weichen Stimme und ihren linden Händen sehnte. Als sich nach langen vierzehn Tagen ihr Zustand zu bessern schien, und man daran denken konnte, sie in die mildere Luft des Genfer Sees zu bringen, fuhr er nach Montreux voraus, wo er vergeblich ein Unterkommen für die Kranke suchte. Ein freundlicher Zufall führte ihm jedoch seinen alten Freund und Anhänger Dr. Ruhland in den Weg, der sich einer schwachen Lunge wegen am See aufhielt, und dieser fand ihm in dem gleichfalls

windgeschützten kleinen La Tour de Peilz ein schönes sonniges Stockwerk unmittelbar am Wasser. Dorthin brachte er die Kranke in Gesellschaft einer geschulten Wärterin und der vertrauten Magd. Daß wir nachfolgen würden, sobald mein Fuß es gestattete, verstand sich von selbst und war schon bei Übernahme der Doppelwohnung vorgesehen. Die beiden Frauen trennten sich mit Leid, doch verlangte Selma in ihrer Schwäche nach keiner Aussprache mehr; nur die Botschaft Sommers hatte Angela ihr noch tröstend zugeflüstert.

Ehe er schied, brachte Gustav mir seinen „Befreier“ in der neuen Fassung.

Du hast jetzt Zeit und Sammlung zum Lesen, sagte er ernst; lies und sage mir dann klar und offen, wie ich dich kenne, was du davon hältst. Dein Urteil soll mir ein Gottesurteil sein. Ich las einen ganzen Tag und eine halbe Nacht, und als ich fertig war, las ich zum zweitenmal. Es war die alte, bezwingende Sprache, vielleicht in noch gesteigerter Kraft, es waren die Gestalten, an denen ich mich einmal berauscht hatte. Aber ein seltsames Dämmerlicht umschwankte sie, entkleidete sie ihrer Unmittelbarkeit und überzeugenden Nähe. Oder lag es an mir, daß ich, um soviel älter geworden, die erste jugendliche Begeisterung nicht mehr aufbringen konnte? Nein, es lag an der Sache. Zwar der Anfang war fast derselbe geblieben, und auch die „Varusschlacht“ hatte noch viel von ihrer alten Größe, aber den dritten Teil, den Tod des Befreiers, konnte ich nur als völlig mißlungen betrachten. Die Vorstellung, daß Arminius kein anderer als Siegfried sei, hatte gewiß etwas Bestechendes und war ja dem Dichter schon früher nahegetreten; jetzt wurde sie Anlaß, daß sich alles trübte und verwirrte. Die beiden ersten Teile standen noch im hellen Licht der Geschichte, der dritte verlor sich ins Mythisch-Mystische. Die erschlagene Alraune, Wotan und die Sieggöttinnen waren in der „Varusschlacht“ nur Mittel gewesen, die der von hellenisch-römischen Geist berührte Cheruskerfürst

brauchte, um sein Volk aufzurütteln. Im dritten Teile spielten sie leibhaft herein. Der vernichtete Varus spukte in Gestalt des Drachen Fafner verwirrend herum. War's nicht, um ernstlich an dämonische Einflüsse zu glauben? Der Gedanke, aus dem das Unglück des Oheims geflossen war, sollte auch dem Neffen zum Verhängnis werden. Sein Werk hatte sich rächend gegen ihn selbst gewandt. Nicht seine Innenkraft hatte versagt, sie ging nur fehl, weil sie nicht mehr von der natürlichen Quelle gespeist war. Wie hatte er doch selbst einmal bei Wolfetta im Hinblick auf die Griechen geurteilt? Große Dichtung, sagte er, ist nicht das Werk eines Eigenbrötlers, an der großen Dichtung schafft ein ganzes Volk. Jetzt war er losgerissen von seinem Volk, er büßte seine Entfremdung von Heimat und Leben. Das Schlimmste war, daß er, um einen Ausgleich zwischen den beiden verschiedenen Auffassungen des Eheruskers herzustellen, nachträglich die Varusschlacht im gleichen Sinne überarbeitet und damit das fertige Stück zwar auf geistreiche Weise, aber höchst verderblich entstellt hatte. Wohl lag auch noch in dieser abgeirrten Fassung reiches poetisches Gold ausgeschüttet, aber als Ganzes war das Werk eine Mißgeburt.

Als ich fertig war, gab ich, ohne irgendeine Meinung zu äußern, die Blätter an Angela, die keine geübten Kunstmaße, aber ein sehr lebendiges, angeborenes Gefühl für poetische Werte besaß.

Sie las entzückt und hingerissen. Aber von Zeit zu Zeit ließ sie das Blatt mit einem „Das verstehe ich nicht“ sinken. Als sie zu Ende war, blätterte sie zurück, wie ich es getan hatte, und sagte dann ganz bestürzt und verwirrt:

Aber das sind ja unmögliche Dinge.

Es waren in der Tat unmögliche Dinge. Und ich stand vor der Aufgabe, ihm das zu sagen, denn von mir erwartete er die Wahrheit! Der unglückliche Mann hing jetzt, wie ich vor wenigen Tagen auf dem Gletscherhang, zwischen Sein und Nichtsein. Und ich, statt zu tun, was er getan hatte, dem Freund einen Halt zu

geben, ich sollte ihn hinunterstoßen! Es gibt keine Zeit in meinem Leben, wo ich mehr gelitten hätte als damals. Auch die schwersten Lagen hatten sonst immer noch das Gute, daß der Weg unweigerlich vorgezeichnet war. Hier standen zwei Wege offen, die beide ins Verderben führten. Welchen sollte ich gehen? Ich hatte Augenblicke, wo ich wünschte, er hätte mich in den weißen Abgrund rollen lassen.

Angela sagte: Wenn er so groß ist, wie ich ihn halte, wird er die Wahrheit hören können.

Das wird er freilich, entgegnete ich, aber wie wird sie auf ihn wirken, jetzt, in diesem traurigen Augenblick?

Und doch bleibt dir nichts andres übrig, da er sie von dir erwartet, meinte sie. Schweigen wäre schlimmer, und das Schlimmste: ihn auf dem Irrweg weitergehen zu lassen.

Tag und Nacht ging es in mir auf und ab: Was sage ich? Wie sage ich's? Und sollte ich wirklich sprechen, da ihm ja doch nicht zu helfen war? Ich sah bereits auch die Alexandertragödie ahnend ins Uferlose zerrinnen. Der Brahmane auf dem Scheiterhaufen hatte mir's angetan. Sein Wiedererscheinen in Babylon, wie er dem fiebernden Alexander die Hand voll Asche hinreicht, schien mir ein echter Dichtersfund. Aber würde es bei dieser Symbolik sein Verwenden haben? Was würde der alte Grübler bei der letzten Fassung von dem Urgegebenen übrig lassen? Würde es überhaupt eine letzte Fassung geben oder würde man auch von diesem Werke sagen müssen: Alles fließt? Nie verstand ich besser den Spruch: Weniger ist mehr. Nur ein kleines an Selbstbeschränkung, an Zurückdämmen des Urfeuers, und es wären dauernde Werke geschaffen worden. Es war der alte Schaden des Zuviel, den er selber ehemals am deutschen Genius gerügt hatte. War da von der Aussprache irgendein Gewinn zu erwarten? Fühlte er nicht mit seinem feinen Kunstempfinden schon alles, was ich ihm sagen konnte, heimlich selbst?

Die Nachrichten aus La Tour flossen spärlich, und durch alle klang ein unausgesprochenes Schreckenswort. Nur zu Anfang mußte in den schmeichlerischen Sonnenlüften eine kurze Besserung eingetreten sein, die nicht von Bestand war. Die Kranke sehnte sich nach Angela. Die Ärmste besaß weder Mutter noch Schwester, und von den Kunstgenossinnen an der Bühne hatte sie sich immer ferngehalten, um in keine Händel hineingezogen zu werden. Was eine Frau der andern sein kann, das hatte sie erst jetzt erfahren.

Sei, was du heißest, schrieb sie an Angela, und komm zu deinem verlorenen Schwesterlein.

Zuweilen unterschrieb sie sich Perdita, ein Name, mit dem sie irgendeine nicht ausgesprochene Bedeutung verknüpfte.

In La Tour de Peilz holte Ruhland uns an dem kleinen Bahnhof ab. Auf die bange Frage nach Frau Selmas Befinden hob er die Schultern hoch und schwieg bedeutsam. Man konnte sehen, wie es ihn in der Kehle würgte. Sie war ihm ja, wie ich von ihr selber wußte, einmal sehr teuer gewesen.

Dann sagte er möglichst sachlich und trocken: Der Krankheitsherd breitet sich nach Ansicht des Arztes mit großer Geschwindigkeit aus.

Als ich nach dem Gatten fragte, ein neues Achselzucken:

Er will jetzt zuviel tun, wo er vorher zuwenig tat. Aber ich zweifle, ob er der Kranken damit eine Erquickung bereitet. Es wird gut sein, wenn jetzt ein Frauenauge über ihr wacht.

Es verhielt sich so, wie der alte Hausfreund fürchtete. Der unberechenbare Mann beängstete und bedrängte die hinsterbende Frau jetzt mit einem Übermaß von zärtlicher Sorge. Die erfahrene Wärterin, unter deren Walten das Rechte geschah, war zu einer erkrankten Angehörigen abgerufen worden, und ihre Nachfolgerin zeigte sich der schweren Aufgabe nicht gewachsen.

Wir richteten uns auf dem andern Flügel des Stockwerks ein, das durch eine große gemeinsame Glasveranda mit der Borckschen

Wohnung zusammenhing. Hinter dieser Glaswand, die unmittelbar auf den See ging und die ganze Sonnenseite des Hauses einnahm, lag Selma und täuschte mit rosigem Wangen und glänzenden Augen dem ersten Blick eine erneute Jugend vor. Aber beim Aufrichten verriet sich ihre erschreckende Abmagerung. Blumen, die sie unmaßig liebte und deren sie nie genug sah, umgaben sie in Überfülle fast wie eine Tote, denn Gustav willfahrte jetzt blindlings allen ihren Wünschen und konnte sich mit Aufmerksamkeit gar nicht genug tun. Angela trug gleich die starkduftenden hinaus, öffnete das Fenster und übernahm in ihrer sanften Festigkeit die Leitung der Pflege.

Du hast gelesen? fragte mich Gustav scheu, als ich ihm nach dem Auspacken seine Blätter schweigend auf den Tisch legte.

Wir sprechen darüber, mein Alter, sagte ich herzlich. Jetzt müssen die ersten Gedanken Selma gelten. Es scheint nicht zum besten bei ihr zu stehen.

Weiß Gott, daß es nicht gut steht, ich gebe mich keiner Täuschung hin, antwortete er. Wüßte ich nur, was den Anstoß zu diesem plötzlichen Zusammenbruch gegeben hat.

Wir hatten ihm aus guten Gründen die Begegnung mit Sommer verheimlicht, und auch das Mädchen schwieg, von Angela in Pflicht genommen. Aber sein grübelnder Geist ahnte doch den Zusammenhang mit dem dunklen Geheimnis seines eigenen Schicksals. Er litt unsäglich, suchte gutzumachen, was er in all den Jahren an ihr versäumt und verbrochen hatte, und einen neuen Liebesfrühling über sie auszuschütten, unter dem die kranke Frau nur schneller verbrannte.

Das Seltsame war, daß Selma den Zurückgekehrten zwar mit Leidenschaft an sich zog, ihn aber nicht mehr deutlich kannte. Sie stand schon unter dem Einfluß des vielen gegen den Husten gereichten Morphiums. Ihr Bewußtsein, das die schreckliche, durch Sommer über sie gebrachte Enthüllung nicht lange ertrug, hatte die dunkle Last fallen lassen und ihr die Gestalt ihres Mannes in

zwei Personen gespalten. Vor dem Namen Gustav zitterte sie wie vor dem eines strengen Gebieters, gegen den sie sich irgendwie vergangen hätte, dagegen verspann sie sich in ein Liebesidyll mit einer Phantasiegeburt, worin die Gestalten verschiedener Bühnenhelden mit dem Jugendbild Gustavs, wie er ihr in Stuttgart zuerst begegnet war, verschmolzen. Diesen Traumgeliebten nannte sie mit dem im Fieberwahn gefundenen Namen Gulbert und umschlang ihn in der Gestalt ihres Gatten mit Inbrunst. Sobald sie aber sein gramgezeichnetes Gesicht erkannte, erschrak sie, entschuldigte sich wegen ihres Hustens und bat, sie in ein anderes Gelaß zu bringen, wo sie ihn nicht störe, sie brauche nicht den besten Raum im Hause; und ihre verängstete Demut traf ihn härter als jeder Vorwurf.

Angelas Erscheinen machte dieser beiderseitigen Verzehrung ein Ende, denn nun klammerte sich die Sterbende mit ihrer letzten Lebenshoffnung an sie. Dadurch gewann ich die Möglichkeit, den unglücklichen Mann zu langen Gängen wegzuholen, die ihm wohl taten, denn er hatte bis dahin den ganzen Tag in der Nähe der Kranken oder, wenn sie schlief, am Schreibtisch verbracht und sah jammernswürdig aus. Das aber war das einzige, was ich für ihn tun konnte. Das Wort, worauf er hoffte, das er mir so oft forschend aus den Augen zu lesen suchte, das Wort: Gelungen! Dein Werk ist gelungen! konnte ich nicht sprechen. Täglich nahm ich mir vor, mit ihm zu reden, und täglich verschob ich es angesichts der zunehmenden Verschlechterung im Befinden der Kranken und des Schweren, was ihm da bevorstand. Zuweilen schloß sich Ruhland als Dritter an, und ich war ihm dankbar, wenn er durch seine Dazwischenkunft den Verschub der Aussprache rechtfertigte. Ofter aber blieb dieser bei der Kranken zurück, die ihn gleichfalls Gulbert nannte und ihm in Angelas Gegenwart zärtliche Dinge sagte; vielleicht war er ihr seinerzeit doch nicht so gleichgültig gewesen, wie sie sich damals den Anschein gab. Ja, der Name Gulbert mußte ihr unbewußt aus

Gustav und Albert, wie jener mit dem Vornamen hieß, zusammen-geronnen sein. Sie machte jetzt aus keiner Regung mehr ein Hehl und nannte alle Du, als würde vor der Nähe des Todes die ganze menschliche Komödie zunichte.

Als es dem Ende zuing, kam eine Unruhe und Wanderlust über sie, daß ihr Freund Ruhlant ihr die schönsten Reisepläne entwerfen mußte. Sie lag unter ihrem Glasdach und sah unersättlich dem Spiel der Möwen zu, die zu Hunderten über dem blauen Spiegel auf und nieder schwebten, oder hing mit den Augen sehnüchtig an den wunderbaren Linien der Savoyer Alpen drüben überm Wasser, deren herbstliche Hänge mit rot und golddurchwirkten Wäldern wie mit kostbaren Perserteppichen glühten und sich rötlich im Wasser spiegelten.

Ach, seufzte sie, wer da oben stünde und den Fuß mit Götterschritten von Gipfel zu Gipfel setzen könnte. Wer genießt nur all die Herrlichkeit, wenn dem Menschen keine Flügelschuhe gegeben sind? So kam der letzte Sonnenuntergang, den wir mit ihr erlebten. Über dem niederen blauschwarzen Höhenzug des Jura lag eine Schicht von roten Feuerwolken, die nach oben in glühendes Rotgelb übergingen und allmählich, immer leichter und zarter werdend, mit dem abendlichen Himmel verschwammen. Das Wasser brannte weithin im Widerschein der Glorie, und als seltsame Lichterscheinung standen darüber drei hohe Feuersäulen im Westen, während der südliche Teil des Sees mit den Savoyer und Walliser Bergen schon wie erstarrt unter einer blassen Mondichel ruhte, die eine zitternde Brücke über den Spiegel schwang.

Selma konnte sich trotz ihrer Schwäche an dem feenhaften Anblick nicht sättigen. Zuletzt ging die Beleuchtung in ein tiefes Violett von unsagbarer Erhabenheit über, als stiege ein stummes Requiem aus dem Wasser auf. Et lux aeterna luceat eis, sang es aus der schwärzlichen Tiefe. Aber die scheidende Seele gehörte noch der Erde an. Denn jetzt kam durch die Flut, die einer dunklen gebiegenen Metallplatte glich, das Dampfschiff mit seinen roten,

weißen und grünen Lichtern wie ein schwimmendes Zauberſchloß heran, vom Waſſer zurückgeſpiegelt, und die Kranke fuhr in ihren Polſtern empor.

Das Glückſchiff! rief ſie. Endlich kommt es! Endlich bringt es Ihn!

Gleich darauf ging die Klingel, Ruhland erſchien, und als er ſich niederbeugte, um ihre Hand zu küſſen, warf ſie mit einer Plötzlichkeit, die an ihre größten Augenblicke auf der Bühne erinnerte, beide Arme um ſeinen Hals und jubelte mit fliegendem Atem: Gulbert! Gulbert!

Der Ankömmling wollte ſich mit einem beſtürzten Blick auf Guſtav der Umklammerung entziehen, aber dieſer winkte ihm, der Kranken zu willfahren, und entglitt leiſe in die Dämmerung. Wer kann ermessen, was es den ſtolzen Mann koſtete, die Seele zu ſehen, die demütig nur für ihn gelebt hatte und die ſich jezt im Sterben ſeiner reuigen Liebe entzog! Der Freund ihrer Traummahl kniete neben dem Ruhebett mit ihren Armen um ſeinen Nacken und ihrem Mund auf dem ſeinigen, biß ein gewaltsamer Huſtenanfall dem quälenden Auftritt ein Ende machte.

In dieſer Nacht entſchlummerte Selma unter der Wirkung des Schlafrunks, um nicht mehr zu erwachen. Aber ſie atmete noch weiter biß zum Abend und lächelte immerzu wie im Bann des ſchönſten Traums. Einer ihrer letzten Wünſche war geweſen, an „Gulberts“ Arm im Wald ſpazierenzugehen. Da hatte Angela ihr friſches Moos unter die Füße geſchoben und ein Fläſchchen mit Tannennadelduft über ihr Kiſſen ausgegoffen. Daraus mochten ihr beglückende Bilder einer ſeligen Wanderung zu zweien durch die Lande der Jugend aufgeſtiegen ſein.

Ihr Begräbniß enthüllte erſt ganz, in wie weiten Kreiſen die Tote geliebt und gefeiert war. Alle Bühnen, wo man ſie in Gaſtrollen gekannt hatte, ſandten Blumen und Kränze mit prunkvollen Schleifen und Ruhmesworten. Lange Zeitungsſpalten rühmten die unvergleichliche Selma Hanuſch. Von der letzten

Stätte ihrer Wirksamkeit war ein eigener Vertreter erschienen und feierte die hinreißende Künstlerin, die edle, immer wohlwollende und hilfsbereite Kunstgenossin über ihrem mit Lorbeer zugeschützten Sarg. Daneben stand der große, der schöpferische Künstler, den nicht ein Blättchen Lorbeer hatte krönen wollen; denn für einen solchen hielt und halte ich ihn noch, wenn auch Schicksal und eigene Führung ihn den Weg zur Vollendung nicht finden ließen. Unausprechliches mochte bei der Feier in ihm vorgehen. Er redete kein Wort, und die Trauergäste verabschiedeten sich von ihm mit kurzem, stummem Händedruck.

Wir gingen alle drei früh zur Ruhe. Angela war erschöpft von der langen Pflege und den Erregungen, ich hatte alle Gänge und Besorgungen, die mit einem solchen Ereignis und gar auf fremdem Boden, zusammenhängen, übernommen und war gleichfalls todmüde. Gustav sah wie zerschlagen aus und sagte, er wolle lange und fest schlafen. So trennten wir uns.

In der Nacht im Halbschlaf hörte ich einmal die Verandatur, die in mein Zimmer führte, knarren, und es schien mir im matten Sternenschein, als beugte sich Gustavs Gesicht über mein Lager, aber ich war nicht imstande den Schlaf abzuschütteln und glaubte im Erwachen mich getäuscht zu haben. Da jeder der beiden Wohnungsflügel seinen eigenen Ausgang besaß und das Mädchen aus Scheu vor der Nähe des Sterbezimmers jetzt auf unserer Seite schlief, hatte niemand bemerkt, daß Gustav bei Tagesanbruch leise weggegangen war.

In seinem Zimmer stand das Lager unberührt und die Lampe niedergebrannt: ein geschlossener Brief ohne Aufschrift, der an niemand als an mich gerichtet sein konnte, lag auf dem Schreibtisch. Ich las:

Harry, du schläfst, nach all den Mühen, die du noch für mich hattest. Morgen früh, wenn du erwachst, ist dein Freund hinweggegangen.

Dein Schweigen hat mir den Stab gebrochen, lieber Harry, aber quäle dich um dessentwillen nicht. Du konntest keine fromme Lüge sagen, es wäre deiner und meiner unwürdig gewesen, und eben darum habe ich dich zum Richter gewählt. Mein Innerstes hatte selber schon das Urteil gesprochen, und nur wie auf ein Wunder hoffte ich noch, ich Tor, auf das Wort des Heils: Du hast gesiegt. — Nein, ich habe nicht gesiegt, und das Feuer hat schon vor Tagen die Mißgeburt verzehrt. Selma hatte mir's offen gesagt, daß das Gedicht in seiner früheren Fassung besser war. Ich grollte ihr darob, unterschätzte ihre Urteilskraft und fühlte doch, daß sie recht hatte. Aber noch wollte ich mich nicht ergeben, ich wollte weiterzingen nach neuen Zielen, da streckte der Gott mir seinen Speer entgegen.

Vielleicht ist Frauenliebe das Schönste auf der Erde. Aber sie müßte der Preis des Siegers sein. Was nützt die Krone dem, der sie sich selber absprechen muß? Wenn doch die Frauen das verstehen wollten: dem, der Großes will und es nicht erreichen kann, ist die Liebe nichts nütze. Sie wird ihm nur zur Qual, und er rächt sich dafür. Die inneren Hemmungen, woran er krankt, machen einen bösen Geist aus ihm. Dann kommen die Frauen und wollen mit Balsam heilen, was nur das Eisen heilt.

Der starre alte Mann in seinem Soldatengrab ist Sieger geblieben. Ich bin der Überwundene und werde das stumme Wort nicht brechen, das ich ihm im Jahre Siebzig gab. Dann werden mir wohl auch meine ehemaligen Kameraden glauben, daß es damals nicht das Stückchen Blei war, was ich fürchtete.

Der Morgen bricht an und im Kamin kräuselt sich und verglimmt das letzte beschriebene Blatt. Das Häufchen Ruß, was du dort findest, war der Alexander. Der Brahmane mit seiner Handvoll Asche ist auch bei mir gewesen und hat mich letzte Weisheit gelehrt.

Legt mich nicht zu Selma, ich könnte sie im Grab noch drücken. Ihr ist wohlher ohne mich. Nicht weit von ihr ist noch ein Platz

frei, wo ich bei der Feier stand. Dort laßt mich allein sein, wie ich es im Leben war, aber in ihrer Nähe. Das schmale Plätzchen hat Raum, um alles Wollen und Streben des Erdballs darin unterzubringen. Daß die Welt mich vergesse, ist das einzige, was ich von ihr erhoffe. Aber in dir und noch einem werde ich ein Weilchen weiterleben, bis auch eure Stunde schlägt. Lebe wohl! Lebt wohl!

— Als ich aus dem Hause stürzte, um den Verschwundenen zu suchen, prallte ich gegen einen Mann im Überrock mit umgehängter Reisetasche, der eben hastig die Klingel zog — Runo!

Seine ersten Worte waren: Wo ist Gustav?

Zu spät! Ich wußte es, ich komme zu spät, stieß er hervor, als er mehr aus meinen Gebärden als aus meinen Worten verstand, was vorging. Er warf seine Reisetasche in den Flur und folgte mir in Eile nach. Seltsamerweise kam er nicht wegen Selmas Tod, von dem er noch nichts wußte: eine plötzliche wilde Angst um Gustav hatte ihn aufgesagt und gezwungen, Tag und Nacht zu reisen.

Unterwegs begegneten wir Ruhland, den gleichfalls ein Vorgefühl hertrieb. Dieser übernahm es, auf dem Friedhof zu suchen. Ich wußte schon, dort war er nicht, das letzte Wort auf Erden konnte der Dichter nur tief allein mit seinem Genius gesprochen haben.

Auf einer hochgelegenen Stelle, abseits vom Wege, wo ein paar mächtige Platanen zu einem Hain zusammentraten, stand eine Parkbank mit dem Blick auf den See. Dort pflegte der Dichter, wenn der Geist ihn trieb, zu sitzen und in sein Taschenbuch zu schreiben. Auch heute saß er dort — in sich zusammengesunken und mit einem Arm über der Seitenlehne hängend, die ihn am Niedergleiten hinderte. Die alte Familienpistole lag neben ihm am Boden. Sie hatte gute Arbeit gemacht: Stellung und Gesichtsausdruck des Toten zeigten, daß das Ende leicht und rasch gewesen war.

Trotz der frühen Stunde waren wir nicht die ersten, die ihn fanden. Eine Wache war schon bei ihm aufgestellt, um zu verhindern, daß jemand ihn berühre, ehe das Gericht zur Stelle sei, und eine Anzahl Menschen stand gaffend in der Nähe.

Die Wache wollte uns das Herantreten verwehren, aber mit einem Sprung war Runo bei dem Toten und rief außer sich: Gustav! Gustav! Was hast du getan! Ich kann dir nicht mehr helfen, ich kam zu spät, um zu retten. Du hast dein Gewand weggeworfen, bevor drüben das neue für dich gewebt war. Was soll nun aus dir werden?

Verzweifelt sah er sich nach allen Seiten wie nach einem unsichtbaren Retter um:

Ihr guten Geister, die ihr zum Schutz für die Unglücklichen da seid, laßt ihn nicht nackt und frierend umherirren. Deckt ihn mit euren Fittichen, haltet ihn an eurem Brustflaum warm, bis er wieder hat, woein er sich hülle.

Achtlos auf die Umherstehenden, sprach er bald auf den Entseelten ein, als ob dieser ihn noch verstehen könne, bald zu den Überirdischen, deren Beistand er ihn empfahl.

Die Gaffer, soweit sie die deutsche Sprache verstanden, wurden von Scheu und Schauer erfaßt und bekannten später, daß sie sich gefürchtet hätten.

Die ganzen Tage, die der Tote noch über der Erde verbrachte, war Runo wie von Sinnen. Er klagte sich aufs bitterste an, daß er zu langsam gewesen sei, die Seele, der er sich zugeschworen hatte, vor ihrem schwersten Mißgriff zu bewahren. Die Not des Freundes, die für uns andere beschlossen war, für ihn begann sie mit seinem Ende.

Bevor der Sarg zugenagelt wurde, kniete er noch einmal bei dem Toten nieder und blickte lange in das entseelte Angesicht, das einen Ausdruck leidvoller Erhabenheit trug. Dann beugte er sich zu seinem Ohr herab, und man hörte ihn dumpf und eindringlich sagen:

Wiederkehren! Besser machen!

Die Blumen auf Selmas Hügel waren noch nicht verwelkt, als wir den ungleichen Schicksalsgefährten neben ihr zur Ruhe brachten. Nur wenige schlichte Freundeskränze schmückten den Dichtersarg. Zuletzt kam ein Knabe und legte einen vollen schweren Lorbeerkranz nieder, dessen weiße Schleife die überraschende Aufschrift zeigte: Von Olaf Hansen. Runo sah mich durchdringend an, aber das Rätsel löste sich auf natürliche Weise. Angela hatte das Goldstück, das ich noch immer mit einem von Olafs Hand beschriebenen Blättchen bei mir trug, aus meiner Briefftasche genommen und es gemäß dem Wunsch des Längstverblichenen in die ernste Huldigung für den Größten unseres Jugendkreises verwandelt.

Bevor wir abreisten, schüttete ich die verkohlten Papierreste, die wir in Gustavs Kamin zusammenkehrten, in den See, damit nicht die Asche seiner Kinder im Straßenkehricht ende. Die Urschrift des „Befreiers“ ist, soviel Runo Schütte danach fahndete, niemals wieder zum Vorschein gekommen.

Als ich nach Jahren allein und von dem Engel meines Lebens durch das Grab geschieden, zum erstenmal die Stelle wieder betrat, da fand ich sie durch den einfachen liegenden Stein bezeichnet, den unterdessen dichtes Efeugeschling umwuchert hat.

Kein Name stand darauf. Nur die seltsam ergreifende Inschrift:

Lasset die Toten ruh'n!

Vergebung sei ihr schützendes Bahrtuch,
Und drüber schweige die große Stille.

Wer den Stein gesetzt und den Spruch verfaßt hat, konnte ich nicht erfahren.

Legenden

Legende von der heiligen Katharina und ihrem Ring

Unter der Regierung des Maximinus Daza lebte zu Alexandrien eine Jungfrau mit Namen Katharina, aus dem königlichen Geschlechte der Ptolemäer, die an Leibes- und Geistesadel alle Frauen ihrer Zeit überstrahlte. Sie genoß eine sehr feine Erziehung und wurde frühe in die Schule der Sophisten und Rhetoren gegeben, durch die das damalige Alexandria als Mittelpunkt der Weltweisheit glänzte. Bei ihren großen natürlichen Gaben erlangte sie eine seltene Fertigkeit in den Künsten der Dialektik, die in jener Zeit des niedergehenden Heidentums für die ersten und erlauchtesten galten. In ihrem reichen Elternhause, das von Statuen der Götter und von anderen herrlichen Werken der Griechenkunst strahlte, verkehrten die berühmtesten Gelehrten der Zeit und hielten es nicht unter ihrer Würde, mit dem noch kindlichen Mädchen schwierige Fragen der Metaphysik zu erörtern. Und wie Katharina heranwuchs, so wuchs in ihr auch das Feuer des Geistes und die Gewandtheit der Rede, worin sich attische Grazie mit dem Ernst frühreifen Denkens mischte. Solches Gehaben hieß in jener Zeit nicht unweiblich, vielmehr wurde die Kunst des Wortes als eine Zierde auch für die Frauen angesehen. Und da Katharina mit einer wahrhaft siegreichen Schönheit und lieblichen Hoheit einhertrat, umwarben sie die Freier so zahlreich wie dereinst die Griechin Helena. Katharina aber wollte nur einem Gatten folgen, der sie so weit überträfe, wie sie bisher ihre Bewerber übertroffen hatte, und sie nahm ihrem Vater das Versprechen ab, sie nur

demjenigen zur Frau zu geben, der ihr vor ansehnlicher Versammlung im Redegefecht obsiege. Schon hatte sich eine ganze Anzahl der vornehmsten und feingebildetesten Jünglinge geschlagen und beschämt davongeschlichen, denn selbst wenn sie sich vornahm den Bewerber zu schonen, erwachte doch im Augenblick der Entscheidung ein so starker Geist in ihr, daß niemand gegen sie anzukämpfen vermochte, und wenn ein spitzfindiger Redner ein Haar in vier Teile gespalten hatte, so spaltete sie es in acht und behielt das letzte Wort.

Allmählich wurde ihr bei ihren Siegen selber bange, denn die Liebe, durch die sie doch so gerne glücklich geworden wäre, entwich ihrer Sehnsucht wie die Fata Morgana dem Dürstenden in der Wüste. Allein sie war nun schon durch ihre eigene Abmachung an diesen seltsamen Wettkampf gebunden, und es sprach auch eine mystische Eingebung, die große Macht über sie hatte, mit. Schon in zartester Jugend hatte ihr eine innere Stimme zugeflüstert und sich später immer öfter und dringender vernehmen lassen, daß sie nur den Herrn des Himmels und der Erde lieben dürfe und ihm ihre Jungfräulichkeit bewahren müsse. Und oft sann sie in stiller Träumerei darüber nach, in welcher Gestalt ihr der Götterkönig nahen werde, ob als Schwan oder als Stier oder als goldener Regen, aber keine der Verkleidungen, in denen er ihren Vorgängerinnen erschienen war, konnte sie befriedigen. Am liebsten hätte sie ihn in seiner göttlichen Majestät gesehen, wäre sie auch darüber wie Semele in seinen Armen vergangen. Dies aber konnte sie nicht hoffen, weil es das eine Mal so traurig geendet hatte, also nahm ihr scharfsinniger Geist an, daß er einen dritten Weg wählen und sich als Mensch bei ihr einführen würde. Wie aber sollte sie ihn da erkennen, wenn nicht an seiner übermenschlichen Geisteskraft? Nur in einem Freier, der sie, die Unbesiegbliche, im Geisteskampf überwand, konnte sich der allschauende, alldurchdringende Zeus, der höchste der Uranionen, verbergen. Und immer, wenn sie mit den Kindern ihrer schon vermählten Freundinnen

spielte, dachte sie mit stillem Stolz, daß das ihrige ein junger Halbgott sein würde. Aber ihr Warten auf den unsterblichen Bräutigam verschleierte sie unter dem Anspruch, daß nur der Höchste, Schönste und Weiseste der Sterblichen ihrer würdig sei.

Sie hatte in ihrem Dienste drei sehr schöne griechische Mädchen, Rhodopis, Manto und Melene, die mit ihr aufgewachsen waren und mit denen sie am liebsten ihre Zeit verbrachte. Diese hingen mit solcher Leidenschaft an ihrer Gebieterin, daß sie gleichfalls unvermählt blieben, um sich nicht von ihr zu trennen. Die böshafte Agypter nannten sie ihre philosophische Leibwache, weil Katharina ihnen die Lehren der Pythagoräer und der Eleaten erklärte und sich fleißig mit ihnen im Disputieren übte. Sie pflogen aber auch andere Künste, die ihrem Alter natürlicher waren, indem sie im Hofe Ball schlugen und tanzten, in welchen Fertigkeiten Katharina nicht minder glänzte als in der Wissenschaft.

Da führte ihr das Schicksal den jungen Römer Lucilius in den Weg, der dem Präfekten von Agypten als Legat beigegeben war und in seiner verantwortungsvollen Stellung das persönliche Vertrauen des Kaisers genoß. Dieser faßte alsbald eine glühende Leidenschaft für die schöne Stolz, und der Geisteswettkampf, zu dem sie ihre Werber zwang, schreckte ihn nicht, denn er war in Athen ausgebildet worden, das an geistigem Ruhm doch immer noch über Alexandria stand; dabei war er schnellen und scharfen Geistes, und alle die Künste, für die Katharina gefeiert war, besaß er selber in vollstem Maße. So stellte er sich ihrem Vater mit dem Anstand seiner hohen Geburt und Stellung und mit dem Stolz des herrschenden Volkes vor und begehrte um Katharinas Hand zu ringen. Der Tag der Probe wurde angesetzt, die erste Gesellschaft von Alexandrien, sowohl Einheimische wie Griechen und Römer, versammelte sich in Katharinas väterlicher Halle, und Lucilius erschien, von Freunden und Dienern begleitet, mit allem ihm zukommenden Pompe. Er fand seine schöne Widersacherin im meergrünen Gewande, das reiche Haar aphroditen-

haft mit Perlenschnüren umwunden, an ihrem gewohnten Platze zu Füßen der Pallas Athene. Ihr gegenüber erhob sich ein schönes, jugendlich ernstes Standbild des Eros, unter dem Lucilius Platz nahm, die gute Vorbedeutung preisend. Zuvor aber legte er einen Kranz zu den Füßen der Statue nieder, indem er dem Gott für die Hilfe dankte, die er ihm zu gewähren im Begriffe sei, und für den Mut, den er ihm eingeflößt habe, sich mit einer so berühmten Streiterin in den Geisteskampf zu wagen.

Katharina war blaß vor Bewegung. Seit jener ersten Begegnung hatte sie das Bild des Lucilius nicht aus dem Sinn verloren, und die Unruhe, mit der sie diesen Tag heranzwartete, hatte nichts mit der Aufregung des geistigen Ringspiels zu tun, sie galt einzig dem Gegenstand ihrer sehnächtigen Qual. Es war ihr auch völlig klar, daß sie keinen verkappten Unsterblichen vor sich hatte, sondern einen Sohn der Erde, aber den Würdigsten, der jemals vor ihre Augen getreten war, und einen, um den es sich verlohnte, dem Traum der Götterbrautenschaft zu entsagen. Nichts schien ihr süßer, als sich in dem bevorstehenden Kampfspiel von ihm überwinden zu lassen und sich selber mit allem, was sie war und besaß, in seine Hände zu legen. Sie hatte für die heutige Disputation ein Thema gewählt, in dem sich ihr Herzenszustand spiegelte. Es lautete: Ist Eros mächtiger als Zeus und vor ihm dagewesen? Oder ist er jünger und schwächer als dieser? Daher des Lucilius Anrede an den Eros auf doppelte Weise schicklich und sinnig erschien.

Da aber dieser Gott, wenn er sich zuerst einer starken und stolzen Seele bemächtigt, sie zwiespältig aufzurühren pflegt, daß sie zwischen dem neuen Gefühle und dem Trieb, sich selber zu behaupten, hin und her gerissen wird, so sagte nun Katharina, mehr um seiner Sicherheit gegenüber die Haltung zu wahren, als um ihn wirklich mit ihrem Spotte zu treffen:

Du bist sehr kühn, Lucilius, vor der Schlacht schon zu sprechen, als ob sie gewonnen wäre.

Allerschönste, laß dir von einem Kriegermann sagen, antwortete dieser, daß keiner eine Schlacht gewinnen wird, der sie nicht im voraus gewonnen glaubt.

Und nun begann er also zu sprechen:

Ob Eros älter oder jünger sei als Zeus, dies zu ergründen, o schönste Katharina, ist eine schwere Sache. Die großen Weisen, die vor uns lebten, waren darüber getrennter Ansicht, wie du weißt. Läßt ja der göttliche Platon selber in seinem Gastmahl ihn einmal als den ältesten aller Götter, das andere Mal als den jüngsten preisen. Nun scheint es mir mit der Ehrfurcht vor den Göttern überhaupt nicht vereinbar, wenn der Mensch zuviel nach ihrer Herkunft und ihren persönlichen Umständen forscht. Um meine eigene Meinung befragt, kann ich nur sagen, daß, da Zeus durch seinen Vater Kronos gezeugt ist und da ohne die Liebe keine Zeugung eines Lebendigen stattfinden kann, sich daraus schließen läßt, es sei Eros in der That älter als Zeus. Daß er von den beiden auch der Mächtigere ist, unterliegt keinem Zweifel. Lesen wir doch schon im Homer, wie Zeus auf dem Gipfel des Ida sich von dem Liebreiz der Hera überwinden ließ, weil sie den Gürtel der Aphrodite trug, in den die Zauberkünste des Eros eingewebt waren. Wir wissen ferner, wie unzählige Male er dem Angriff des Eros unterlag, daß er sich selbst der Tiergestalt nicht schämte, um der Gewalt jenes Unwiderstehlichen zu gehorchen, den der liebeatmende Sophokles den Allsieger im Kampfe nennt. Wogegen nicht ein einziges Beispiel bekannt ist, daß Eros, auch wo er mit der größten Willkür verfuhr, durch die Macht des Zeus gebändigt worden wäre.

Hier machte er eine kleine Pause, während der sowohl seine eigenen, wie die von Katharina als Kampfrichter bestellten Zeugen ein zustimmendes Gemurmel vernehmen ließen, denn nach den sophistischen Spitzfindigkeiten, die man in dieser Halle zu hören gewohnt war, wirkte die klare muntere Sprache des Römers wie ein frischer Wasserquell im Sande.

Danach begann er aufs neue und pries nun die Segnungen des Eros, der die gesetzlosen Wilden durch das heilige Band der Ehe und Familie erst zu Menschen gemacht und der Besittung gewonnen habe. Sein herrlichstes Werk aber sei, wenn er zwei Menschen in der Blüte einander zuführe, daß eins im anderen seine gottgewollte Erfüllung finde, den Teil seiner selbst, der schon vordem einmal sein gewesen und den ein jedes in unsagbarer Sehnsucht habe suchen müssen, um alsdann vereinigt, frei von der Qual des Verlangens, zu immer höherer Vollendung aufstrebend, das irdische Dasein zu einem Zustand seliger Götter zu machen.

So ungefähr sprach Lucilius, und die Beifallsrufe der Zuhörer bewiesen ihm, daß er seiner Aufgabe gerecht geworden war.

Katharina selber glühte vor heimlicher Freude über den Triumph ihres Gegners. Nun galt aber der Brauch, daß auf die erste Rede des Herausgeforderten sein Widerpart zu entgegnen hatte, daß ihm alsdann das Recht der Gegenerwiderung zustand, worauf sie, wenn diese ungenügend ausfiel, wie es bisher stets der Fall gewesen, mit einer gründlichen Abweisung schloß. Diesmal dachte sie es gnädig zu machen, und nur um dem spielenden Sieger zu zeigen, daß ihr Ruhm kein angemasteter gewesen, schickte sie sich zur Erwiderung an, nahm sich aber vor, beim zweiten Gange die Waffen zu strecken und auf das letzte Wort in bräutlicher Glückseligkeit zu verzichten.

Mit einem Lächeln von ganz leiser Schelmerei hob sie nun also an:

Gar anmutig hast du, edler Römer, uns in deinem Eros den lebenswürdigen Geliebten der Psyche geschildert, und dein Preis ihres Glückes muß in jedem fühlenden Herzen widerhallen. Jenen anderen Eros aber, der bei der Liebe zur Leibes Schönheit beginnend die Seelenschönheit suchen lernt und immer aufsteigend bei der Liebe zum Göttlichen anlangt, den bist du uns schuldig geblieben.

Auf diesen Angriff blieb Lucilius stumm, sei es, daß ihn ihre Schönheit verwirrte, die durch die innere Erregung noch strahlender wurde, sei es, daß er als ein ernster Mann erwarten wollte, was sie ihm zu sagen hatte. Sein Schweigen aber und die dadurch entstandene Spannung zwangen sie, seinen Sieg noch weiter, als ihr lieb war, anzufechten. Indem sie so genötigt den angeregten Gedanken weiterentwickelte, tat sie es mit einer ganz ungewohnten Lässigkeit, immer in der Hoffnung, durch Lucilius zu dem eigentlichen Thema, von dem sie ja nur aus Verlegenheit abschweifte, zurückgerufen zu werden. Da dies nicht geschah, mußte sie einen zweiten Anlauf nehmen und den Gegenstand, so wenig er ihr auch im Augenblick am Herzen lag, lebhafter anfassen. Aber kaum, daß sie aufs neue begann, da bemächtigte sich eine fremde, ihr unerklärliche Gewalt ihrer Zunge und zwang sie zu sprechen, was sie weder sprechen wollte, noch auch jemals zuvor gedacht hatte.

Sie begann von einem Eros, der früher als die Welt gewesen und der zur Welt hinabgestiegen sei, um alles Erschaffene mit seiner Güte zu umfassen und durch die Kraft seiner Liebe und seines Leidens von der Erdennot zu erlösen. Jener erste Eros, der Vermittler zwischen Mann und Weib, sei nur ein Schein-Eros, der die niederen Triebe der Menschheit zu seinem Herrschbereich erkoren habe. Der wahre Eros aber sei der eingeborene Sohn des großen welterschaffenden Gottes, von ihm ausgesendet, daß er sich für das Heil der Menschheit opfere und nach vollbrachtem Werk in den Schoß des Vaters zurückkehre.

Unter ihrem Reden fühlte sie mit brennendem Schmerz, wie sie sich von dem ersehnten, ihr so nahen und eben noch mit Armen zu fassenden Glück wegedete, sie wollte sich selbst in die Zügel fallen, aber sie vermochte es nicht. Immer weiter trug sie der Strom der Rede in ein ihr völlig unbekanntes Gebiet. Ihr Antlitz war totenbleich geworden, ihre Augen glühten fremdartig, allein sie mußte fortfahren, bis alle Hoffnungen des Lucilius in

Trümmern lagen, wenn es ihr auch dabei zumute war, als senkte sie sich selber langsam die kalte Doppelschneide eines Schwertes in die Brust.

Als sie geendet hatte, trat Lucilius, der noch bleicher geworden war als sie selber, zu ihr heran und sagte zornbebend aber halblaut, daß nur sie ihn verstehen konnte:

Ich sehe nun wohl, Katharina, daß mein Werben um dich fruchtlos bleiben mußte, denn du bist Christin und gehörst einer Gemeinschaft an, die mir und allem Meinigen feind ist. Nimm dich in acht, Katharina. Ich zwar werde dich nicht verklagen, aber ich sage es dir warnend, daß die ekle und gefährliche Menschenart, durch die du dich hast umgarnen lassen, dir zum Verderben gereichen wird.

Katharina suchte vergeblich nach einem Worte der Begütigung. Sie verstand weder sich selbst, noch was der Erzürrnte sprach, und während er sich mit dem ganzen beleidigten Stolz des Römers entfernte, mußte sie, auf ihre Dienerinnen gestützt, halb ohnmächtig die Glückwünsche ihrer gelehrten Freunde entgegennehmen, die ihr versicherten, daß ihr Geist noch nie so hell geleuchtet habe wie heute, obwohl sie im Grunde sowenig wie Katharina selber wußten, wovon eigentlich die Rede gewesen. Jedes dieser Lobworte drang ihr wie mit äzendem Gift in die verwundete Brust. Nur der übergroße Stolz hielt sie vor den Gästen aufrecht, aber allein auf ihrem Zimmer überließ sie sich der vollen Verzweiflung über ihr auf so unbegreifliche Weise verscherztes Glück. Von ihren Mädchen durfte keine zu ihr, nur die alte Gotin Sunno, ihre ehemalige Amme und Wärterin, teilte ihren Schmerz. Diese war heimliche Christin, was Katharina nicht wußte, denn die einfache Frau, die auch der Feinheiten griechischer Zunge wenig mächtig war, hatte sich nie erlaubt, ihrer Gebieterin von so hohen Dingen zu sprechen. Sunno erbot sich, zu Lucilius zu gehen und eine Versöhnung zustande zu bringen.

Gib aber mein Gefühl nicht preis, sagte Katharina, schon wieder für ihre Würde hangend. Sag' ihm nur, daß ich trostlos sei, ihn

ohne Absicht beleidigt zu haben, und selber nicht wisse, wie alles gekommen, und daß ich ihn bitte, mir zu verzeihen. Wenn er mich noch liebt, so wird er verstehen und von selber zu mir zurückkehren.

Allein sie hatte nicht mit dem starren Sinn des Römers gerechnet.

Sag' deiner Gebieterin, antwortete dieser kalt auf ihre Botschaft, daß ich nichts zu verzeihen habe. Unser Wettkampf hat nach allen Regeln der Sitte stattgefunden, und wenn ich unterlegen bin, so habe ich nur meine eigene Unfähigkeit anzuklagen.

Sunno hätte nun gerne ihren Auftrag überschritten, wie es ja ihre Herrin im stillen auch von ihr erhoffte, und ihn etwas tiefer in Katharinas Herz blicken lassen, aber vor des Römers abweisender, fast spöttischer Haltung versagten ihr die Worte, und sie trat ganz verwirrt und beschämt den Rückweg an. Unterwegs aber kam es ihr plötzlich, daß dieses ganze Wirrnis wohl von Gott mit Absicht geordnet sei, weil er mit ihrem geliebten Töchterchen etwas ganz anderes vorhabe, als sie diesem hochmütigen Legaten zu geben, der ja von Amts wegen ein Feind der Christen sein mußte.

Von dieser Stunde an schlug eine dunkle Schwermut ihre Flügel um die liebesranke Katharina. Sie ging wie leblos umher, philosophierte nicht mehr mit ihren Mädchen und kam auch nicht mehr in den Hof zum Ballspiel. Ihr Stolz verstand es aber, den Schmerz um das verspielte Glück in einem pflichtmäßigen Trauergewande zu verbergen, denn kurz nach dem Zusammenstoß mit Lucilius hatte Katharina ihren Vater verloren.

Um jene Zeit träumte ihr einmal, sie trete in einen fremden, herrlich geschmückten Raum, wo ein wunderbares Weib im weißen goldgestickten Mantel auf dem Throne saß und mit einem Knäblein von göttlicher Schönheit tändelte. Sein Antlitz leuchtete in überirdischem Glanz, und von dem Glorienschein, der beide umfloss, war der ganze Raum in Licht getaucht.

Komm näher, liebe Tochter, und sei nicht traurig, sagte die schöne Frau. Auf dich wartet ein höherer Bräutigam, als der ist, den du verloren hast.

Katharina stürzte vor der Frau auf die Knie, und hingerissen von der unwiderstehlichen Schönheit des Kindes, küßte sie ihm verzückt die kleinen Händchen und Füßchen. Er sieht wahrhaftig aus wie der Knabe Eros, dachte sie, da sie den Kleinen so neckisch mit der Mutter spielen sah.

Und diese sagte dem Knaben, so wie man wohl ein Kind im Scherze fragt:

Sieh dir diese schöne Jungfrau an. Willst du sie zu deiner Braut haben?

Das Kind richtete seine seligen Augen auf Katharina, daß ein Wonneschauer sie vom Kopf bis zu den Füßen durchrann. Dann wandte es sich zur Seite und sagte:

Meine Braut muß schöner sein.

Mit einem Wehgefühl, als hätte ein Schwert ihr das Herz gespalten, erwachte Katharina.

Run fühlte sie sich noch verlorener und hoffnungsloser als zuvor. Sie ließ alle die schönen Götterstatuen aus der Halle entfernen und brachte den Olympischen kein Opfer mehr dar. Ihr habt mich verlassen in meiner Not, sagte sie ihnen, und so verlasse ich euch. — Der Pallas Athene grollte sie besonders, denn ihr hatte sie die gefährliche Macht der Zunge zu danken, und dem Eros grollte sie noch mehr, daß er ihr die Rede nicht zum rechten Ziele gelenkt.

Ich hielt euch für schön, höhnte sie, aber jetzt habe ich eine Mutter mit ihrem Söhnlein gesehen, die ist tausendmal schöner und göttlicher als ihr. Und gütig ist sie, wie keines von euch, denn als er mich verschmähte, hat sie mir tröstend nachgeblickt. Ihr aber fragtet nicht nach meiner Herzensnot, als jener stolze Römer sich im Zorn von mir losriß.

Sunno aber, als sie den Traum erfuhr, hob segnend ihre Hände über das geliebte Haupt und weinte vor Freude. Dann führte sie

Katharina in ihre Kammer und holte aus einer verschließbaren Truhe ein geschnitztes Elfenbeinbildnis der Mutter Gottes mit dem Jesusknaben.

Sie ist es, sagte Katharina und sank vor dem Bildnis in die Knie. Dieses war zwar nur klein, aber wie sie ihre sehnächtigen Blicke darauf heftete, schien es zu wachsen und zu wachsen, bis es die im Traum geschaute Höhe erreichte und in demselben Lichtglanz strahlte wie jene Erscheinung. Das Knäblein spielte wieder selig mit seiner Mutter und hielt die Augen von Katharinen abgewendet.

Mach', daß er mich anschaut, Sunno, klagte diese. Bin ich denn nicht schön? Du sagtest mir doch tausendmal, ich sei die Schönste in ganz Alexandria, und so viele sagten mir dasselbe. Wie kommt es nun, daß dieses Kind, das ich mehr lieben muß, als ich jemals ein menschliches oder göttliches Wesen geliebt habe, mich nicht schön genug findet?

Es kommt daher, daß du nicht getauft bist, meine geliebte Tochter. Dieses Kind, das nichts anderes ist als der Herr des Himmels und der Erde, kann auch die schönste Jungfrau nicht lieben, wenn sie nicht getauft ist.

Katharina, die sich nie um die Bräuche der verachteten Christen gekümmert hatte, ließ sich erklären, was die Taufe bedeute. Darauf erzählte die ungelehrte Gotin ihrer gelehrten griechischen Gebieterin alles, was sich in Palästina ereignet hatte, bis zu der bitteren Stunde auf Golgatha, wo der Vorhang des Tempels zerriß und die toten Propheten aus ihren Gräbern stiegen, weil des Menschen Sohn aus Liebe am Kreuz der Schmach verblutete.

Katharina war ganz in Tränen aufgelöst, und Sunno brachte sie zu dem Hirten ihrer Gemeinde, der auf ihre Bitte die Taufe an ihr vollzog.

In dieser Nacht führte der Traum sie abermals zu der herrlich thronenden Gottesmutter, die ihr schon von weitem gütig zu-

nickte. Katharina kniete vor ihr nieder, und wiederum fragte die Hohe, aber diesmal mit tiefem Ernst, ihr Kindlein:

Willst du diese schöne Jungfrau zur Braut?

Da wandte der Knabe ihr einen vollen Blick aus tiefen, strahlenden Götteraugen zu, neigte sich herab und steckte ihr einen Ring an den Finger. Zugleich wuchs er empor und verwandelte sich und war kein Knabe mehr, sondern saß als Herr des Himmels auf diamantenem Throne und hatte die Sonne ums Haupt, und seine eigene Mutter mit allen Erzengeln, Cherubim und Seraphim, mit Thronen, Herrschaften und Gewalten knieten in weißem Wolfenschaum zu seinen Füßen: ganz zu unterst aber kniete Katharina selbst.

Vom Überschwang der Seligkeit erwachte sie und lag lange mit klopfendem Herzen, indem sie über den Traum nachsann. Aber als die Sonne in ihr Gemach schien, spielten ihre ersten Strahlen auf einem wunderbaren Reif an Katharinas Finger. Von leichtem, goldenem Blattwerk durchsichtig gehalten, glänzte darin ein großer tiefroter Karfunkelstein wie ein Blutstropfen und darunter in einer zierlich gewundenen Ranke ein kleinerer von derselben Farbe, wie auch in den Zierat, der den großen Stein umgab, noch allerkleinste Rubinsplitterchen eingelassen waren.

Im Fieber der Entzückung kehrte Katharina zu dem heiligen Mann zurück, ihm den Ring zu zeigen und die Erscheinung zu erzählen.

Worauf der Bischof:

Dir ist Großes widerfahren, meine Tochter. Dieser Ring, mit dem er sich dir anverlobt, sagt dir, daß, gleichwie der Heiland für dich sein Blut vergossen hat, du auch gewürdigt bist, das deine für ihn zu versprühen und in die Zahl seiner heiligen Märtyrer aufgenommen zu werden.

Katharina sagte, in den Anblick ihres Ringes verzückt:

Und die kleinen von den Blutsteinen, das sind die Seelen, die ich ihm zuführen soll. Ja, ich will kommen und mit Brautgeleit.

Möchte es nur schnell geschehen. Ich sehne mich unaussprechlich, sein Angesicht wieder zu sehen, und jede Stunde, wo ich nicht bei ihm bin, scheint mir eine unleidliche Verzögerung.

Jetzt war das Erdenleid, in dem sie bisher wie eine Gefangene gefessen, rings um sie eingesunken, gebrochenen Kerkermauern gleich, und ihr Herz erschloß sich wieder für ihre Mitgeschöpfe. Die drei abgedankten Gespielinnen Rhodopis, Manto und Melene waren die ersten, die ihr neues Glück teilten, denn wie sie ihnen früher die Weisheit des Pythagoras und die der Eleaten auseinandergelegt, so erklärte sie jetzt den schnell Gewonnenen die Geheimnisse der Heiligen Schrift, und die gute Sunno ging umher wie das Gestirn, dessen Namen sie trug. Noch viele von ihrer Gefolgschaft traten zu ihrem neuen Glauben über, und Katharina sang wie eine Begeisterte: Ja, kommen will ich zu dir mit Flöten und Zimbeln, und ein herrliches Brautgeleit führ' ich, Geliebter, dir zu.

Um jene Zeit hatte Maximinus, der gerade in Alexandria Hof hielt, die seit dem letzten diokletianischen Blutbad ein wenig eingeschlafenen Christenverfolgungen wieder aufgenommen, und der entartete alexandrinische Pöbel lechzte danach, sich an barbarischen Blutgerichten zu weiden. Alle Christenversammlungen wurden verboten, ihre Kirchen, soweit sie noch standen, vollends geschleift und die Ausübung christlicher Zeremonien mit dem Tode belegt. Die Vollstreckung dieser Befehle mußte in unmittelbarem kaiserlichem Auftrag Lucilius überwachen, der jeglichen Fanatismus verabscheute und zu mildern suchte, wo er konnte. Wenn eine Anzeige erstattet wurde, ließ er den Schuldigen vor sich kommen, redete ihm zu, der Staatsreligion die gebührende öffentliche Ehrfurcht zu erweisen, wobei er zu verstehen gab, daß im stillen ein jeder den Gott verehren dürfe, den er im Busen trage; und nur wenn alle Ermahnungen fruchtlos blieben, ließ er dem harten Gesetze seinen Lauf. Er selber hielt keine Nachspürungen, und wer sich nicht geradeswegs zum Martyrium drängte, wie es da-

mals viele Christen taten, um schnell das ungewisse Erdenlos mit der ewigen Seligkeit zu vertauschen, der blieb unbehelligt. Wiederholt hatte man ihm schon Verdächtigungen gegen Katharinen zugetragen, daß sie von den alten Göttern abgefallen sei, wobei vor allem weiblicher Neid auf die Rachsucht des öffentlich abgewiesenen Freiers zählte, sich aber in der überlegenen Seele des Legaten gründlich verrechnet hatte. Dieser wußte sehr wohl, daß Katharina verfolgten Christen Unterschlupf zu gewähren pflegte, aber er wollte doch die Einstgeliebte nicht in einen grausamen und schmählischen Prozeß verwickelt sehen. Deshalb antwortete er den Angebern kurz, er kenne sehr wohl die Gesinnungen jener fürstlichen Jungfrau, die das Studium der Philosophen um die gesunde Vernunft gebracht habe, die aber viel zu hochmütig sei, sich mit einer so niedrigen und verachteten Gemeinschaft wie den Christen einzulassen.

Trotz dieser weisen Duldung des Lucilius kam ein Tag der Furcht und des Zitterns über die Christengemeinde von Alexandria, denn der Kaiser, dem das Vorgehen seines Legaten zu lau war, ordnete plötzlich ein öffentliches Dankfest an, bei dem sämtliche Einwohner der Stadt an den Altären der Götter opfern sollten: wer sich ausschloß, war des Christentums verdächtig und am Leben bedroht. Unter den Opfern, die dieser Tag seiner Blutgier in die Hände lieferte, war auch Katharina. In ihrer immerwährenden schwärmerischen Sehnsucht nach der mystischen Vereinigung mit dem Gottessohn, dessen Ring sie am Finger trug, hatte sie ihr Wegbleiben von dem Opferfeste so offenkundig wie möglich gemacht und auch andere geflissentlich abgehalten. Sie beneidete jeden Blutzengen, der ihr im Tode voranging und früher als sie das Angesicht ihres erwählten Bräutigams schaute.

Bei dem Wiedersehen mit ihr, die ihm jetzt als Gefangene vorgeführt wurde, bestand Lucilius die Goldprobe seines Charakters. Er wußte ganz genau, daß er mit seiner mißglückten Werbung den frechen Alexandrinern zum Gespötte diente, wenn man ihm

auch unterwürfig begegnete, denn die damaligen Ägypter waren ein bössartiges und zugleich kriechendes Geschlecht, und die vornehme griechische Gesellschaft war nicht minder entartet. Er hatte deshalb allen geselligen Verkehr abgebrochen und sich ganz auf seine Amtsgeschäfte und seine Studien zurückgezogen; die Einsamkeit aber vergiftete ihm nur die schwärende Wunde. Als sie nun im schlichten weißen Gewande ohne allen Schmuck, aber noch so schön wie je, nur sanfter und bescheidener, vor ihm stand, da trat an die Stelle der Bitterkeit ein tiefes Mitleid, das der alten, nie vergessenen Liebe nahe verwandt war. Er entfernte die Zeugen und begann mit angenommener Strenge:

Tochter der Ptolemäer, wie konntest du von deiner angeborenen Würde so tief heruntersteigen, daß du mit der verachtetsten Sekte im ganzen Römerreiche dich gemein machtest?

Du irrst, Legat, entgegnete sie sanft. Mich hat die göttliche Gnade im Kerker meines Hochmuts und meiner Blindheit aufgesucht und hat mich gewürdigt, in die Gemeinschaft seiner Heiligen aufgenommen zu werden.

O Katharina, antwortete er bewegt, da sein altes Gefühl mehr und mehr erwachte, und er glühend wünschte, sie dem gefährlichen neuen Glauben abtrünnig zu machen. Du schmähest uns Altgläubige, daß wir Bilder aus Erz und Stein anbeten, und was tust du selbst? Du hast ein Bild mit dem anderen vertauscht, nur daß du statt der schönen Olympier einen geschändeten Gott in Knechtsgestalt verehrst.

Nun sollte er zum zweiten Male erfahren, wie die Griechin den Römer an Macht der Seele übertraf. Und wenn sie jenesmal von einem himmlischen Eros gesprochen hatte, der ihr doch nur ein unfasßbares Nebelgebilde war, so sprach sie jetzt mit noch ganz anderem Feuer von einem, dessen Angesicht sie leibhaft gesehen und dessen Ring sie am Finger trug.

Beim Anblick dieses Ringes, den sie ihm als Gabe des göttlichen Bräutigams vorwies, stieg eine brennende Eifersucht in Lucilius

empor und mit ihr alle die lange begrabene Leidenschaft. Er beherrschte sich aber und sagte kühl und spöttisch:

Die Christen haben dich, du Tochter der Weisheit, durch ein freches Gaukelspiel betrogen. Weißt du, was deiner wartet, wenn du nicht abschwörst?

Sie starrte fest auf den Ring, dessen Blutstein immer tiefer leuchtete, und sagte nur:

Bald werde ich bei Ihm sein. Ich verlange nichts anderes.

Gib mir den Ring, bat er, ganz von Qual zerrissen, und ich rette dich, sollte es mein Leben kosten.

Sie hob ihre schönen Augen zu ihm auf und schüttelte leise den Kopf.

Voll Zorn befahl er, sie abzuführen, aber sie nahm die ganze Ruhe seiner Seele mit sich.

Des andern Tages suchte er sie im Kerker auf und bemühte sich, sie auf andere Weise zu überreden.

Du bist ja klug, Katharina, sagte er, ich hab' es einmal zu meinem Schaden erfahren. So wirst du leicht verstehen, was ich dir sagen will. Maximinus verfolgt die Christen nicht um des Glaubens willen. Wir Römer erweisen den Göttern des ganzen unterworfenen Erdballs unsere Ehrerbietung, wir haben von euch Agyptern einen Gott mit Hundskopf und einen Stiergott übernommen. Wir könnten auch einen gekreuzigten ertragen, denn die große Roma ist weitherzig. Aber die Isispriester haben ihm eingeredet, die Christen strebten nach der obersten Gewalt im Staate, das hat ihn ins Rasen gebracht. Es gibt keine größere Grausamkeit, als die aus der Furcht hervorgegangene. Und Maximinus fürchtet sich als ein richtiger unwissender Barbar. Du hast von ihm kein Erbarmen zu hoffen, so wenig als die geringsten deiner Glaubensgenossen. Es heißt abschwören oder eines martervollen Todes sterben. Ich zeige dir aber einen dritten Weg, denn sieh, Katharina, ich fühle noch ebenso für dich wie damals, als ich unter dem Standbild des Eros um dich warb. Willst du mein

sein, so führe ich dich auf ein Landgut, das auch meine nächsten Freunde nicht kennen. Dort halte ich dich im Verborgenen, bis der Sturm abgeflaut ist. Nur sichere Personen werden um dich sein, und niemand wird dort meine Gattin zwingen, Göttern zu opfern, an die sie nicht mehr glaubt.

Dies war der schwerste Kampf, den die Gequälte zu bestehen hatte, denn auch in ihr stieg das totgeglaubte Gefühl mit mächtiger Bewegung wieder auf. Aber sie presste die Linke mit dem Ring auf die Brust und legte die Rechte im Kreuz darüber, um an dem heiligen Karfunkel Schutz wider die Versuchung zu finden.

Lucilius, sagte sie mit Tränen, deine Güte zwingt der Christin, die keinen falschen Stolz mehr nährt, ein Bekenntnis ab, das du der Heidin nicht auf der Folter ausgepresst hättest. Ich habe dich sehr geliebt. Als ich dein Werben abzuweisen schien, geschah es durch eine höhere Gewalt, die mir wider Willen die Zunge lenkte und die ich damals bejammerte, die ich aber heute segnen und preisen muß, denn sie hat mich meiner wahren Bestimmung zugeführt.

Dann erzählte sie ihm, wie es bei Empfang des Ringes zugegangen, und was dessen tiefere Bedeutung war.

Du bist krank, Katharina, sagte er sanft, und redest im Fieber. Wie kann ein Kindlein dein Verlobter sein?

Das Kindlein ist der höchste Himmelsgott, den ich im Glanze thronen sah, antwortete sie verzückt und drückte den Ring an die Lippen.

Gib mir den Ring, flehte er nochmals voll Ingrimms gegen jenen unsichtbaren Verlobten, den er nicht suchen konnte, ihm die Braut abzufordern.

Sie blieb fest. Willst du mir nahe sein, Lucilius, und teilhaben an meinem unendlichen Glück, so werde Christ und empfang mit mir die Krone des Leidens, damit ich deine gerettete Seele meinem vielgeliebten Bräutigam entgegenführen kann.

Er verließ sie voll Ingrimm und Schmerz und Bangen um ihr Geschick, das er nicht wenden konnte.

Inzwischen war schon zum Kaiser Maximinus die Kunde gedrungen, die schöne Ptolemäerin, mit der sich die klatschsuchtige Gesellschaft von Alexandria soviel beschäftigt hatte, sei als Christin gefangen, und er forderte von dem Legaten Bericht über die Sache.

Sie ist kranken Geistes, antwortete dieser ruhig, und bildet sich ein, durch einen Ring, den sie am Finger trägt, die Braut des Knaben Eros geworden zu sein. Und weil sie glaubt, daß die anderen Götter ihr, wie einst der Psyche, abgünstig seien, weigert sie sich ihnen zu opfern.

Jedoch der mißtrauische Despot war nicht zu täuschen, denn er kannte den Knaben, für den die Christen in Verführung starben. Und er begehrte Katharina selbst zu sehen.

Diese, die nach dem schweren Siege über sich selbst nur noch mehr danach brannte, so rasch wie möglich durch ihr Blut dem himmlischen Verlobten angetraut zu werden, trat vor den Kaiser nicht wie eine Angeklagte, sondern wie eine Klägerin. Mit schwererscharfen Worten warf sie ihm vor, daß er sich und sein edles Haus durch Götzendienst schände und die Kinder Gottes mit Folter und Schwert verfolge.

Da ergrimmte der Tyrann und verurteilte sie zu der grausamsten und schmachlichsten Form des Martertodes, dem Rädern.

Allein ihr Bräutigam, auf den sie baute, wollte seine erkorene Braut nicht in Qual und Schmach enden lassen und bediente sich des liebenden Legaten, um von dem zarten Leib das Grausige zu wenden.

Lucilius bestach die Henkersknechte und machte mit Hilfe eines geschickten Mechanikers das gräßliche Werkzeug für die Hinrichtung untauglich. Es war ein Gestell mit vier hohen, rundum mit spitzen Eisen versehenen Rädern, worauf der Verurteilte

gebunden und durch die Umdrehung der Räder zerlegt wurde. Der Mann durchfeilte die Achse bis auf ein kleines und brachte auch an den Rädern solche unsichtbaren Beschädigungen an, daß das Marterwerkzeug beim ersten Versuch, es zu benutzen, in Stücke gehen mußte.

Da nun die Stunde kam, wo Katharina vor versammeltem Hof und dem fanatischen hohen und niedrigen Pöbel Alexandrias ihr Blutzeugniß ablegen sollte, ereignete sich das Wunder, das Lucilius so sorgfältig vorbereitet hatte. Sobald die Henkersknechte sich grinsend in die Stränge legten, um die schweren Räder zu drehen, zersplitterten diese in hundert Stücke, die Achse brach, und der schöne Körper, den sie zerfleischen sollten, blieb von den scharfen Eisen unversehrt. Daher man diese Märtyrerin stets mit dem zerbrochenen Rad im Arme darzustellen pflegt.

Der Pöbel brüllte laut auf, daß ihm die blutige Schau entgehen sollte, und rings um den Kaiser her war ein bestürztes Flüstern, denn Heiden wie Christen erschien der Vorgang als ein göttliches Zeichen.

Maximinus ließ die gerettete Katharina vor sich rufen und sagte:

Da die Götter dich sichtbar zu Besserem oder Schlechterem aufsparen wollen, so will ich ihnen nicht im Wege sein. Gib mir zum Beweis deiner Unterwerfung den Ring, den du am Finger trägst und den du von deinem Christengott erhalten haben willst, so sei dir dein Leben geschenkt.

Ich bin die Braut Jesu Christi, der sich mir durch diesen Ring verlobt hat, und nie werde ich sein Treupfand von mir geben, antwortete die standhafte Jungfrau.

Da sagte der Kaiser nichts mehr als: Knie nieder!, winkte dem Henker, und schon im nächsten Augenblick fiel Katharinas schönes Haupt in den Sand.

Jetzt befahl er dem Blutknecht ihr den Ring vom Finger zu ziehen und ihm zu bringen, da er neugierig war, ihn genauer zu

sehen. Allein, als dieser ihn abziehen wollte, bog sich der vorher gestreckte Finger der Toten und hielt den Ring so fest, daß er ihr nicht zu entreißen war. Entsetzt wichen die Knechte zurück, und niemand wagte mehr, nach dem Ring zu greifen.

Da drängte sich Sunno, die Gotin, durch die enggekeilten Zuschauer, hob zärtlich das blutige Haupt auf und sagte:

Mein geliebtes Kind, ich habe dich deinem hohen Bräutigam Jesus Christus anverlobt, so muß ich dich auch an deinem Hochzeitstage ihm zuführen. Schlagt auch mir den Kopf ab, denn ich bin's, die Katharina zum Christentum bekehrt hat.

Als bald geschah ihr nach ihren Worten. Jetzt ergriff die drei Mädchen Melene, Manto und Rhodopis ein göttliches Rasen, daß sie sich alle drei zum Tode drängten.

Rhodopis sprang zuerst vor, warf sich in den Sand neben das Haupt ihrer Herrin und drückte ihre Lippen auf jene verbleichten.

Töte mich, Tyrann, rief sie jauchzend, auch ich bin Christin.

Da waren auch schon die beiden anderen neben ihr, um gleichfalls das tote Haupt zu küssen und zusammen mit Rhodopis den Todesstreich zu empfangen, ein Brautzug, wie ihn sich die Gebieterin nicht schöner wünschen konnte.

Der Legat hatte, den Tod im Herzen, dem ganzen Vorgang beigewohnt, der sich viel zu rasch abspielte, um einem Gedanken an Fürbitte Raum zu lassen.

Auch die Tote fuhr fort, seine ganze Seele zu beherrschen. Er wußte, daß man sie zusamt ihren Gefährtinnen gleich nach der Hinrichtung heimlich auf einen weitentlegenen Ager vor der Stadt geschafft hatte, wo der städtische Unrat sowie auch die Aser gefallener Tiere abgelagert wurden und wo ein so übler Geruch herrschte, daß sich auf eine halbe Meile im Umkreis niemand dem Ort zu nähern wagte.

Dies hatte der Kaiser so angeordnet, damit nicht die Christen sich der sterblichen Überreste ihrer Märtyrerinnen zu Reliquienzwecken bedienten.

Den schönen Leib, nach dem er sich so lange und so vergebens gesehnt hatte, in solcher Schmach zu lassen, war dem liebenden Römer unmöglich. Er verabredete sich mit zweien seiner treuesten Diener, und in der Nacht machten sie sich mit Fackeln und einem großen Tuch, in das sie die Leiche hüllen wollten, auf den Weg. Es war die Absicht des Legaten, Katharina in eben dem Landhaus zu begraben, wo er seine Flitterwochen mit ihr zu feiern gehofft hatte. Alle drei waren mit starkriechenden Essenzen versehen, um den Dünsten standzuhalten, die von dem verrufenen Ort aufstiegen. Aber schon aus der Entfernung strömte ihnen zu ihrem Staunen ein Wohlgeruch entgegen, wie noch keiner ihre Sinne berührt hatte. Und im Näherkommen gewahrten sie einen weißlichen Schimmer, in dem sich drei Gestalten bewegten. Lucilius hieß die Begleiter zurückbleiben und näherte sich allein der Stelle. Da sah er drei hohe Jünglingsbilder in weißen Gewändern am Boden beschäftigt, und in der zarten Lichtentwicklung, die von ihnen ausging, erkannte er genau den hingestreckten Rumpf und das edle, noch unentstellte Haupt Katharinens. Er hielt sie zuerst für Christen, die die Leiche ihrer Glaubensgenossin bergen wollten.

Aber plötzlich vernahm er ein Schwirren wie von mächtigen Adlerfittichen, die drei Gestalten hatten jede ein weißes Schwingenpaar entfaltet, und so stiegen sie mit der Enthaupteten aufwärts, indem der eine ihre Füße umschlang, der andere den Leib stützte und der dritte das abgetrennte Haupt liebevoll mit den Schultern vereinigt hielt. Sie flogen höher und höher, bis sie in südöstlicher Richtung wie ein weißer Wolkenzug in dem blassen Äther verschwebten. Es waren die Abgesandten des Bräutigams, die die tote Braut auf den Gipfel des Sinai trugen, wo nachmals über ihren Gebeinen ein berühmtes Kloster erblühen sollte.

Lucilius war von der Wundererscheinung tief betroffen. Doch blieb er seinem Heidentum treu, weil Treue der Grundzug seines Wesens war. Aber er fuhr Katharina zuliebe fort, die Christen

wo er konnte zu beschirmen, deren Verfolgungen ja nun bald unter dem Kaiser Konstantin ein Ende fanden. Als Lucilius hochbetagt und mit Ehren überhäuft, aber unbeweibt zu sterben kam, erschien ihm am Vorabend seines Todes Katharina in verklärter Gestalt, die ihm ihren Ring probeweise an den Finger steckte, aber gleich wieder zurückzog. Er verstand den Wink und ließ sich schnell noch taufen, dann zog ihn die große, nie verschmerzte Liebe seines Lebens so mächtig nach, daß er nach dem letzten Seufzer ungesäumt in die seligen Wohnstätten eingehen konnte, wo ihn Sancta Katharina in ihrer Glorie als eine der größten Martyrheiligen in Pflege nahm und vollends ganz mit dem himmlischen Erös versöhnte.

Der Zwilling s b r u d e r

Um die Zeit, wo die schöne Steiermark noch unter ihren eigenen Grafen stand, lebte auf dem stattlichen Pachtthof von Disensaß ein Pächter Namens Andres. Dieser war ein hochfahrender und querköpfiger Mann, der von klein auf über seinen Stand hinausgewollt hatte. Er bildete sich ein, daß in seinen Adern Ritterblut rolle, weil seine Mutter als junge Ehefrau dem damaligen Herrn von Disensaß, als er bei einem Jagdausflug auf dem Pachtthof weilte, in die Augen gestochen haben sollte. Aus Hochmut hatte er in jungen Jahren der Scholle, auf der seine Vorfahren als Erbpächter saßen, den Rücken gewandt und war eine Zeitlang erst als Kriegsknecht, dann als Vagant im Lande herumgezogen; da er aber weder mit dem Schwert noch mit dem Mundwerk das erhoffte Glück erjagen mochte, sondern nur Plagen aller Art erlitt, besann er sich beizeiten und kehrte zum väterlichen Pflug zurück. Dann nahm er in vorgerückten Jahren noch eine junge, sehr sanfte und fromme Frau, die aus Dankbarkeit, daß er auch ihre alte Mutter miternährte, sich allerwege in seine gewaltthätigen Launen schickte. Als er zum erstenmal Vaterfreuden entgegensah, stellte er sogleich fest, daß das Kind ein Knabe und ein Aushund von Schönheit, Verstand und Tugenden aller Art wie sein Vater, ja sogar noch vollkommener werden müsse. Und da er auf seinen Kreuz- und Quersfahrten gesehen hatte, daß beim Kriegshandwerk doch nur die vom Adel Reichthum und Ehren erlangten, daß dagegen durch die Wissenschaft schon mancher Niedriggeborene zu hohem Ansehen und zur Gemeinschaft mit Rittern und Herren aufgestiegen war, beschloß er im

voraus, seinen Sohn den Studien zu widmen und ihn all die Gelahrtheit erwerben zu lassen, die ihm selber entgangen war. Zeitig ging er mit dem Kalender zu Räte, wie sein Bub heißen solle, und entschied sich für den lateinischen Namen Donatus, der ihm für einen künftigen Magister besser zu passen schien als irgendein Michel oder Jobst. Auch wußte er, daß Donatus der Geschenke bedeutet, meinte also durch diesen Namen die Vor-
sehung zu verpflichten, daß das Geschenk um so ansehnlicher aus-
falle.

Als er die Erfüllung seines Wunsches schon ganz nahe sah, brachen in einer Nacht die schlecht gedämmten Gebirgswasser aus, daß die ganze Gegend überschwemmt ward und das höhergelegene Pächterhaus wie eine Insel aus dem tosenden Schwall ragte. Der größte Teil der Ernte, der noch draußen lag, wurde weggeschwemmt, und die bestmehlende Kuh, die nicht schnell genug hatte herausgeschafft werden können, ertrank im Stalle. Während Andres, der die Rettungsarbeiten leitete, durch sein Toben und Wetter das Gebrüll der Wasser übertönte und die Knechte zu dem heiligen Christophorus als dem Retter in Wassersnot schrien, empfahl die fromme Pächterin sich samt der Frucht in ihrem Leibe und ihre alte Mutter der allerseligsten Jungfrau. Da wallten die Fluten, die schon gegen das Wohnhaus Sturm liefen, zurück, verteilten sich und verebbten allmählich. Aber das arme Weib hatte vor Schreck ihr Kind zu früh zur Welt gebracht, ein elendes Würmlein, dessen Geburt der Mutter das Leben kosten sollte. Als der Pächter beim Morgengrauen ganz durchnäßt und zerzaust und noch wild über den Verlust der Kuh in die Kammer trat, lag sein Weib in den letzten Zügen. Ihr Gesicht war lang und verzogen, kalter Schweiß verklebte ihr Stirnhaar. Der unvernünftige Mann, der nie gelernt hatte, sich Gewalt anzutun, kam wie von Sinnen. Er haberte laut mit dem Himmel, daß er ihm auf einen Tag all seine beste Habe nehme, die Ernte, die Kuh und gar noch sein Weib, und er drang in die Sterbende,

doch ein Einssehen zu haben und ihn nicht gerade jetzt in seiner Not zu verlassen, als ob sie mit Willen von ihm ginge. Nach dem kleinen Bündelchen an ihrer Seite, von dem ein schwaches Wimmern kam, sah er sich gar nicht um.

Andres, sagte das Weib schwach, ich bin dir immer gehorsam gewesen, aber jetzt muß ich einem Höheren folgen. Es zieht mich wie mit Stricken an einen anderen Ort. Also halte mich nicht und mach' mir das Gehen nicht noch schwerer. Das Kind, das uns Gott geschenkt hat, sollst du lieben und es nie entgelten lassen, daß uns Menschen unsere Wünsche nicht immer geraten können.

Andres konnte es nicht fassen, daß seine sanfte, geduldige, allzeit nachgiebige Frau auf einmal einen anderen Willen über sich erkennen sollte als den seinigen.

Gerade des Kindes wegen, sagte er, mußt du doch begreifen, daß ich dich nicht fortlassen kann. Soll vielleicht ich es nähren, wickeln und baden? Ist das ein Geschäft für ein Mannsleut? Manche gute Zeit hast du in meinem Haus gehabt; und jetzt willst du gehen, wo du siehst, daß ich mir ohne dich nicht helfen kann.

Das Kind hat eine Ahne, antwortete die Sterbende mit verlöschender Stimme, und ich will die schmerzreiche Mutter droben bitten, daß sie sich seiner erbarmt und ihm aus den himmlischen Heerscharen einen Helfer sendet, der es statt meiner behütet.

Während der Pächter noch auf sein Weib einredete, im Glauben, daß er sie festhalten könne, wenn er nur selber nicht einen Augenblick im Willen schwach würde, war die todbereite Seele schon entglitten.

Der Mann stand wie versteinert, als er sein Unglück und die Nutzlosigkeit seines Widerstands erkannte. Erst als die anwesenden Frauen das wimmernde Menschenklümpchen vorsichtig von der erkaltenden Seite der Toten lösten, faßte er sich und verlangte

seinen Sohn auf den Arm zu nehmen. Aber die Ahne kam ihm rasch zuvor, schlug ihre Schürze um das Kind und drückte es an die Brust, indem sie sagte:

Was Gott gegeben hat, soll man dankbar annehmen. Es ist kein Donatus, es ist eine Donata.

Da warf Andres einen einzigen Blick auf das verhüllte Kind und ging taumelnd aus dem Zimmer.

Die Türme und Zinnen des himmlischen Zion standen glanzumflossen, und durch das immerwährende erste Maiengrün des Gartens Eden ging soeben der Festreigen der seligen Geister, als die fromme Seele der Pächterin oben anlangte und sich gleich aus Demut und Verschüchterung in das einsamste Buschwerk verkroch. In tausend lieblichen Windungen und Verschlingungen band und löste und verschlang sich aufs neue der Tanz. Ganz innen hielten sich die Kleinsten bei den Händen und bildeten vorwärts und rückwärts schwebend den regsamen Kern, den die Größeren und Größten in stets erweiterten Ketten umzogen. Farblich leuchtende, durchsichtige Gewänder umgaben die beweglichen, gleichfalls durchscheinenden Leiber, und alle trugen sie, groß und klein, Blumenkränze um ihre Stirnen, nicht rasch welkende Blumen wie die irdischen, sondern Paradiesesblumen, an denen jedes Blättchen lebte und von einem zitternden Liebesatem beseelt war. Die wunderbare Musik, die alle diese Gestalten in ihrem Takte schwang und hielt, rührte nicht von Musikanten und ihren Instrumenten her. Es waren die junggrünen und die dunklen saftstrotzenden Blätter der Bäume von Eden selbst, die, von den Lüften wie von unsichtbaren Fingern und Mündern berührt, ein jedes seine hohe oder tiefe Note sang. Den göttlichen Zusammenklang aber beherrschte von der Zinne des Turms der Seraph, der gerade Dienst hatte, und der durch Heben und Senken oder Ausbreiten der Schwingen sein grünes Orchester leitete. Diese Musik machte, daß jeder der seligen Geister, der im Reigen die Hand des anderen erfaßte, ihm damit sein ganzes eigenstes Selbst übergeben

mußte, von dem der andere sich für die Länge eines Herzschlags durchbeben ließ, ohne doch sein eigenes, das er dafür weggab, zu verlieren. Und so immer neu durchbohrt vom Stachel einer heiligen Entzückung, schwebten sie zu immer neuem Geben und Nehmen weiter, die Reihenfolge der ganzen Geisterwelt durchlaufend. Nur wenn zwei Seelen von ihrer Schönheit gegenseitig so trunken waren, daß sie von keinem Wechsel mehr wissen wollten, glitten sie Hand in Hand aus dem Reigen heraus, der sich gleich wieder schloß, und schwebten ungehindert seitwärts, doch immer von der Musik gehalten, daß sie sich nicht ganz hinweg verlieren konnten. Sooft der Reigen dem Buschwerk nahe kam, in das die fromme Seele sich verkrochen hatte, streckten sich zärtliche Hände nach ihr aus, um sie mitzuziehen, aber sie verbarg sich tiefer in das tönende Gesträuch, denn sie hielt sich nicht würdig, an dieser unermesslichen Seligkeit teilzuhaben.

Jetzt aber kam durch all den Glanz die Mutter der Gnaden heran, von leichtem Zephir getragen und in solcher Schönheit, daß kein irdisches Auge es ausgehalten hätte. Von ihrem Haupte, das ein Diadem von farbenwechselnden Sternen trug, flossen silberne Schleier nieder, die das himmelblaue Gewand zur Hälfte bedeckten. Sie drückte ihr strahlendes Kindlein an den Busen, in anbetendes Staunen versunken, daß dieses Kindlein zugleich als höchster Himmels Herr alles Erschaffene und auch sie selbst zusamt dem Paradies und den Engelscharen in seinen mächtigen Händen hielt.

Da kroch ein ganz kleines, demütiges Seelchen, das sich noch kleiner machte, als es war, heran und legte sich zu ihren Füßen. Heilige Gnadenmutter, sagte das Seelchen, erbarme dich meines verlassenen Kindleins. Es hat zum Vater einen Mann mit krausem Hirn und eine Ahne, die schon matt ist von Jahren, sonst niemand auf der Welt. Schick' ihm aus den Scharen deiner Engel einen Beschützer hinunter.

Du fromme Seele, antwortete die Himmelkönigin, gern möchte ich deinem Wunsche willfahren. Aber ich darf nicht meine Engel um der Menschenkinder willen in den irdischen Jammer hinabsenden. Nur wenn einer von den Kleinen Strafe verdiente, daß er ungehorsam gewesen wäre oder sich über die Geschwister erhoben hätte, der mag dann hinuntergehen und mit deinem Kindlein in der Wiege liegen, daß er um ihretwillen ein Erdenschicksal erleide.

*

Seit dem Tode der frommen Pächterin gab sich der Pächter wie ein Mann, dem eine schwere Beleidigung widerfahren ist, und er ließ Knechte und Mägde sein Mißgeschick büßen. An dem dürftigen kleinen Würmchen schämte er sich so, daß er verbot, es in die Sonne zu tragen, denn niemand sollte sehen, wie tief sein Vaterstolz gedemütigt war. Es gab auch freilich an dem Kinde nichts Schönes zu sehen: das kleine Ding hatte ein runzliges Gesicht wie ein verhußelter Apfel, mit zwei Unmutfalten auf der Stirn, und ein Körperchen, das eher einem abgezogenen mageren Häslein als einem kleinen Menschlein glich; dazu war es ohne Haare und Nägel zur Welt gekommen. Da es aussah, als ob es gleich der Mutter nachfolgen wollte, hatte man sich mit der Taufe sehr beeilen müssen. Nun war aber bei der sicheren Erwartung eines Sohnes für einen Mädchennamen gar nicht vorgesorgt, und Andreas hatte auch keine Lust, sich über einen solchen den Kopf zu zerbrechen, so blieb es bei dem Namen Donate, der dem Kind von der Ahne in seiner ersten Lebensstunde ohne Überlegung gegeben worden war. Aus einer entfernten Ortschaft wurde eine kräftige Amme gedungen. Als aber dieser das eigene schöne und gesunde Söhnlein daheim an ungenügender Pflege starb, ward sie dem fremden Säugling gram, und der Kummer verschlug ihr die Milch, daß dem Würmlein auch die Nahrung knapp wurde und es sich oft vor Hunger blau schrie. Dann stampfte der Vater wütend auf den Boden oder ging stumm und verbissen aus dem

Haufe. Die Ahne aber gab der Kleinen ihre knöchernen Finger zu lutschen, bis sie eingeschlafen in ihrem Schoße lag mit dem Ausdruck von Vorwurf im Gesichtlein, den sie immer hatte, wenn sie schlief.

An einem sonnigen Frühlingstag, als die Amseln sangen und die weißen und rosenroten Blüten von den Bäumen fielen, war der Wächter wegen eines Viehhandels über Land gegangen. Die alte Frau nahm diese Gelegenheit wahr und setzte sich mit dem Kinde auf die Bank unter den blühenden Apfelbaum. Während sie strickte und dazu das Kind leise in Schlaf sumnte, kam es ihr vor, als ob sich hinter dem Baum etwas regte. Sie bückte sich und sah einen bildschönen Knaben im Grase sitzen, der sich wie eben erwacht die Augen mit seinen kleinen Fäustchen rieb. Die Alte wußte nicht, ob sie sich mehr über die Anwesenheit des Kindes oder über seine unbeschreibliche Schönheit verwundern sollte. Sein Gesichtlein war weißer und zarter als die fallenden Blütenblätter, er hatte die strahlendsten Blauaugen und Ringelhaare wie gesponnenes Gold. Am Leibe trug er nichts als ein langes weißes Hemdchen. Erst blickte er um sich, als suchte er seine gewohnte Umgebung, dann erhob er sich, taumelte ein Schrittchen vorwärts und setzte sich, des Gleichgewichts noch ungewohnt, sogleich wieder rücklings zur Erde. Aber schnell versuchte er das Aufstehen von neuem, und diesmal gelang es ihm. Dabei wurde er erst des schlafenden Mägdeleins auf dem Schoß der Alten ansichtig und stieß einen kleinen Freudenruf aus, der klang, wie wenn ein unflügler Vogel piept. Er hielt sich am Rock der Ahne fest, zu deren Knie er gerade heraufreichte, und näherte sein Gesichtchen dem der Schläferin, das sich plötzlich glättete, wobei es gleich nicht mehr so häßlich schien. Dann tupfte der kleine Fremdling vorsichtig aber mit unendlicher Neugier, als hätte er noch nie ein schlafendes Kind gesehen, dem kleinen Ding auf beide geschlossene Augen, die sich sogleich öffneten und ihn anlachten. Dabei gab die kleine Donata einen Freudenlaut ganz ähnlich dem seinigen

von sich. Die Ahne saß unbeweglich und wagte nicht zu atmen aus Furcht, der schöne Traum könne zerrinnen. Da wurde sie im Hause gerufen. Verwirrt erhob sie sich, ihr Enkelkind im Arme, und hielt, ohne zu wissen wie es zuging, das fremde im anderen. Das Gesinde sperrte Mund und Augen auf, als sie mit beiden Kindern ins Haus trat.

Landstreichervolk hat's uns draußen ins Gras gelegt, sagte die alte Frau. Aber gewißlich ist es nicht das ihre. Leicht haben sie es einem Grafen oder gar unserem Herrn Kaiser selbst gestohlen, so schön ist es. Wir wollen's halten und pflegen, bis seine Eltern kommen es heimverlangen. Aber jetzt geht und schaut euch draußt auf der Straßen um, ob ihr das fahrend' Volk, das windige, nimmer sehen könnt.

Die Amme, ein derbes bairisches Weib, faltete beim Anblick des Findlings die Hände und sagte feierlich, indem ihr die Tränen übers Gesicht liefen:

Das ist mein Seppl gewiß und wahrhaftig. Die heilige Gottesmutter hat ein Einsehen gehabt und ihn mir aus dem Paradies zurückgesendet.

Sie nahm gleich den Knaben in ihre starken Arme um ihn zu tranken. Der aber wandte sich mit Widerwillen weg, und erst als das kleine Mädchen sich gesättigt hatte, wobei er verwundert zusah, nahm auch er willig die dargereichte Nahrung, die jetzt reichlich für zweie floß, wo zuvor die eine gedarbt hatte. Danach schiefen die beiden Kinder zusammen in der Wiege wohligh zugedeckt und die beiden rosigten Gesichtlein gegeneinander gewendet.

Als das Freudengebell der Hunde die Rückkehr des Herrn ankündigte, ging ihm die Ahne auf der Straße entgegen, um ihn vorzubereiten und für den Findling, von dessen Überbringern man keine Spur gefunden hatte, günstig zu stimmen. Der Pächter kam pfeifend des Wegs und piff, während sie redete, weiter, was ein sehr böses Zeichen war. Als er aber den Findling in der Wiege

sah, verschlug es ihm den Atem, daß er erst kein Wort vorbringen konnte; er stand und schaute, ein mächtiger Ruck nach dem anderen ging über sein Gesicht, und er atmete endlich tief auf, als sei ein schwerer Stein von seinem Herzen gefallen.

Mutter, sagte er dann, was redet Ihr nur daher? Das Kind ist mein. Ich muß mich verwundern, daß Ihr das nicht gleich erkannt habt. Seht Ihr denn nicht, daß es mir aus dem Gesicht geschnitten ist? Wegen seiner Feinheit braucht Ihr Euch, mein' ich, nicht zu wundern. Von Grafen und Herren wird's wohl abstammen, wenn's mein Blut ist. Darum ist's aber doch der Sohn, den mir das arme Weib in ihrer Todesstunde geboren hat. Was Ihr bisher aufzogt, war ein Wechselbalg, den schafft nur gleich in den Wald hinaus. Leicht mögen ihn die Wichtel wieder holen, jetzt, wo sie mir mein eigenes Kind zurückgebracht haben.

Die Ahne erschrak sehr und sagte:

O Pächter, wo seht Ihr denn einen Wechselbalg? Schaut doch die beiden Kinder an und sagt mir, welches das schönere ist. Ihr habt Euch ja Euer eigenes noch nie angesehen. Sind sie sich nicht gleich wie ein Wassertropfen dem anderen? Werden sie sich nicht immer noch ähnlicher, je länger Ihr's anschaut?

Der Vater stand und staunte. Auch ihm dächte es jetzt, als ob die Kinder sich ähnlich sähen, nur daß das Mädchen viel kleiner und zarter war. Ihre Haare hatten die gleiche Farbe, freilich sproßten die Donates erst spärlich, die Köpfschen hatten die gleiche Form, die roten Mündchen lächelten auf die gleiche Weise, die Händchen, die auf der Decke zusammen lagen, hätte man verwechseln können, so ähnlich bewegten sich die kleinen Fingerchen. Der Vater zog die Decke weg und betrachtete die zarten Gliedmaßen, die gleichfalls ganz ähnlich geformt waren, nur daß der Knabe in allem schöner und vollkommener war.

Soll ich denken, daß mein Weib mir Zwillinge geboren hat und daß wir bis heute nichts davon wußten?

Wir wollen gar nichts denken, Pächter. Wir wollen den Fund als unser ansehen und warten, bis wir ein Zeichen erhalten, wer er ist. Ich habe ihm sein Hemblein ausgezogen und es schön gefaltet in die Lade verschlossen. Es ist von einem Linnen, so fein, wie hierzuland' feins gesponnen wird, und rings um den Saum mit Goldfäden gestickt. Wer weiß, es kann ihm einmal zum Erkennungszeichen werden.

Der Pächter verlangte das Hemblein zu sehen, sie händigte ihm den künstlichen Schlüssel ein, aber als er aufschloß, war die Lade leer. Die Ahne fürchtete, es sei ein Dieb im Hause, aber Andres sagte:

Laßt's gut sein, Mutter, ich hab' es nicht anders erwartet. Die ihn brachten, werden wissen, wohin das Hemblein gekommen ist. Die schlüpfen durch, wo sie niemand sieht, und vom Öffnen künstlicher Schlösser verstehn sie was, das schlägt in ihr Handwerk. —

Die beiden Kinder blieben beisammen, und ein Segen ruhte sichtbar auf ihnen. Alle Pflege, die dem Findling zuteil wurde, schlug dem kleinen verkümmerten Mädchen an, daß es täglich schöner aufblühte. Andres söhnte sich gänzlich mit Donate aus und dachte nicht mehr daran, sie in den Wald zu tragen. In Donatus aber — so mußte natürlich der Knabe heißen — sah er die späte Erfüllung und Krönung seines Lebens. Daß die beiden Kinder Zwillinge seien, von seiner Frau in ihrer Sterbenacht geboren und nur eine Zeitlang durch eine rätselhafte Macht voneinander getrennt, ließ er sich nicht mehr nehmen, nachdem er es einmal ausgesprochen, und niemand, der die Kinder sah, hätte es zu bestreiten gewagt. Er war jetzt ebenso stolz auf seine Vaterschaft, wie er sich ihrer zuvor geschämt hatte, und ließ, wo er nur konnte, die Schönheit seiner Zwillinge bewundern. Donatus lernte ganz von selber gehen und lief bald durch das ganze Haus. Donate rutschte ihm zuerst auf dem Boden sitzend nach und lernte dann von ihm die ersten Schrittlein. Das gab einen neuen Jubel im Hause, und

alles, was die Kinder taten oder sagten, war für den Vater ein Anlaß unaufhörlichen Rühmens und Pochens. Auf der Straße blieben die Leute stehen, um die schönen Kinder anzustarren, wenn sie draußen spielten. Welche Mutter aber ihr Kindlein verloren hatte, die meinte es in dem kleinen Knaben wiederzusehen und ging getröstet weiter, wenn sie ihn nur einmal hatte auf den Arm nehmen und küssen dürfen. Wenn er gar in kindlichen Worten um etwas bat, vermochten auch die rohesten Herzen kaum ihm die Bitte abzuschlagen.

Als sie heranwuchsen, blieb der Knabe der Führer und Beschützer des jüngeren Schwesterleins, und es bedurfte gar keiner weiteren Aufsicht für die beiden. In der schönen Jahreszeit gingen sie Tag für Tag zusammen in den Bergwald, nachdem sie zuvor ihre Schüssel süßen Brei gegessen hatten, die Ahne steckte noch jedem ein mächtiges Stück Brot in die Tasche, das teilten sie mit allerlei Getier des Forstes und kamen am Abend satt und glücklich nach Hause. Nie verletzte sich eins der Geschwister, die wildesten Hunde ließen sich von ihnen anfassen, keine Gans in der Dorfstraße wagte gegen sie zu schnattern, ja, es gab trotz allem Klettern und Springen nicht einmal zerrissene Röcklein.

Einmal wurde die Ahne neugierig, was denn eigentlich die Kinder im Walde trieben. Sie hörte ein wunderbares Tönen, dem schlich sie nach und sah die Geschwister inmitten einer Lichtung auf dem Rasen sitzen; das Brüderlein hatte ein Baumblatt vor dem Mund, dem es so eigene, herzbewegende Weisen entlockte, daß die alte Frau, die nie etwas so Schönes gehört hatte, vor Wonne und Weh vergehen wollte. Sie schlich still davon wie sie gekommen war, aber am Abend fragte sie die Kinder, von wem sie diese Kunst gelernt hätten. Donatus antwortete verwundert, die Weisen wären ja in dem Blatt, er brauche es nur an den Mund zu nehmen, so kämen sie von selbst heraus. Auch das Mädchen blätzelte und blies mit aufmerksamem Gehör dem Bruder nach, aber so schön wie er konnte sie es nicht, denn wenn er so recht

inniglich anhob, begannen alle, die es hörten, vor unbeschreiblichem Heimweh und seliger Wehmut zu weinen. Nur der Pächter Andres behielt trockene Augen, denn er hatte für die Musik kein Ohr, aber er war sehr stolz auf die Ehre, die sein Sohn einlegte, und nötigte ihn oftmals gegen seinen Willen sich hören zu lassen, wenn Fremde auf dem Pächterhofe vorsprachen. Bald begnügte der Knabe sich nicht mehr mit dem Baumbblatt, er schnitzte Röhren, die er kunstreich zu Doppelflöten verband, über zusammenagenagelte Bretter zog er Darmsaiten und spielte darauf, und es war um das Pächterhaus her ein beständiges Singen und Klingen wie im Paradiese. An diesem Konzert nahmen auch die Vögel teil, die ihn, wo er ging und stand, umhüpften und sein Spiel mit Trillern und Schmetterten begleiteten. Denn er liebte alles Getier in Wald und Flur, brachte ihnen die übrigen Brocken vom Tische und litt nicht, daß in seiner Gegenwart eins verletzt oder getötet wurde.

Eines Tages wollte ein roher Knecht ein neugekauftcs Pferd, das er nicht zu behandeln verstand, züchtigen. Donatus sprang scheltend dazwischen. Da sagte der Grobian:

Von dir laß ich mir nit befehlen, du bist ein Gefundener. Ich weiß noch recht gut, wie das Lumpenvolk dich dem Pächter vor die Tür gelegt hat.

Die Ahne, die eben dazukam, hieß den angetrunkenen Knecht seinen ungewaschenen Mund halten. Aber Donatus sagte:

Verwehrt ihm das Reden nicht, Ahne, denn er sagt die Wahrheit. Ich weiß es ja selber noch, wie ich Euch zum erstenmal sah, als Ihr auf der Bank saßt und das schlafende Schwesterlein auf dem Schoße hattet.

Das müssen dir die Mägde verraten haben.

Niemand hat mir das verraten. Und damit Ihr mir glaubt, will ich Euch etwas erzählen, was keine der Mägde von Euch gehört hat, weil es zu unwichtig war. Als Ihr, auf jedem Arm ein Kind, ins Haus gingt, da stecktet Ihr zwar zuvor das Strickzeug in die Tasche, aber der Garnknäuel fiel zu Boden und rannte in langen

Springen hinter Euch her. Das sah so närrisch aus, daß ich lachen mußte. Entsinnt Ihr Euch?

Die Frau verwunderte sich, daß eines Kindes Gedächtnis so weit zurückreichen sollte.

Wenn du von der Bank und dem Garknäuel weißt, mußt du auch wissen, was zuvor mit dir gewesen ist.

Nein, das weiß ich nicht. Die Bank und Ihr und Donate, das ist das letzte, worauf ich mich besinnen kann. Nur zuweilen träumt mir's, als wäre ich plötzlich wieder zu Hause, dann finde ich mich auf der allergrünsten Wiese, die ganz mit Blumen bedeckt ist — so grün und blumig habt Ihr nie eine gesehen — und da spiele ich selig mit hundert Geschwistern, die alle so schön und noch schöner sind als mein Schwesterlein. Sie tragen Kränze um die Stirnen und tanzen und singen, wie ich's Euch nicht beschreiben kann.

Hundert Geschwister! Da lügst du ja, Donatus.

Ich sage nicht, daß es Wahrheit sei, Ahne, es ist geträumt. Eine wunderschöne Frau geht in herrlichen Gewändern, eine Krone auf dem Haupt, vorüber. Wenn ich sie sehe, weiß ich auf einmal, daß ich wieder im Vaterhaus bin. Und beim Erwachen tönt mir jedesmal ein Ruf in die Ohren: Hüte dich vor Ungehorsam!

Jetzt sehe ich wohl, daß du uns verlassen willst und dein Vaterhaus suchen, sobald du vollends erwachsen bist, sagte die Ahne betrübt.

Wenn mein Schwesterlein bei mir bleibt, so bleibe ich bei ihr, antwortete der Knabe. Sobald wir groß sind, muß uns der Vater zwei Kläusen bauen, hoch oben im Walde. Da wollen wir nebeneinander hausen als Einsiedel und Einsiedelin und wollen den ganzen Tag singen und musizieren und mit den Waldbögeln den Schöpfer lobpreisen.

Als der eitle Pächter diese Zukunftswünsche seines Sohns vernahm, lachte er und sagte:

Meine Tochter muß einen Grafen heiraten, denn eine Schönerer wird es im ganzen Lande nicht geben. Und der Bub muß ein

großer Gelehrter werden, wie ich einer geworden wäre, hätte ich nicht schaffen müssen fürs liebe Brot. Oder meinetwegen ein großer Geigenspieler, der vor Königen und Kaisern spielt und von ihnen Seide und Edelsteine zur Verehrung erhält.

Darum gab er auch gerne seine Erlaubnis, als der Sohn ihn bat, das Orgelspiel erlernen zu dürfen. Der Organist aber wußte nicht, wie ihm geschah, als der Knabe, den er unterweisen sollte, sich an die Orgel setzte, die Pedale trat und die Register zog, als ob er niemals etwas anderes getan hätte. Er spielte ganze Choräle auswendig, wie der arme Organist nie hatte spielen hören, und es schien dem dörflichen Musikus, als vernehme er Musik aus anderen Welten. Von da an mußte bei jedem feierlichen Anlaß Donatus die Orgel spielen, und von weit und breit kamen die Leute in das Kirchlein von Disensaß, um ihn zu hören. Viele Leichtsinrige und Lasterhafte ließen sich durch sein Orgelspiel bekehren, daß sie in sich gingen und ein besseres Leben führten. Solche aber, die zuvor schon von dem Irdischen abgewandt waren, wurden von so tiefer Sehnsucht nach ihrer besseren Heimat ergriffen, daß sie ihr Haus bestellten und sich zu einem seligen Ende bereiteten.

Donate war jetzt schon zur Jungfrau erwachsen und, wie ihr Vater vorher gesagt hatte, die Schönste landauf, landab. Sie blühte wie eine junge Rose. Donatus dagegen war schmal und blaß geblieben, als ob seine Natur nicht soviel vom Erdenstoff an sich zu ziehen vermöchte wie die ihrige.

Eines Abends waren sie wieder wie in der Kinderzeit auf der Waldblöße beisammen. Donatus hielt eine selbstverfertigte Zither in der Hand, fuhr durch die Saiten und sang:

Weiß nicht, wo meine Heimat ist,
Weiß nicht, wohin ich geh.
Nach dem blauen Himmelsaale
Tut mir das Herz so weh.

Wenn ich ein kleiner Vogel wär',
Flög' ich auf und hätte Ruh.
Ich wünsche mir zwei Flügel,
Schwester, was du?

Das Mädchen saß und sang ihm entgegen:

Ein Paar rote, rote Schuh
Mit seidenen Fransen
Und ein Schappel dazu,
Mit dem schönsten Ritter zu tanzen.

Da ließ Donatus vor Schreck die Zither fallen und sagte:

So hast du mich nicht mehr lieb, daß du an einen Ritter denkst
und an seidene Zotteln und Troddeln und an lauter Dinge, die dir
nicht anstehen.

Wohl habe ich dich lieb, Donatus, antwortete die Schwester,
aber wie mir ist, das kann ich dir nicht sagen, denn du verstehst
es nicht. Ich habe eine Unrast in mir, daß ich nirgend froh
werde. Meine Füße zucken und möchten tanzen, meine Arme
strecken sich von selber aus, ich weiß nicht, nach was, und das
Herz tut mir so weh wie dir, aber nicht nach dem blauen Himmels-
saal mit allen seinen Wolken und Engeln, sondern nach etwas,
das man fassen und halten und an sich drücken kann.

Schwesterlein, bat der Knabe dringlich, zieh mit mir hinauf in
die Klause, die ich dir und mir hoch droben im Walde bauen will.
Sieh, ich hab' auch eine Geige und einen Bogen dazu, und ich
weiß dir schöne Tänze zu spielen, nach denen du tanzen kannst,
daß es die Engel freut.

Aber das Mädchen sagte:

Du verstehst mich nicht, stand plötzlich auf und ging weinend hinweg.

Donatus suchte die Ahne auf und sagte zürnend:

Was habt Ihr mit meiner Schwester gemacht, daß sie ihr Herz von
mir abgekehrt hat, während ich auf des Vaters Befehl über den
Büchern saß oder die Orgel spielte, um die Menschen zu trösten?

Lieber Donatus, sagte die Ahne, was mit deiner Schwester vorgeht, das ist von Gott geordnet, niemand kann dazu. Heißt es nicht: Du sollst Vater und Mutter verlassen und dem Manne anhangen? — Sie ist jetzt in die Jahre gekommen, wo sich das erfüllen muß, und darum kann sie an euren Kinderspielen keine Freude mehr haben, sondern wie die Tierlein im Wald, wenn es Frühjahr wird, so möchte auch sie sich ihr Nest bauen.

Nun saget mir, Ahne, ist schon ein Freier um sie gekommen und hat man sie ihm zugesagt?

Es ist schon mancher gekommen, doch war noch keiner deinem Vater gut genug. Jetzt aber will er, daß sie zum Tanz unter die Linde gehen soll mit seidenen Schuhen und goldenen Halskettlein, damit es alle sehen, daß sie die Schönste ist landauf, landab. Dann werde sich, sagt er, der rechte Freierrmann zeigen.

Donatus betrubte sich schwer, daß die jungen Burschen sein Schwesterlein bei der Hand fassen und im Kreise drehen sollten, die doch zuvor mit ihm die himmlischen Wiesentänze getanzt hatte, und wenn er sich gar vorstellte, daß sie einem als Ehefrau folgen sollte, so riß es ihm geradezu das Herz in Stücke.

Die alte Ahne suchte ihn zu trösten, indem sie sagte, daß bald auch für ihn die Zeit des Nesterbauens kommen werde, daß er darum über seine Schwester sich nicht grämen dürfe, weil die Mädchen zur Liebe früher reif würden als die Knaben.

O Ahne, was redet Ihr? antwortete Donatus. Nie könnte ich eine andere an meiner Seite haben als meine Schwester. Mit ihr bin ich gewesen seit meinen ersten Schrittlein, an sie habe ich einzig gedacht alle Tage meines Lebens und werde auch ferner nur ganz allein an sie denken.

Die Alte hielt ihm entgegen, daß es Sünde sei, mit solchem Übermaß von Liebe an der eigenen Schwester zu hangen.

Ihr könnt ja nimmermehr Mann und Frau werden, sagte sie, denn wenn man auch nicht weiß, woher du gekommen bist, so

seid ihr doch in derselben Wiege gelegen, habt von einer Amme getrunken und seid aufgewachsen wie Zwillinge. Auch seid ihr von Angesicht ähnlicher als irgendein anderes Geschwisterpaar.

Nie ist es mir in den Sinn gekommen, daß wir Mann und Frau werden könnten! Aber als Einsiedel und Einsiedelin droben im Walde zu leben und gemeinsam Gott zu dienen, das denke ich mir so schön, daß ich gar nichts Schöneres auf Erden wüßte.

Siehe, es wäre eine große Sünde, sagte die Alte, wollte Donato Gott dienen mit irdischen Gedanken im Herzen, und leicht möchte sie darüber in die Fallstricke des Satans verwickelt werden, ohne daß du sie retten könntest. Laß du sie ihre Wege gehen und gehe du die deinigen.

Darüber geriet der Knabe in immer größere Bestürzung und wußte nicht mehr, wo aus noch ein. Am meisten peinigte es ihn, daß seine große Liebe zu der Schwester, die doch bis jetzt etwas Heiliges gewesen und sein ganzes Herz erfüllt hatte, nun auf einmal eine Sünde sein sollte. Er suchte seine Gedanken ganz von der irdischen Schwester ab und zu seinen himmlischen Geschwistern im Wolkensaal hinzuwenden, aber es ging ihm wie einem in der Schlinge verfangenen Tier, dem, je mehr es sich loszureißen strebt, der Strick sich nur desto fester zuzieht. Am Ende suchte er seinen Beichtvater auf und sagte ihm alles, was ihn bedrängte. Nur daß ihn fahrendes Volk vor die Thür des Pächters gelegt hatte, verschwieg er, wie die Ahne ihm gebot.

Der Priester aber war so sehr an die menschliche Gebrechlichkeit gewöhnt, daß er des Knaben reines Herz nicht erkannte, sondern ihm mächtig ins Gewissen redete, weil sündhafte Liebe zur eigenen Schwester eine der allerschwersten Vergehungen sei. Er legte ihm gar harte Bußübungen und Fasten auf, um sich des Versuchers zu erwehren.

Da erbaute sich Donatus eine einsame Klausel im Waldgebirge und nahm nichts mit als seine Geige. Dem Vater, der ihn zurückholen wollte, sagte er, daß ihm dieses auferlegt sei, und die

Schwester ließ er gar nicht zu sich. Die Speisen, die man ihm hinaufschiekte, verteilte er unter das Waldgetier, das beständig um seine Klause her war. Er selber nährte sich nur sparsam von Wurzeln, die er aussog und wegwarf. Wie er nun sein Leibliches mehr und mehr schwinden fühlte, wurde seine Pein geringer, ohne daß seine Kräfte nachließen, denn er konnte halbe Tage lang mit sicherer Hand zu Gottes Ehre den Fiedelbogen führen. Einmal aber, als er über Tag am Boden liegend eingeschlafen war, schien es ihm, als ob eine schöne, von Licht umflossene Frau über seine Schwelle träte und mit leisem Vorwurf aber doch ganz demütig zu ihm spräche:

Donatus, willst du jetzt nur noch an dein eigenes Heil denken und derweil deine Taube in den Krallen des Geiers lassen?

Da erschrak er und verstand gleich, was die Gestalt ihm sagen wollte. Er raffte sich auf, nahm seine Fiedel und verließ die Klause. —

Unterdessen war ein vornehmer Gast in seinem Vaterhause eingekehrt: ein junger Ritter, der mit einer Gesandtschaft des Kaisers nach Welschland gezogen und dort von der Nachricht überrascht worden war, sein Vater, der alte Graf von Strieteck, habe das Zeitliche gesegnet und ihn als einzigen Erben seiner Güter und Würden hinterlassen. Jetzt befand sich der junge Graf auf dem Heimweg, um in seine Rechte einzutreten. Vom Dorfe, wo er nächtigen wollte, hatte man ihn nach dem wohlhabenden Pächterhause gewiesen, da die dörfliche Herberge höchstens für seine Hunde und Knechte gut genug sei. Der Pächter Andres hatte den Herrn mit Freuden aufgenommen und ihm durch sein schönes Töchterlein die beste Kammer des Hauses bereiten lassen. Kaum daß der Ritter dieser engelgleichen Schönheit ansichtig geworden, die alles überstrahlte, was er in Welschland an schönen Frauen und Mägdelein gesehen hatte, so stand er auch schon in lichten Flammen, von denen der Funke alsbald in das unbewachte Blut Donates übersprang. Es hätte nicht einmal der

schmeichelhaften und verführerischen Reden bedurft, mit denen er das unwissende Landkind betörte; seine schöne Gestalt und Haltung, worin sich die Kühnheit des Kriegsmanns mit dem vornehmen Anstand des Hofherrn paarte, genügte schon, ihren Sinn ganz und gar zu verstricken. Der Pächter schwamm auf den höchsten Bogen geschmeichelter Eitelkeit, das vermeintliche Ritterblut regte sich wieder in ihm und veranlaßte ihn zu einem geschraubten Betragen und erhöhter Redeweise, die der Gast aus Höflichkeit für voll gelten ließ und im stillen belachte. Andres aber, der wohl den Faden bemerkte, der zwischen seiner Tochter und dem Fremden angesponnen war, fühlte sich schon als Schwiegervater eines großen Herrn und genoß im voraus die Entzückung, sagen zu können: Meine Tochter, die Gräfin Strieteck. Er leistete den zwei Verliebten im stillen jeden Vorschub, denn seit dem ersten Eintritt des Grafen in sein Haus erwartete er steif und fest, daß dieser um die Hand Donates anhalten werde. Der Graf aber dachte nichts dergleichen. Sein Vater hatte ihm ein Edelfräulein aus der Verwandtschaft ausgesucht, die zwar keine so große Schönheit wie Donate, aber eine wohlgestaltete Jungfrau und eines Marschalls Tochter war, und die beabsichtigte er nach seiner Rückkehr heimzuführen. Von dem schönen Pächterskind aber erhoffte er einen süßen Minnelohn im Vorübergehen, wie der Wandersmann sich einen frischen Zweig auf den Reisehut steckt, mit dem er sich eine Zeitlang in der Sonnenglut die Stirne kühlt, bis er ihn wieder wegwirft. Er wußte es einzurichten, daß seine Knechte ihm meldeten, die Pferde seien übermüdet und das Leibroß habe einen Sattelbruck, der ein mehrtägiges Verweilen nötig mache, worüber der Pächter eine lebhaftere Freude bezeugte. Und auch Donate, obgleich sie die Augen niederschlug, verriet durch Erröten und Erblassen, was bei diesem Aufschub in ihr vorging. Der junge Graf stellte sich, als ob er die Gastfreundschaft zu mißbrauchen fürchtete, ließ sich aber nach einigen Umständen durch den Pächter nötigen. Nur die alte Ahne

witterte Unheil und suchte, da sie dem heftigen Schwiegersohn nicht geradehin widersprechen mochte, ihn durch allerlei sprichwörtliche Anspielungen und goldene Regeln zur Besinnung zu bringen. Aber sie erreichte bloß, daß er die Geduld verlor und sich jeden Zweifel an des Gastes redlichen Absichten als Beleidigung gegen sich selbst verbat. Und als sie ihm schließlich vorhielt, daß, auch wenn der Graf es wirklich ehrenhaft meine, ein so ungleicher Bund doch nie zum Segen ausfallen könne, antwortete er barsch: Ich will meine Tochter lieber tot in einer Grafengruft wissen als lebendig an der Seite eines Bauernlummels.

Im Dorfe rüsteten sie zu einem Tanz unter der Linde, um die Anwesenheit des Grafen zu feiern. Es versteht sich, daß dieser den Reigen mit der schönen Pächterstochter führen sollte, und er war auch von Herzen dazu willig, obgleich die frische Trauer um seinen Vater ihm die laute Lustbarkeit hätte verbieten müssen. Donate fühlte zwar wohl, daß er damit wenig Herz verriet; weil es aber um ihretwillen geschah, fand sie den Mangel an Sohnesliebe verzeihlich und zitterte dem Augenblick entgegen, wo des Ritters Arm sie umfassen sollte. Sie besaß Gewänder wie ein Edelfräulein, auch die seidenen Schuhe, die sie sich wünschte, waren ihr vom Vater längst beschafft worden. Das Schappel, das sie ohne bergenden Schleier auf ihr geringeltes Goldhaar setzen sollte, hatte ihr der Ritter selber überreicht, nachdem er zuvor einen von Diamanten umgebenen Rubin von hohem Werte zwischen den Blumen befestigt hatte, womit er sich gleichsam im voraus von seinen Verpflichtungen loszukaufen gedachte.

Donate hatte dabei kein Arges, sie glühte vor Lust, als sie an seiner Hand zum Tanze antrat. Ihr Angesicht war unter dem Schappel so strahlend schön, daß den Grafen nun doch eine Art von Ehrfurcht überschlich und er dachte: Wie schade, daß sie kein Edelfräulein ist, sie wäre wirklich wert, Gräfin von Strieteck zu werden. Er führte sie auch, obwohl jeder Blutstropfen in ihm sich entzündete, so zart und sittig daher und drehte sie mit so

seinem Anstand, als ob sie die Tochter des Kaisers wäre, indessen die Bauern um ihn her johlten und ihre derben Tänzerinnen umschwenkten, daß die Röcke flogen, sie auch zuweilen recht unziemlich in die Höhe warfen.

Als die Lust am wildesten war, erschien Donatus. Der Anblick seiner herrlichen Schwester an der Hand des Versuchers verursachte ihm einen solchen Riß im Herzen, daß er auf der Stelle zu sterben meinte. Er hätte ihr am liebsten das Schappel mit dem blutroten Rubin abgerissen und es dem Grafen an den Kopf geschlagen, aber er besann sich eines besseren, denn es ging ihm mit einem Male auf, wozu er die Geige mitgenommen hatte.

Er trat zu den erhitzten Bläsern und Trommlern, die einen gar unheiligen Lärm verführten, und sagte: Ihr wackern Musikanten seid gewiß müde und durstig geworden. Gehet jetzt und leget eure Rehlen, während ich euren Platz einnehme. Ich bin ganz allein genug, diesen Tänzern und schönen Tänzerinnen aufzuspielen.

Die Musikanten ließen sich's gesagt sein, stellten ihre Instrumente ab und mischten sich unter die zechenden Bauern. Donatus legte seine Fiedel gegen die Wange und probierte die Saiten, während sich neue Paare aufstellten. Dann spielte er einen munteren, doch nicht ausgelassenen Tanz, danach alle sich in ehrbarer Fröhlichkeit drehten. Bald aber verlangsamte er sein Tempo, daß die rohen Gesellen abfielen und nur noch die gesitteten Paare sich dem gemessenen Takte anzupassen wußten. Der Graf und Donatus meinten sich auf Cherubsfittichen zu wiegen, ein so flügelleichtes Schweben, eine so himmlische Süße brachte der Geiger in die neue Tanzweise. Er stand und führte unermüdlich den Bogen; in dem langen faltigen Gewande glich er einer der geigenden Engelsgestalten, die man auf alten Bildern sieht. Immer schmelzender, herzbewegender wurden die Töne, durch seine langgezogenen Weisen klang es wie sehnächtiger Nachtigallenschlag, und der Ritter fühlte beseligt, wie sein brennendes Verlangen in zarte aber unbezwingliche Sehnsucht überging, und wie die Liebe, die

nur in seinem Blut getobt hatte, sich jetzt seines Herzens und all seines Denkens und Wollens bemächtigte.

Wollet Ihr mein Weib sein, allerschönste Jungfrau? fragte er.

Sie drückte stumm seine Fingerspitzen, die in den ihrigen lagen. Da trat er mit ihr aus den Reihen der Tänzer, führte sie vor ihren Vater und bat den hochbeglückten aber keineswegs erstaunten Pächter in aller Form um ihre Hand.

Werdet Ihr sie immer halten, wie es meiner Tochter und Eurer Gemahlin zukommt? fragte dieser mit Würde.

Der verliebte Graf beteuerte mit seinem Ritterwort, daß er sie stets als seine Gemahlin ehren werde; sie solle wie sein Augapfel behütet sein, und kein rauhes Lüftchen werde sie je mit seinem Willen berühren.

Da wurde mit Schall die Verlobung verkündigt, und der unglückliche Donatus erkannte mit zerbrochenem Herzen, daß er seine Schwester zwar gerettet hatte, aber nicht so, wie er hoffte. Er hatte der irdischen Liebe mit seiner Musik die höchste Weihe gegeben, sie in himmlische zu wandeln, hatte er nicht vermocht.

Da der Ritter seine Weiterreise nicht verzögern durfte und keine Trennung von dem Gegenstand seiner glühenden Sehnsucht ertrug, wurde ihm das Pächterskind unverzüglich in der Dorfkirche angetraut. Erst beim Abschied sahen sich die Zwillinge wieder, und in all ihrem Glück ward es der Neuvermählten nun doch schwer ums Herz, daß sie sich von dem Bruder trennen sollte, der von Kindesbeinen an wie ein Stück von ihr selber gewesen war. Sie weinten beide und wollten sich nicht aus den Armen lassen, bis der Graf dazwischentrat, um sein junges Weib aufs Pferd zu heben. Donatus stand noch und sah dem gewappneten Zuge nach, als er längst in der Ferne verschwunden war und auch das letzte Stäubchen sich gelegt hatte. Die Heimat war ihm mit einem Male fremd und leer geworden und es beschwerte ihn, fürder das Licht der Sonne zu schauen.

Auch die Ahne konnte den Abschied von ihrem Lieblingskinde nicht verwinden und verging nach Donates Auszug wie ein Lichtlein im letzten Glimmen. Der Zwilling saß mit blassem, immer schmaler werdendem Gesicht an ihrem Lager, und sie redeten viel zusammen, feierliche Dinge, die sie noch nie gesprochen hatten. Er vertraute ihr an, daß ihm jetzt seine verlorene Heimat immer deutlicher werde und daß er sich entsinne, wegen eines Fehls verstoßen worden zu sein. Ein hoher silberweißer Mann habe ihn an der Hand hinausgeführt und ihm gesagt: Gehorche denen, die dir zu befehlen haben, und sei treu bis in den Tod, dann kannst du wieder nach Hause kehren. Und nun wisse er, daß sein Weg ein Bußweg sei und daß er nur durch Abtötung seiner eigenen Wünsche und strenge Unterwerfung unter fremden Willen wieder werden könne, was er gewesen.

Die Ahne dachte schon nicht mehr mit irdischen Gedanken, darum antwortete sie nicht, wie sie sonst wohl getan hätte: Du warst ja damals noch viel zu klein zum Sündigen. Ihre Blicke gingen in andere Welten. Sie nickte nur und sagte:

Wohin du gehst, vergiß deine Schwester nicht. Diese Heirat ist nicht ihr Glück, sie wird dich noch sehr nötig haben.

Den Pächter Andres aber ritt der Hochmutsteufel mehr denn je, seit er sich Schwiegervater eines Grafen nennen durfte. Er ließ sich kostbare Edelmannskleider machen, auf denen sein grober Bauernschädel wie ein unförmlicher Kürbis saß, nahm eine neu-modische Sprechweise an und wollte keinen Umgang mehr mit seinesgleichen. Da ihm jedoch das Alleinsein nicht schmeckte, beschloß er zum zweitenmal zu freien, aber kein Bauernmensch, wie er sagte, sondern etwas Feines, Städtisches. Er fand auch bald ein zieress Fräulein von der Art, die man die leichten nannte, das bereit war, die Einkünfte seines Pachthofs mit ihm zu verzehren. Nur daß er sich scheute, die Buntschillernde zu der sterbenden Ahne ins Haus zu führen, und auch vor den stillen Augen seines Sohnes war ihm bei der Sache nicht geheuer. Aber es fiel ihm

schwer und setzte ihn in böse Laune, dem späten Johannistrieb Zügel anlegen zu sollen. Da bot ihm ein fahrender Schüler, der ihn eines Tages um Zehrung ansprach, willkommene Ablenkung. Er nahm den Fremden im Hause auf, um sich an der Erzählung seiner Abenteuer zu ergötzen und dabei mit Behagen seiner eigenen Vagantenzeit zu gedenken. Der Fahrende aber, der ein ganz Geriebener war, merkte gleich, was für ein Vogel in diesem prächtigen Gefieder steckte. Er gab sich gar fromm und demütig, wies alle die schmachhaften und reichlichen Bissen, die ihm vorgesetzt wurden, dazu auch des Pächters gute Weine, ab und begehrte nichts als ein tüchtiges Stück Schwarzbrot, zu dem er sich einen Becher Wasser am Brunnen schöpfte. Um den Grund solcher Kasteiung befragt, gestand er mit vielem Seufzen und kummervollem Augenaufschlag, daß er als junges Blut in den Hörsselberg geraten sei und daselbst viele Jahre mit Frau Venus, der aller schönsten Teufelin, in immerwährendem Schwelgen und Prassen verbracht, auch viele verbotene Zaubereien von ihr gelernt habe. Als ihm endlich Übersättigung, Reue und Heimweh die Mittel zur Flucht eingegeben hätten, da sei er gleich nach Rom gepilgert um sich dem Papst zu Füßen zu werfen. Von dem Heiligen Vater, der, seitdem es ihm mit dem Stabe des Ritters Lannhäuser so mißlich ergangen, sich gegen die Gäste des Venusberges einer ganz besonderen Milde und Nachsicht befleißige, sei ihm auch gleich die Absolution erteilt worden, jedoch mit dem Gebot, fünf Jahre bei Wasser und Brot zu fasten. Diese Zeit wäre ja nun seit geraumer Frist verstrichen, er habe aber der Buße aus freien Stücken weitere fünf Jahre zugelegt, um nicht nur das Vergangene gutzumachen, sondern sich auch darüber hinaus ein Verdienst im Himmel zu erwerben. Er unterbrach seine Rede häufig durch Stoßseufzer und kleine Stoßgebete, und bei der Nennung des Venusberges bekreuzte er sich jedesmal. Wenn er fertig war, senkte er sein Haupt und sagte mit singender Stimme die paar lateinischen Vokabeln her, die ihm aus der Schulzeit in Erinnerung

waren, und wenn ihm keine einfielen, so erfand er schnell etwelche neue feierlich klingende Worte, die keinen Sinn hatten, von seinem Wirt aber für besonders kräftige Sprüchlein gehalten wurden.

Der Pächter Andres war abergläubisch und zugleich mißtrauisch wie ein richtiger Bauer. Da er des Schülers glattes Gesicht und sein glänzend schwarzes Haar nicht mit seiner Lebensgeschichte reimen konnte, erkundigte er sich, wie alt sein Gast denn eigentlich wäre.

Das ist leicht auszurechnen, antwortete dieser. Ich war ein Jüngelchen von siebzehn Jahren, als ich mich von der Sinnenlust umstricken ließ und in den Hörselberg ging. Dort schwanden mir fünfzig Jahre wie ebensoviel Tage und ich kam als derselbe Flaumbart wieder heraus, während meine Altersgenossen unterdessen eisgraue Großväter geworden waren. Wenn ich jetzt noch die ersten fünf Bußjahre und die drei weiteren, die unterdessen verflossen sind, dazuzähle, so schätze ich meine gelebten Jahre nach gewöhnlicher Berechnung auf fünfundsiebenzig. Weil aber die Zeit im Hörselberg mir durch Gottes besondere Gnade abgezogen und als nicht gelebt betrachtet ist, so habe ich, wie Ihr mich hier seht, in Wahrheit nicht mehr als fünfundzwanzig Jahre auf dem Rücken.

Schnell faltete er die Hände und murmelte eifrig: Mensae, mensarum, mensis. Habeo, habes, habet.

Die Erzählung leuchtete dem Andres ein, und da er nun etwas Festes hatte, woran er sich halten konnte, glaubte er auch alles, was der Schüler fernerhin vorbrachte.

Den schönen Ring an Eurem Finger habt Ihr wohl aus dem Venusberg mitgebracht? fragte er.

Der Fahrende betrachtete mit Andacht den kunstvollen Ring, den er einst in Welschland einer allzu gläubigen Wittib abgenommen hatte, und antwortete:

Nein, Herr, ich habe keins der unheiligen Kleinodien aus dem Venusberg heraufgebracht, solche wären ja auch gleich am

Sonnenlichte zergangen. Diesen Ring gab mir Unwürdigem unser allergnädigster Herr und Kaiser selbst, als ich in Mailand die große Gnade hatte, ihm meine krause Lebensgeschichte zu erzählen. Der Ring aber war die Belohnung für einen wichtigen Dienst, den ich ihm kraft der im Venusberge erlernten Magie — gelobet sei unser Herr Jesus Christ! unterbrach er sich und schlug ein Kreuz — erweisen konnte. Ansas paransas. Babula Babulorum.

Die Magie des Gastes begann nun gewaltig im Hirn des Pächters zu rumoren, und er hätte ihm gerne etwelche Zauberformeln zur Erlangung von Geld und Ansehen abgefragt, allein der Schüler verriet nichts weiter und sagte nur, Magie sei eine schwere Sache und ihre Ausübung nur für höhere Zwecke, nicht für eigenen Vorteil erlaubt. Und wieder schloß er seinen Satz mit sonderbaren, feierlich klingenden Worten, so daß der andere vor des Gastes Gelahrtheit und Frömmigkeit allmählich ganz verzagt wurde.

Aber in seiner Seele erwachte jetzt der brennende Wunsch, seinen Sohn derselben Wissenschaften und Künste theilhaft zu sehen, und er dachte sich den Knaben schon als kaiserlichen Rat im schwarz-samtenen Talar mit einem güldenen Kettlein auf der Brust. Er meinte, wenn er nur den Schüler überreden könnte, Donatus mit sich zu nehmen und zu unterrichten, so hätte er seinem Sohne den Weg zu den höchsten Ehren eröffnet. Er selber aber konnte sich ungestört des neuen Glücks erfreuen.

Der Gast hatte seit seinem Eintritt ins Haus nichts anderes im Auge gehabt, als wie er des Donatus habhaft werden könne, von dessen wundersamem Geigenspiel er sich großen Gewinn versprach. Er nannte sich einen Deanus, das bedeutet einen älteren fahrenden Schüler, der die jüngeren Schüler zu unterrichten und für den Besuch der hohen Schule vorzubereiten hatte. In Wirklichkeit war er einer von den landstreichenden falschen Klerikern, die, selbst zu früh der Schule entlaufen, auf den Gang von jungen

Knaben ausgingen, anscheinend um sie zu Schülern auszubilden, tatsächlich um sie zum Betteln, wenn nicht zu Schlimmerem, zu verwenden und sich durch sie verhalten zu lassen. Als er sein Ziel so unerwartet nahegerückt sah, stellte sich der Schalk bedenklich, sprach von der großen Verantwortung, die man vor Gott und Menschen trage, wenn man sich zum Führer und Erzieher einer jungen Menschenseele mache, durch welche Gewissenhaftigkeit er den Pächter nur noch mehr überzeugte, vor die rechte Schmiede gekommen zu sein.

Sie wurden am Ende einig, der Pächter zahlte dem Fahrenden zu dessen stillem Frohlocken das Lehr- und Zehrgeld für zwei Jahre im voraus, und jener übernahm es dagegen, den Knaben in allem, was er selber wisse, treulich zu unterrichten und ihn auf die hohe Schule nach Wien zu bringen, daß er daselbst den Magister- und später den Doktorgrad erlange. Der Pächter ließ dagegen seinen Sohn in die Hand geloben, dem Beanus in allen Dingen zu gehorchen, als ob er sein Vater wäre; auch wenn er Dinge sähe, die er nicht verstünde, sich mit keinem Worte zu beschweren noch aufzulehnen, denn diese Bedingung hatte der Beanus gestellt.

Und eines Morgens zog Donatus an der Seite des Fahrenden aus, seine Geige wohl eingehüllt im Arm, sein kleines Bündel auf den Rücken geschnürt, und die gleichfalls leichte Habe des Beanus, die ihm dieser aufgeladen hatte, in der Rechten tragend. Der guten Ahne hatte er zuvor die Augen zugeedrückt.

Solange man sich noch in der Nähe von Disensaß befand, hielt der falsche Beanus sich ernst und ehrbar, je mehr aber die Entfernung wuchs, desto weniger Zwang legte er sich auf, und als sie die schöne Stadt Graz erreichten, da hielt es das Geld des Pächters im Beutel des Fahrenden nicht länger aus. Er spürte ordentlich, wie es in seiner Tasche hüpfte um wieder heraus und unter die Leute zu kommen, beschloß also ihm seinen Willen zu tun und ließ sich mit seinem jugendlichen Begleiter im Gasthaus

zum Goldenen Engel nieder, um nach der ausgestandenen Kasteiung seinen Leib zu pflegen. Für Donatus sorgte er nur soweit, als er ihn in der Kammer eingeschlossen hielt und ihm eine kärgliche Kost reichen ließ. Der aber fragte wenig nach leiblicher Nahrung, er holte die Geige hervor und ließ sie leise, leise von seiner goldblockigen Schwester erzählen, daß immer der eine oder der andere von den Gästen des Hauses verzückt am Schlüsselloch stand, um hineinzuhorchen, und in der ganzen Stadt ging die Rede, im Goldenen Engel sei ein wirklicher Engel abgestiegen.

Der Fahrende aber konnte es in der Herberge nicht lange treiben. Das Gold, das er springen ließ, zog ihm Gesellen zu, die ihn zum Würfelspiel verleiteten, und darunter befand sich einer von seiner eigenen Gilde, der ihm in Künsten überlegen war und sich bald im Besitz des für Donatus empfangenen Zehrgeldes befand. Als der betrogene Betrüger nichts mehr hatte, sah er sich samt seinem schönen Schützling vor die Tür gesetzt. Für diesen begann jetzt eine Zeit des tiefsten Elends. Der Gaukler schleppte ihn kreuz und quer durchs Land und zwang ihn, vor der Türen der Städtler wie in den Dorfschenken und Bauerngehöften mit der Geige um Speise und Trank zu betteln. Die Spenden, die er erhielt, nahm ihm unverzüglich sein gaunerischer Beschützer ab, der ihm von allem nur den Abfall überließ. Mit Bedacht entfernte sich der falsche Veanus immer weiter von der Heimat seines Zöglings, damit dieser keine Gelegenheit fände, seinem Vater Botschaft zu senden. Ebenso trug er Sorge, sich von den Grenzen des Strieteeckers ferne zu halten. Er glaubte zwar nicht, daß die Pächterstochter Gräfin von Strieteck geworden sei, wie ihr Vater ihm ruhmredig erzählt hatte, wohl aber, daß die schmucke Dirn von dem Grafen als sein Liebchen hinweggeführt worden sei, und dies schien ihm Grund genug zur Vorsicht. Er hütete sein Opfer wie eine Henne ihr Küchlein und kündigte ihm hundertmal unter den gräßlichsten Schwüren an, daß er ihm beim ersten Fluchtversuch alle Knochen zermalmen wolle. Dieser Drohungen bedurfte es

gar nicht, denn Donatus hätte sich gescheut, sein Gelöbniß zu brechen, wäre auch unter dem Habit des Fahrenden ein Pferdefuß zum Vorschein gekommen. Die mich auf diesen Bußweg gesandt haben, sagte er sich, werden auch wissen, wann es an der Zeit ist, meine Leiden zu endigen. Nur von seinem Schwesterlein sprach er fortan nicht mehr mit der Geige, denn er schämte sich, in seiner Entwürdigung an die schöne Jugendzeit zurückzudenken.

Dem Fahrenden lag aber die Gaukelei dermaßen im Blute, daß er es bald satt hatte, dem frommen Geigenspiel seines Opfers allein den Unterhalt zu verdanken. Sobald irgendwo ein Jahrmarkt abgehalten wurde, zog er schleunigst mit Donatus hin, kündigte sich mit großem Trara als Zauberünstler an, verkaufte das Lebenselixir und den Stein der Weisen und versprach den unwissenden Landleuten für sie die Zukunft zu erforschen oder gestohlene Gegenstände wieder ausfindig zu machen. Wenn er einen Gimpel fand, der ihm glaubte, so zeichnete er mit Kohle einen magischen Kreis auf den Boden, stellte sich mitten hinein, fuhr mit den Armen durch die Luft und sprach mit unsichtbaren Geistern in einer unverständlichen Sprache. Der unglückliche Donatus mußte danebenstehen und das schnöde Gaukelwerk mit der echten Wunderkraft seines Spiels begleiten. Der Jüngling hatte, seit er mit dem Beanus umherzog, den Mund nicht mehr zum Sprechen geöffnet, was jenem sehr erwünscht war, denn er gab ihn für einen Stummen aus und hielt ihn dadurch von jeder Berührung fern. Der Gequälte stand mit geneigten Schultern und geschlossenen Augen, die Wange so fest an seine Fiedel gepreßt, als möchte er sich vor Scham in ihrem Gehäuse verkriechen, und sandte seine schmerzvolle, zitternde Klage zum Himmel, die allen Hörern das Herz ergriff, daß sie nur um so williger in das Netz des Betrügers liefen. Dieser gab dann mit dreister Stirn seine Sprüche von sich, als hätte er sie eben aus Geistermund empfangen, richtete sich aber vorsichtigerweise so ein, daß die Lügen erst

entdeckt werden konnten, wenn er mit dem Gelde der Gefoppten schon auf anderem Boden war.

So trieb er's wohl ein halbes Jahr und länger, und die Kunde von dem Zauberkünstler und seinem himmelschönen geigenspielenden Begleiter flog über alle Lande. Sie flog auch auf die Burg Strieteck, wo der kurze Glückstraum des Pächterkindes schon zu Ende geträumt war. Die schöne Gräfin von Strieteck ging zwar noch in Gold und Perlen, aber das Herz ihres Gemahls war ihr bereits entglitten. Noch in der Zeit des ersten Wonnetaumels, ja schon auf der Reise selbst, stieß den Grafen zuweilen ein plötzliches Besinnen an, wie es denn eigentlich bei seiner raschen Heirat zugegangen sei, denn er wußte ja recht wohl, daß er noch im Augenblick, wo er mit Donate in den Reigen trat, nicht daran gedacht hatte, eine unebenbürtige Gemahlin nach Hause zu bringen. Er wußte auch, daß die Wandlung erst in ihm stattgefunden hatte, als ihr Bruder mit seiner Geige auf den Plan trat. Und oft versank er in Grübeln, was wohl in dieser Geige für ein Zauber gesteckt habe. Doch drängte damals noch das Liebesfieber solche Grillen rasch wieder zurück. Er sah ja wohl, daß er sich seiner jungen Gattin nicht zu schämen hatte. Das Gesinde staunte ihre Schönheit an, als käme sie aus einer anderen Welt. Die Gäste, mit denen er sich zu umgeben liebte, huldigten alle der schönen Schlossherrin, die Männer in aufrichtiger Bewunderung, die Frauen mit lauter Schmeichelei und mit heimlichem Neide. Wer sich am eifrigsten um Donates Freundschaft bewarb, das war Sindgund, jenes Mühmchen, das ihm einst als Braut zugebracht war, und den Grafen rührte ein so großer Beweis von Anhänglichkeit und selbstloser Güte. Ihre Mutter aber, die verwitwete Marschallin, die lange an dem Heiratsplan gearbeitet hatte, gab ihr Spiel auch jetzt nicht verloren. Sie lobte und pries dem jungen Ehemann seine Wahl aufs überschwenglichste, bis sie ihn von ihrer neidlosen Freundschaft für seine Gattin vollauf überzeugt hatte. Dann begann sie leise zu schwenken und in ihr Lob

einen Ausdruck von nachsichtiger Duldung zu mischen. Zwar bedurfte die junge Frau einer solchen nicht, denn sie bewegte sich mit dem Anstand einer geborenen Gräfin, hatte auch bald gelernt ihr Köpflein mit Anmut zu regieren und den Falken zierlich steigen zu lassen, und gar im Gesang und Saitenspiel, das sie von ihrem Bruder gelernt hatte, kam ihr keine gleich. Aber die wohlberechneten Worte der Marschallin ließen doch einen Stachel in des Grafen Seele. Er beobachtete nun seine Gattin, ob sie nichts tue oder sage, was an ihre Herkunft erinnern könnte, und darüber wurde sie unsicher und ließ sich wirklich zuweilen einen Mißgriff zuschulden kommen. Dies warf er ihr dann mit einer Schärfe vor, in der bald wenig mehr von der ersten Liebesentzündung zu spüren war. Und kein Kind wollte kommen, den übereilten Bund fester zu knüpfen.

Die Marschallin hatte dem Vertrauenden längst schon in wohlwollender Weise die näheren Umstände seiner Heirat abgefragt. Was er von des Zwillingbruders wunderbarem Geigenspiel und von der Liebe der beiden Geschwister erzählte, schien sie besonders gerne zu hören, denn sie kam immer aufs neue und mit einem eigentümlichen Nachdruck darauf zurück, der dem Grafen zu denken gab. So brachte das ränkevolle Weib den gewaltsamen aber unbeständigen Mann ganz leise und allmählich in ihre Gewalt und zwang, ohne daß es den Anschein hatte, seine Gedanken in die Richtung, die sie ihnen geben wollte. Die Vorzüge Sindgunds, deren Besitz er verscherzt hatte, traten nun in seinen Augen immer leuchtender hervor, während seine Gemahlin ihm nichts mehr recht machen konnte. Auch ihr Hang sich zu schmücken, der ihm anfangs wohl gefiel, schien ihm jetzt ein Merkmal ihrer niederen Herkunft zu sein, denn er erinnerte ihn an die Prunk- und Prahlucht ihres bäuerlichen Vaters.

Immer stärker regte sich in ihm der Verdacht, daß er einem versteckten Zauberwerk erlegen sei, das mit ihres Bruders Geigenspiel zusammenhänge. Wenn er auch noch solche Stimmen in

seinem Innern zu unterdrücken suchte, so sammelte sich doch ein stummer Groll gegen die unglückliche Frau in seinem Herzen an. Und gerade um diese Zeit geschah es, daß durch Gäste die Kunde von dem Gaukler, der in Gesellschaft eines schönen Geigenspielers umherziehe und das Landvolk betrüge, nach Strieteck gebracht wurde. Donate hörte ganz entgeistert zu, denn sie erkannte an der Schilderung augenblicklich ihren Bruder, wenn sie sich auch im entferntesten nicht vorstellen konnte, wie er in eine solche Gesellschaft kam. Aber auch der Graf zweifelte keinen Augenblick, wer der Geigenspieler sei, so unzweideutig waren die angegebenen Zeichen. Er warf seiner Gemahlin einen Blick zu, von dem alle Farbe aus ihren Wangen wich, daß sie fortan marmorweiß blieben. Am Abend, als sie allein waren, fragte er die ganz zu Eis Gewordene hart und höhnisch:

Nun bekennst mir einmal, schöne Frau, was es mit diesem Bruder für eine Bewandnis hat, und durch welche Macht Ihr Gräfin von Strieteck geworden seid.

Donate warf sich zu seinen Füßen und schwor bei dem Teuersten, was sie habe, bei seinem eigenen Haupt, daß sie von Zauberei nichts wisse, und daß auch ihr Bruder unschuldig sei, wenn seine Musik den Menschen zu Herzen gehe, er habe das von klein auf an sich gehabt. Wie er aber in die unselige Gesellschaft geraten sei, wisse sie nicht, da sie seit ihrer Trennung nichts mehr von ihm gehört habe. Etwas Schlechtes könne sie auch jetzt nicht von ihm glauben, wie sehr der Schein gegen ihn spreche.

Der Graf wandte sich finster ab, ohne sie vom Boden zu erheben. Und noch in derselben Nacht zog ein Abgesandter von ihm hinaus, um die Spur des Fahrenden und seines seltsamen Begleiters zu finden und sie auf Strietecksches Gebiet zu locken. Da wollte der Graf den Geiger unerachtet der Schwägerchaft festnehmen um ihn öffentlich seiner Gemahlin gegenüberzustellen und es dann dem Gottesgericht überlassen, ob ein höherer Arm ihn, ohne daß er seine Eide zu brechen brauchte, von der lästig gewordenen Ehefessel befreie.

Als aber der Vertraute des Grafen die Spur des Beanus fand, hatte die Laufbahn des Gauklers soeben ein jähes Ende gefunden. Er war auf seinen Kreuz- und Quersügen am Ende in die stolze Reichsstadt Augsburg gekommen und hatte seinen Gefährten bei einem der reichsten Kaufherrn spielen lassen. Da war die jungvermählte Hausfrau so von des Jünglings Spiel bewegt worden, daß sie in Tränen schmolz und die Blicke nicht von dem stummen Geiger wenden konnte. Als er geendet hatte, trat sie aus dem Kreis der Frauen heraus und reichte ihm mit eigener Hand einen Labetrunk. Diesen Augenblick benutzte der Gaukler, um mit behendem Griff ein kostbares Geschmeide, das zu den Erbkleinodien des Hauses gehörte, von ihrem Halse zu lösen. Das Verschwinden des Kleinods wurde jedoch bemerkt, noch ehe die zwei Fahrenden das Haus verließen. Man begann zu suchen, und alle Anwesenden schüttelten ihre Kleider aus, kehrten auch freiwillig die Taschen um. Nun wußte sich der Dieb nicht mehr anders zu helfen, als indem er das Juwel in die Tasche des nichts ahnenden Donatus schob, der wie immer still und in sich gekehrt dastand. Als der Schmuck aus seinem Gewande hervorgeholt wurde, schlug die Neuvermählte vor Scham und Jammer die Hände vors Gesicht und verließ den Saal. Den Kaufherrn aber hatte zuvor schon das Wohlgefallen seiner Gemahlin an dem fremden Jüngling und jetzt noch mehr ihre Erschütterung beim Anblick seiner Schmach so erbittert, daß er diesen unverzüglich dem Gericht überantwortete, obwohl alle Gäste, von der ruhigen Würde seiner Haltung betroffen, für ihn baten. Auch die Richter fühlten Mitleid, da er aber weder durch Wort noch Zeichen seine Unschuld beteuerte, sondern alles unbewegt über sich ergehen ließ, sprach ihn das Gesetz als überführten Dieb des Todes durch den Strick schuldig. Der Beanus sollte als der Mitschuld verdächtig und wegen anderer Gaunerstreiche gestäupt, an den Pranger gestellt und dann der Stadt für immer verwiesen werden. Donatus zeigt ein freudiges Gesicht bei der Verurteilung, denn er sehnte sich recht von Herzen

zu sterben, um endlich von dem Elend seiner Knechtschaft erlöst zu sein. Er betete nur Tag und Nacht, daß seine Unschuld sich nach seinem Tode erweisen und die Schmach des Diebstahls von ihm genommen werden möchte.

Am Tag, da der Wahrspruch vollzogen werden sollte, lagerte eine drückende Schwüle über der Stadt, die männiglich den Atem beklemmte. Gleichwohl war die ganze Bürgerschaft auf den Beinen, denn alle hatten von der wundersamen Schönheit des stummen Geigenspielers gehört und wollten ihn auf seinem letzten Gange sehen, und wo er vorüberkam, wurden Rufe des Bedauerns laut. Er aber schritt vor sich hin ohne umzuschauen, als ginge ihn die Erde schon nichts mehr an. Auf dem Richtplatz gab es die Gottesmutter dem Anwalt des Donatus ins Herz, noch eine Bitte für ihn an die anwesenden Magistratspersonen zu richten. Die Sitte gestatte dem Verurteilten, sagte er, vor seinem Ende noch ein Wörtlein zu sprechen, sein Klient aber sei stumm und könne nur durch die Töne seines Instruments reden, man möge ihm also die Geige zurückgeben, damit er noch einmal darauf spiele. Die Bitte wurde gewährt, und die Geige kam zur Stelle. Mit stummem Dank empfing sie der Jüngling und drückte sie ans Herz. Dann legte er sie unverzüglich an die Wange und begann ein Aße der schönen, falschen Welt zu spielen. Die holdesten Blumen der Erde blühten in seinen Tönen auf und kristallne Quellen sprudelten darin, dazwischendurch aber schluchzte alle Bitternis des Menschenleids. Dann hielt er mit einer jähen Dissonanz inne und begann danach aufs neue. Jetzt war man hoch über der Erde in einem seligen Raum, wo andere, tausendmal schönere Blumen standen und wo befreite Geister sich in seligem Reigen ineinanderschlangen. Die Gnade im Sternengewand schwebte mitten inne, und das sehnsuchtsvolle Gebet schmiegte sich beschwichtigt zu ihren Füßen. Als er geendet hatte, küßte er die Geige, legte sie sacht zu Boden und den Bogen darauf. Dann trat er zu dem Nachrichter, um ihm den schönen, schlanken Hals darzubieten.

Dem aber zitterten die Hände, und alle Glieder waren ihm eiskalt und wie gelähmt. Ebenso ging es den Knechten, daß keiner imstande gewesen wäre, sich zu rühren. Alles Volk stand mit verhaltenem Atem, und Stille legte sich über den Raum.

Nur der Veanus, der gefesselt zugegen war, denn das Urtheil sollte an beiden zugleich vollstreckt werden, schrie in seinen Stricken: Henket ihn, henket ihn auf der Stelle! Sonst geigt er euch das Herz aus dem Leib und euer Gold in seine Tasche. In dem Schüler wohnt der Böse. Wie oft hab ich ihn gestraft und vermahnt, es wollte nichts fruchten. Er ist mir nachgefolgt zu meiner Seele Schaden, wohin ich ging, und alles, was ich gefehlt habe, geschah durch den Zwang seiner Teufelsgeige.

Indessen raunte es schon lauter und lauter im Volk: Der Gaukler lügt, er ist selber der Dieb und will sich durch den Tod des stummen Knaben retten. Seht ihr die schweren Wolken, die sich am Himmel sammeln? Dort oben bereitet sich Gottes Gericht. Doch der Frevler sah Gottes Gericht fern und den Galgen nahe, darum schrie er:

Ich lüge nicht, so wahr Gott mir helfe! Wenn ich lüge, so möge das Feuer vom Himmel fallen und mich verzehren!

Raum hatte er ausgesprochen, so barst die Himmelsdecke, und mit schmetterndem Krachen fuhr ein Wetterstrahl nieder, der alle betäubte. Als sie wieder zu sich kamen, lag der Fahrende tot zu Boden gestreckt mit schwarzem, unkenntlichem Gesicht und zerbrochenen Gliedern. Nach diesem Gottesurtheil bedurfte es keines weiteren Beweises für Donatus' Unschuld, an die männiglich mit Freuden glaubte. Man wollte ihn mit Ehren in die Stadt zurückführen, um ihn als Gast zu pflegen, aber er öffnete zu aller Erstaunen den Mund und sagte:

Ich war niemals stumm, ihr Herren, ich hatte nur meinem Nährvater und Erzieher, dem ich Gehorsam schulde, das Gelöbniß getan, mit diesem Bösewicht, der sich einen Veanus nannte, der aber nichts war als ein Betrüger und Landstreicher, zu ziehen,

wohin er mich führe und nie ein Wort wider ihn zu reden. Das konnte ich nur halten, indem ich niemals den Mund öffnete. Nun der Himmel selber gesprochen hat, ist auch von meiner Zunge das Band genommen. Der über mich gesetzt war, liegt tot, und ich habe meine Freiheit wieder. So entlast mich nun, ihr Herren, denn wenn ich nach des Himmels Willen leben soll, so ist es, daß er mir noch ein Werk zu vollbringen auferlegt.

Damit verabschiedete er sich und wanderte zur Stadt hinaus, indem er nichts mitnahm als seine Geige, die ihm überall Zehrung verschaffte.

. . . Um jene Zeit ließ der Graf von Strieteck eine Jagd ansagen, zu der die vornehme Nachbarschaft geladen wurde. Er bestimmte, daß das feingeschulte Leibrößlein Donates, sein erstes Geschenk an sie und ihr darum doppelt wert, von Sindgund geritten werde; seiner Gemahlin befahl er aber, der Jagd ferne zu bleiben und sich vor den Gästen mit einer Unpäßlichkeit zu entschuldigen. Diese Kränkung hatte er sich eigens ausgedacht, um seinen Unmut, daß er des Donatus nicht habhaft werden konnte, an ihr zu fühlen.

Als die Ärmste im Morgendämmern in ihrer einsamen Kemenate die fröhlichen Hornsignale vernahm und das Scharren ihres Rößleins, das statt ihrer die eindringende Nebenbuhlerin tragen sollte, da meinte sie, daß es Bittereres nun nicht mehr für sie geben könne, und sie wünschte sich von Herzen den Tod. Es litt sie nicht in der öden Stille, die auf den lärmenden Auszug folgte. Leise schlich sie sich aus dem Schloß, um den Spuren der Pferdehufe im Walde nachzugehen, wo sie leicht den Tritt ihres zierlichen Tieres herausfand und in der danebenlaufenden Spur das Jagdpferd des Grafen zu erkennen glaubte. Dann wandte sie sich einem Fußweg zu, der fernab vom Getöse des Jagdgrunds zuerst mit sanfter, dann mit steilerer Steigung nach dem einsamen Wallfahrtskirchlein Maria Trost führte.

In der Waldstille bei Vogelstimmen und huschenden Eichkätzchen wurde ihr leichter, die Krallen, die ihr das Herz zerfleischt hatten,

ließen ab von ihr. Sie ging dem Lauf eines wohlbekannten Bächleins entgegen, das hoch oben im Bergwald aus einer tiefen Schlucht hervorbrauste, um dann mit sanfterem Gefäll talabwärts zu rinne. Diesen Weg war sie oft in den Tagen ihres Glücks mit dem Grafen gegangen, der sich damals nichts Lieberes wußte, als im schattigen Waldesschweigen mit ihr ganz allein zu sein. Bis zu dem kleinen Gotteshaus waren sie niemals gestiegen, jetzt aber meinte sie dort oder nirgends den Trost finden zu können, den der Name des Kirchleins verhieß. Nach mehrstündigem Steigen über Geröll und Rasen hörte sie aus der Ferne ein seltsames Klingen, das sich zuerst kaum von dem leisen Blätterrauschen des Waldes unterschied, aber beim Weitergehen vernehmlicher ward und sie mit unwiderstehlichem Zwang zu sich heranzog. Sie versank in Gedanken an ihre glückselige Kinderzeit, vergaß die werdende Stunde und den steinigen Pfad und stieg und stieg. —

Die Marschallin, die ihrer höheren Jahre wegen gleichfalls von der Jagd zurückgeblieben war, hatte das Weggehen der Gräfin wohl bemerkt und einen raschen Plan darauf gebaut. Sie war sich klar darüber, daß der Graf zwar nie zu einer geheimen Beseitigung seiner Gemahlin die Hand reichen, daß er sich aber auch nicht als untröstlicher Witwer erweisen würde, wenn eine fremde Hand sie ihm ohne sein Wissen hinwegnahme. Daher beschloß sie zu handeln, bevor in der Seele des Wankelmütigen ein Umschlag einträte, der ihn in die Arme Donates zurückführen konnte. Sie besaß einen Knecht, dem sie einmal das durch einen Frevel verwirkte Leben gerettet hatte und der ihr seitdem blindlings anhing. Diesem befahl sie jetzt der jungen Gräfin heimlich nachzugehen, sie zu töten und ihr den Perlenschmuck, den sie stets am Halse trug, zu entwenden, damit es den Anschein habe, als sei die That des Raubes wegen geschehen. Denn selbst in ihrem Herzweh konnte es Donate nicht lassen, sich zu schmücken und schön zu machen. Der Knecht, dem dieser Auftrag zuwider war, nahm, um Mut zu fassen, einen Spießgesellen mit, auf den

er vertrauen konnte. Und die beiden Strolche stiegen der Gräfin nach.

Je näher Donate dem Ursprung der Töne kam, desto mächtiger sprachen sie zu ihrem Herzen. Sie hatte längst erkannt, daß es eine Geige war, was da oben in der tiefen Einsamkeit sang. Als auf einer Tannenlichtung das Kirchlein in Sicht kam und ihr von dorthier die Töne unbehindert entgegendrangen, preßte sie in freudigem Schreck beide Hände an den Busen, denn solche herzensbange Klage und ahnungsvolle Erlösung wohnte in keiner anderen Geige als in der ihres Zwillingsbruders. Im Flug eilte sie die Höhe vollends hinan und stieß die Thür des Kirchleins auf.

Vor dem Altar stand, mit dem Rücken gegen den Eingang gekehrt, eine lange, sehr schmale Gestalt in dunklem Gewand, barhäuptig, den von goldgelbem Lockengeringel umwallten Kopf zu der thronenden Gottesmutter emporgerichtet, und strich in tiefer Andacht die Saiten. Sie rief: Donatus! Er wandte sich um, und sie sah in ein Gesicht so abgezehrt und marmorblaß wie das ihre. Die Geschwister flogen aufeinander zu, legten sich gegenseitig die Arme um den Hals, lehnten die Stirnen gegeneinander und weinten beide. Nun schien es Donate, als wäre ihr ganzes Leben zwischen dem letzten heiligen Kuß ihres Bruders und diesem Wiederfinden nur ein wilber, unheiliger, verworrener Traum gewesen.

Auf der untersten Stufe des Altares sitzend, erzählte ihr Donatus, was vor seinem Wegzug zu Hause geschehen war, den Tod der Ahne und des Vaters Gedanken an eine zweite Ehe. Was er selber erlitten hatte, erzählte er nicht, und auch Donate sagte ihm kein Wort von ihrem Elend, dessen Spuren er doch auf ihrem Gesichte las, denn sie schämte sich und wollte auch die Stunde des Glücks nicht durch häßliche Erinnerungen trüben.

Plötzlich stuzte Donatus, denn er hatte vor der Thür ein verdächtiges Geräusch vernommen. Da sein Gehör viel feiner war,

als es sonst menschlichen Ohren gegeben ist, vernahm er auch das Gewisper der beiden Spießgesellen:

Sie betet in der Kapellen. — Müssen zuwarten, bis sie aufnimmt, das Gotteshaus darf nit mit Blut verschandelt werden, das könnt' uns teuer zu stehen kommen.

Donates Ohren aber hörten nichts von dem Gespräch, sie vernahm nur das gleichmäßige Brausen des Wasserfalls, der sich weiter oben in die Schlucht stürzte.

Jetzt wußte Donatus, was ihn so mächtig gezogen hatte, daß er seit seiner Befreiung Tag und Nacht gewandert war, um gerade zu dieser Stunde an diesen ihm fremden Ort zu gelangen. Und er rief in stummem Gebet die Gottesmutter an, daß, nachdem sie ihn von schimpflichem Tode befreit, sie ihm nun auch beistehe, seine Schwester zu retten.

Du siehst es ja, Barmherzige, flehte er ohne Worte, daß ich allein bin gegen die zwei und keine Waffe habe als meinen Fiedelbogen. Die aber draußen lauern, sind zwei baumstarke Strolche, mit scharfen Klingen bewaffnet. Wenn du nicht hilfst, so ist mein Schwesterlein verloren.

Doch ehe er noch sein Gebet vollendete, hatte ihm die Gottesmutter schon ins Herz gegeben, was er tun sollte.

Schwesterlein, sagte er, wir haben uns so unerwartet wieder gefunden, nun tu mir eine Liebe, aber frage mich nicht um den Grund. Gib mir die Perlenschnur, die du um den Hals trägst und die Samtschaube. Du selber nimm meinen Mantel und Hut und warte hier in der Kapelle, bis ich zurückkomme.

Denn er gedachte seine Not ganz still zu erleiden, damit seine Schwester nichts vernehme und seiner Rückkehr harrend in dem schützenden Gotteshaus bleibe, bis man sie etwa vom Schlosse aus suchen werde. Er machte das Zeichen des Kreuzes über sie und sich, empfahl die Schwester in den Schutz der allergnädigsten Jungfrau, sich selber aber in die Hände des barmherzigen Gottes.

Raum daß er ein paar Schritte außerhalb der Kapelle war, so traten die zwei Schächer hinter den Bäumen hervor und rissen ihm die Perlenkette vom Hals. Er gab keinen Laut von sich und hielt nur die Schauben fest über der Brust zusammen, daß sie den Irrtum nicht entdeckten. Die beiden Missethäter sahen sich zweifelnd an, sie wagten eine so engelgleiche Schönheit nicht mit Waffen zu verletzen, und da sie doch ihr Amt verrichten wollten, ergriffen sie die vermeintliche Gräfin, schleiften die zarte Gestalt, die keinen Widerstand leistete, nach dem Rande der schaurigen Schlucht und stießen sie hinunter.

In diesem letzten Augenblick seines Erdenlebens ging mit dem Jüngling eine seltsame Wandlung vor: ein Schleier zerriß vor seiner Stirn, daß er endlich sich selbst erkannte und ihm wieder klar bewußt wurde, woher er gekommen war und was er auf Erden gesollt hatte. Sein Leib löste sich in Aether, und während er noch an den Felsen zu zerschellen meinte, schwebte er schon frei über dem Abgrund, denn ein Schwingenpaar hatte sich aus der Umpuppung losgewunden. Der blaue Himmelsaal war aufgetan, er hörte die Seinen rufen. — —

Als der Graf mit Gästen und Jagdgefolge spät zurückkehrte, be-
rauscht von der neuen Liebe und vom Blutgeruch der erlegten
Beute, erfuhr er, daß die Gräfin schon seit den Frühstunden aus
dem Schloß verschwunden sei. Sein Kummer war klein bei dieser
Nachricht, denn er ahnte irgendwie das Walten einer hilfreichen
Hand. Doch mußte er sich vor Gästen und Gefinde den Anschein
der Bestürzung geben und ging selbst mit Knechten und Jackeln
in den Wald, während im Schloß jeder Winkel durchsucht wurde.
Natürlich fand sich von der Gräfin keine Spur. Des anderen
Tags erfuhr man, ein Köhler habe sie den Weg nach der Berg-
kapelle einschlagen sehen, und unverzüglich wurde dorthin aufge-
brochen. Die Marschallin beteiligte sich eifrigst an den Nach-
forschungen. Im stillen war sie ihrer Sache sicher, denn der

Knecht hatte die Nachricht zurückgebracht, die Gräfin Donate liege in einer tiefen, unzugänglichen, mit Wasser gefüllten Schlucht, wo sie selbst das Auge Gottes nicht mehr entdecken werde.

Als der Graf das Waldkirchlein betrat, lag seine Gemahlin, von einem schwarzen kuttentartigen Gewand umhüllt, zu Füßen des Marienbildes in tiefem Schlaf, der sie gleich nach ihres Bruders Weggang befallen und inzwischen Tag und Nacht fortgedauert hatte.

Ihr erstes Wort beim Erwachen war: Donatus! Hieraus erkannte der Graf, daß die Geschwister, die er durch Berg und Thal getrennt glaubte, hier oben ohne sein Wissen zusammengekommen waren, und sein Groll, der beim Anblick der blassen, schlummernden Frau schon einem milderen Gefühl Platz machen wollte, entbrannte aufs neue. Er fragte barsch, weshalb sie seinem Verbot entgegen das Haus verlassen habe. Sie schwieg, aber ihre Augen, die ängstlich umher nach dem Bruder suchten, verrieten ihm, daß auch in ihrem Herzen mit einem Male die eheliche Liebe erloschen und selbst der Schmerz um die erlittene Kränkung zurückgetreten war vor dem übermächtigen Verlangen nach dem Zwillingsbruder. Nun meinte er dem Eheband keinen Rest von Rücksicht mehr schuldig zu sein. Er ließ mit bösen Gedanken im Herzen die Diener auf Donatus fahnden, den er bestimmt in der Nähe glaubte, weil die Röhlersleute, die den Gang der Gräfin beobachtet hatten, eine ungewohnte Musik von dem Waldkirchlein her vernommen haben wollten. Donate wurde aufs Roß gesetzt, das ein Knecht am Zügel führte, der Graf ritt stumm voraus, die Lippe nagend und im Innern selbst von allen bösen Geistern der Eifersucht, Nachsucht und gekränkten Stolzes zernagt. Von den Gästen waren unterdessen nur die Marschallin und ihre Tochter im Schloß zurückgeblieben, die es für ihre Pflicht hielten, ihrem Blutsverwandten in seinen schweren Stunden beizustehen. Die Marschallin glaubte zuerst ein Gespenst zu sehen, als Donate im Schloßhof blaß und starr wie ein Marmorbild aus dem

Sattel glitt, aber die Nachricht, daß der Zwilling Bruder mit seinem Geigenspiel um den Weg gewesen, und sein Gewand auf dem Leibe der Schwester, ließen ihren findigen Geist schnell erkennen, was geschehen war, und daß sie ihr Werk von vorn beginnen mußte. Es galt sich spüren, um eine Aussprache und mögliche Versöhnung zwischen den Gatten zu verhindern.

Donate war nicht in ihre Gemächer zurückgebracht worden, sondern in ein abgelegenes Turmzimmer, das nur durch eine steinerne Brücke mit dem Schloß in Verbindung stand. Es enthielt als einziges Gerät ein einfaches Ruhebett und einen Betschemel und war kein Gefängnis, sondern hatte früher solchen Schloßbewohnern zum Aufenthalt gedient, die eine Zeitlang abseits vom Lärm und Getriebe ihren geistlichen Bedürfnissen leben wollten. Denn trotz dem Grimm, der in ihm wühlte, schreckte der Graf noch immer vor einem äußersten Schritt gegen seine Gemahlin zurück.

Die Marschallin aber sagte: O weh, nun sehe ich wohl, daß sie mit Hilfe des verfluchten Zauberkünstlers ein neues Band um Eure Stirn geschmiedet hat. Wenn Ihr sie gefangen haltet, was hilft Euch das? Ihr bleibet durch das Sakrament der Ehe an sie gebunden und außerstande, einen neuen, Euer würdigeren Bund zu schließen.

Der Graf erwiderte finster: Ich kann meine Hand nicht wider sie erheben, denn ich habe es ihrem Vater bei meinen Eltern im Paradiese und bei meiner eigenen gräflichen Ehre geschworen, daß ich sie hüten wolle wie meinen Augapfel, daß mit meinem Willen kein raues Lüftlein sie berühren dürfe und daß ich ihr immerdar jede Ehre erweisen werde, die meiner Gemahlin zukommt.

Nun, sagte die Marschallin boshaft, den Schwur könnet Ihr halten und dennoch Eure Freiheit wiedergewinnen. Verschließet sie nur gut in ihrem Turm und hütet sie dort wie Euren Augapfel, zu dem Ihr ja auch nichts hereinlasset, weder Trank noch Speise, denn wie möchte einem Augapfel solches frommen? Dort wird kein raues Lüftlein sie berühren und Ihr braucht ihr auch

kein Härlein krümmen zu lassen. Sollte es dann mit Gottes Willen geschehen, daß sie nach ein Lager acht oder zehne nicht mehr unter den Lebenden weilte, so könnt Ihr sie in der Gruft Eurer Ahnen bestatten und habt sie damit noch über ihre Lebenszeit und über Euer Versprechen hinaus geehrt. Ihr Tod aber kann niemals über Euch kommen, weil sie ja doch der Zauberei hätte müssen angeklagt werden und nicht minder der unerlaubten Liebe zu ihrem Zwilling Bruder, der sich durch sein Verschwinden der Verantwortung entzogen hat. Auf beiden Verbrechen steht, wie Ihr wohl wisset, der Tod. Retten könntet Ihr sie also auf keinen Fall, denn wenn Ihr ganz schwieget, so wäre ich durch mein Gewissen gezwungen, sie zu verklagen. Wolltet Ihr aber noch länger warten, so könnte sich's leicht erweisen, daß sie ein Kind unter dem Herzen trägt. Des müßte man sie genesen lassen, ehe sie ihre Sünden büßt, und dann wäre Euer gesetzlicher Erbe der Sprößling einer Gerichteten.

... Im Augenblick, wo der Sohn des Lichts, der auf Erden Donatus geheissen hatte, sich selber wieder erkannte, fühlte er sich von einem gewaltigen Zuge gefaßt, der ihn wie ein tiefeingezogener Odem gleichsam einschlürfte, daß er die Kraft seiner Fittiche gar nicht brauchte. Und auf einmal lag das himmlische Zion vor ihm, aus dem er voreinst war ausgesendet worden, mit zinnengekrönten Mauern, so hoch — kein Gedanke kann sie überfliegen. Aber da öffnete sich auch schon das Thor, und die bekannte Gestalt des Pfortners erschien, ein einziger Silberglanz von langwallendem Bart und Haar und silberdurchwirkten weißen Gewändern.

Tritt ein, sagte er.

Als der lichte Geist die Schwelle betrat und die blumenbestickte Sonnenwiese mit dem Reigen der seligen Geschwister wieder sah, da schob sich ein ganz kleines demütiges Seelchen, das sich vor lauter Selbstunter schätzung noch kleiner machte, als es war, heran

und sagte mit einem Stimmchen, so zart und ängstlich, daß es nur wie ein Zirpen klang:

Sohn des ewigen Glanzes, wo ist dein irdisches Schwesterlein?

Mein Schwesterlein! dachte der Heimgekehrte und besann sich erst wieder auf die Erde.

Spüte dich und tritt ein, bevor das Thor sich von selber schließt, mahnte der im Silberhaar.

Der Engel aber dachte: Wie wird ihr drunten zumute sein ohne mich! und wich zurück von der Schwelle der Seligkeit.

Zum letztenmal, tritt ein! sagte der Pförtner. Aber eben jetzt schwebte ein unsäglicher Glanz heran, ein lebendiges Gespinnst von Sonnenstrahlen; es öffnete sich und wallte als langer Schleier vom Haupte der Gnadenmutter nieder, die in ihrem blauen Himmelsgewand mit der Sternenkronen daraus hervortrat.

Sei gesegnet, mein Sohn, du weißt das Bessere, sagte sie, und in diesem Augenblick schloß sich das Thor von selber vor ihm zu.

Der Sohn des Lichts wandte sich ab und schoß mit breitgestellten, unbeweglichen Fittichen zur Erde nieder.

Donata lag auf dem Ruhebett, aber ihre Gedanken fanden keine Rast, sie irrten angstvoll um den Bruder her, den sie so unerwartet gefunden und wieder verloren hatte. Warum war er so schnell von ihr gegangen und nicht zurückgekehrt? Und warum hatte er ihr zuvor den Perlenschmuck und die Schauben abverlangt? Wenn die Leute des Grafen ihn mit diesen Sachen fanden, was würde die Folge sein? Und all die anderen Verdächtigungen, die gegen ihn erhoben waren? An ihr eigenes bevorstehendes Schicksal dachte sie noch gar nicht, sie wunderte sich nur, wie es zugegangen war, daß sie die lange Zeit in der Kirche verschlafen hatte.

Außen auf der Brücke stand unterdessen ein Wächter, um zu verhindern, daß irgendeine erbarmende Seele sich der Eingeschlossenen mit leiblicher oder seelischer Labung näherte. Aber dessen war keine Noth, es gab niemand in ihrer Umgebung, der es so gut mit ihr meinte. Den Hochgeborenen war sie doch immer ein geheimer An-

stoß geblieben, und die ihres Standes waren, verziehen ihr nicht, so hoch über ihresgleichen hinaufgestiegen zu sein. Der Tag senkte sich, ohne daß sie einen Laut von der Außenwelt vernahm. Sie hatte ihn auf dem Betschemel kniend verbracht und nur, wenn es die Müdigkeit verlangte, sich auf ihr Ruhebett gestreckt. Es war ihr lieb, so allein mit dem geblieben zu sein, bei dem sie einzig Trost und Hilfe suchen konnte. Sie hatte auch beschlossen, keine Nahrung zu sich zu nehmen, solange die Ungewißheit ihres Schicksals daure. Aber am Abend ängstete sie sich doch, daß niemand gekommen war, ihr Speise und Trank zu bringen. Als auch am Morgen keine Seele sich zeigte und es am zweiten Tage um sie her still blieb wie im Grab, da begann ihr zu grausen, und sie ahnte nun, welch ein Ende ihr bereitet war. Ein brennender Durst befiel sie, der viel peiniger war als der Hunger, der gleichfalls an ihr zehrte. Sie rief in ihrer Qual zu Gott und Menschen, aber keine Antwort kam; es sank die Nacht, und der Morgen tagte, und nichts regte sich um sie her, sie war vergessen, schien es ihr, lebendig begraben. Dann zählte sie nicht mehr die Tage, die gingen und kamen; wenn sie noch etwas Kraft hatte, kniete sie auf dem Schemel, meist aber zwang sie die Schwäche, ausgestreckt auf dem Ruhebett zu liegen, ihre Gedanken umnebelten sich, und endlich schwanden ihr die Sinne.

Da vernahm sie im Traum ein Singen und Klingen, und es schien ihr, als sei sie wieder ein Kind und liege im Grase ausgestreckt, und Donatus sitze neben ihr, auf seinem Blatte spielend. Als sie mit Mühe die Augen öffnete, lag sie auf ihrem Ruhebett im Turm. Aber die bekannten Töne gingen weiter. Da schloß sie die Augen aufs neue und fragte: Bist du es, Donatus? — Ja, ich bin's, Donate.

Sie wagte nicht mehr aufzublicken aus Furcht, er könnte ihr entweichen, denn sie fühlte, wenn sie es auch nicht sah, daß er bei ihr saß und ihre Hand hielt. Und die Sinne vergingen ihr wieder.

Am andern Morgen erwachte sie erquickt, die Hungerqual hatte nachgelassen und ihre Lippen waren frisch befeuchtet. Aber sie fürchtete, von ihrem Zwillingssbruder nur geträumt zu haben, und wagte lange nicht, die Augen aufzuschlagen. Endlich aus großer Sehnsucht nach ihm blinzelte sie ein klein wenig aus halbgeschlossenen Lidern.

Da saß er und lächelte sie an!

Wirfst du mich nicht mehr verlassen, Donatus?

Niemals.

Warum führst du mich nicht aus dem Turm heraus?

Das kann ich nicht, Schwesterchen, du mußt noch leichter werden.

Donate hob ihre weißen abgezehrten Arme in die Höhe, von denen nun der Goldschmuck abgefallen war, und fragte lächelnd: Bin ich noch nicht leicht genug?

Er strich ihr mit der Hand über die Augen: Schlafe, du Schelm. Nun begann ein verworrenes Spiel zwischen Schlafen und Wachen.

Wann gehen wir, Donatus?

Morgen, Donate.

Und wieder einmal, als sie die Augen aufschlug, sagte er: Jetzt, Schwesterlein, ist es an der Zeit. Rüste dich zur Reise.

Sie richtete sich auf: Wohin führst du mich?

Nach Hause.

Im gleichen Augenblick hatte der Wächter auf der Brücke einen tödlichen Schrecken. Die fest verschlossene Thür drehte sich in den Angeln, und heraus traten zwei weiße glänzende Gestalten Hand in Hand. Er wollte sie aufhalten, wie es seines Amtes war, aber er griff in leere Luft, und beide glitten unter dem dunklen Nachthimmel wie ein Lichtschein an ihm vorüber. Als er ihnen ins Gesicht blickte, fiel er vor Entsetzen ohnmächtig zu Boden, denn was er sah, war die Gräfin Strieteck in doppelter Gestalt.

Doch war der Wächter nicht der einzige, der im Augenblick ihres Hinscheidens dieser Erscheinung ansichtig wurde. Zu gleicher Zeit weckte den Grafen ein feines Klingen, und als er die Augen öffnete, schwebten die zwei völlig gleichen glänzenden Gestalten nahe an seinem Lager vorüber, die Augen auf ihn geheftet. Da erkannte er plötzlich, was es mit dem Zwilling Bruder und den wunderbaren Begebenheiten, die sich an seinen Namen knüpften, für eine Verwandtnis gehabt hatte. Er bestattete Donates entseelten Leib in der Gruft seiner Väter und verließ dann im Pilgerkleide das Land, um an heiliger Stätte zu beten und zu büßen.

Die Anfechtung des heiligen Franziskus

Nachdem der heilige Franziskus von Assisi zwischen den Bewohnern von Gubbio und dem furchtbaren Wolf, der ihnen soviel Schaden getan, den ewig denkwürdigen Friedens- und Freundschaftsbund gestiftet hatte, war er in heiliger Freude von hinnen gezogen, um noch viele andere herrliche Wunder des Glaubens zu vollbringen, hatte auch unterwegs nicht versäumt, den lauschenden Fischen und Vögeln holdselig von der überschwenglichen Güte des Schöpfers predigen. Dann zog er sich zu tiefer Sammlung auf den wilden Berg La Vernia zurück, der ihm von einem frommen Ritter zur Verehrung übermacht worden war. Auf dem felsigen Gipfel hauste er in zwei Zellen mit seinem Lieblingsjünger Leo, den er seiner sanften Gemütsart wegen Bruder Schäfchen zu nennen pflegte, denn, sagte er, du hast wohl den Namen nach dem Leuen bekommen, aber deine Seele ist einfältig und fromm wie die des Lammes.

Jedoch auch die Gesellschaft des Bruders Leo war seiner innigen Andacht noch störend, deshalb suchte er eine Felsenplatte aus, die vom Reste des Gipfels durch einen tiefen, grausenvollen Abgrund getrennt war und nur durch einen hinübergeschwungenen Baumstamm erreicht werden konnte. Auf dieser ließ er sich zwischen Bäumen und Buschwerk vom Bruder Schäfchen eine ertümliche Klausel aus rohbehauenen Stämmen errichten, wo er die meiste Zeit im Gebet verbrachte. Dabei geschah es des öftern, daß seine Seele ganz in Gott verzückt und entrückt wurde, während sein irdischer Leib mit den Sohlen hoch über dem Boden schwebte, von Strahlen umgeben. Er hatte aber seinem einzigen Gefährten

aufs strengste verboten, ihm in die Klause nachzugehen, und pflegte überdies den Baumstamm, der ihm als Brücke diente, gleich nach seinem Übergang wegzuziehen, denn es widerstrebte seiner Demut, in solcher Verklärung von menschlichen Augen gesehen zu werden. Unterdessen hatte sich unter den Tieren des Waldes und des Feldes weithin die Nachricht verbreitet, wie der Wolf nunmehr in Gubbio voller Freuden lebe und jeden Tag an einer anderen Tafel zu Gaste geladen sei, nur mit dem Beding, fortan Menschen und Herden keinen Schaden mehr zu tun. Und es dünkte ihnen allen ein köstliches Wunder, daß der schreckliche Mensch, vor dessen unersättlicher Gier und Gewalt auch die Stärksten unter ihnen bebten, auf einmal so mild und gastfrei geworden sei, und alle beneideten des Wolfes Glück. Da berieten sie sich erst einzeln, dann in größerer Anzahl, und es tat sich eine Schar von Wald- und Flurbewohnern zusammen, die beschloßen den heiligen Mann aufzusuchen, daß er auch sie in den Friedens- und Freundschaftsbund mit den Menschen aufnehme. Allein sie mußten lange umherziehen ohne eine Spur zu finden, daher teilten sie sich in einzelne Gruppen, die auf eigene Hand suchen und sich hernach an einer bestimmten Sammelstelle wieder finden sollten. Wo nun diese vorüberkamen, schlossen sich andere ihres Geschlechtes an, die Häslein liefen aus den Krautäckern, die Rehe aus dem Forst herbei und gesellten sich zu ihresgleichen; Kühe, Schafe, Ziegen verließen die saftige Weide, denn auch das zahme Hausgetier hatte die Kunde erreicht, daß ein Erlöser für sie auf die Erde gekommen sei. Am Ende geriet alles, was auf vier Füßen huschte oder trampelte, was am Boden kroch oder in Lüften flog, in Bewegung, denn alles, alles begehrte nach Frieden mit den Menschen. Die Fische, die nicht mitkonnten, steckten ihre Köpfe aus dem Wasser und schlugen mit den Schwänzen, um die Vierfüßigen auf sich aufmerksam zu machen, daß sie ihrer gedächten und auch ihre Sache dem heiligen Mann vortrügen, denn als er ihnen so lieblich von der Güte des Schöpfers predigte, dem sie das herrliche klare Wasser

und ihre bequemen Flossen zum flinken Drinumherschießen verdankten, da hatte er im Eifer nicht bedacht, daß die Menschen all diesen Segen durch ihre Nachstellungen zunichte machten, und die guten Fischlein hatten es in ihrer Einfalt gleichfalls vergessen.

Die Tiere wagten aus Furcht vor den Menschen nur bei Nacht zu wandern, über Tag hielten sie sich in den dichtesten Bergwäldern versteckt, und erst wenn die Sterne aufgezogen waren, setzten sie sich in Marsch. Dann vernahmen die Landbewohner ein unbegreifliches Wimmeln und Schleichen, Stampfen und Schlürfen, daß es schien, als ziehe in der Ferne ein Geisterheer vorüber; sie bekreuzten sich angstvoll in ihren Betten, ohne ans Fenster zu treten. Des anderen Tages aber, wenn sie im Staub der Straße die Spuren unzähliger Tierfüße von jeder Gattung erblickten, bekreuzten sie sich abermals voller Entsetzen, denn sie glaubten, die ganze Hölle sei über Nacht vorübergetrappelt. Jedes Tier, das ihnen begegnete, fragten die Wandernden nach dem Verbleib des Heiligen, aber seit dem Tage, wo er den Vögeln auf der Wiese und den Fischlein im blinkenden Fluß gepredigt hatte, war er von keinem mehr gesehen worden; auch kein Vogel war so hoch geflogen oder hatte so scharf geäugt, um die versteckte Klause auf dem Gipfel der Bernia zu entdecken.

Die Tiere litten auf ihrer Wanderung viele Noth, denn sie waren übereingekommen auch untereinander Frieden zu halten, und daß keins das andere mehr anfallen dürfe, um seinen Hunger zu befriedigen. Sie vermeinten, wenn sie nur erst in der Gegenwart des heiligen Mannes stünden, so werde er ihnen allen einen Freitisch anweisen wie dem Bruder Wolf in Gubbio, und bis dahin sollte ein jedes seine fleischlichen Gelüste bezähmen. Soweit sie nun von der Natur zum Pflanzenfressen eingerichtet waren, hielten sie das Abkommen willig und leicht. Aber für Wölfe, Füchse und anderes Raubzeug war es ein hartes Ding, entsagend neben den wohlgenährten Schafen und feisten Zicklein herzugehen, und wenn es in der

Finsternis geschah, schnappte wohl einer schnell einmal nach seinem Nebengänger und durchbiß ihm die Kehle, aber er konnte seine Eier nicht sättigen, denn er wurde gleich über der Tat von der entrüsteten Gesamtheit zu Tode gebissen und zu Brei zerstampft. Dann ging der Zug weiter, in dem ein jedes in seiner Sprache Gott dem Herrn Loblieder sang.

Nachdem sie lange in der Irre gegangen, fanden sie einmal frühmorgens auf einem reisenden Kornfeld eine Lerche, die sich eben mit Gesang zu ihrem Morgenfluge erhob. Zu der sandten sie eine Taube, die sich aus Angst vor dem Gerupftwerden ihrem Zuge angeschlossen hatte, und ließen fragen, ob sie nichts von dem heiligen Mann wüßte. Und siehe, die Lerche hatte ihn gesehen, wie er einen alten frommen Esel bestieg, um den Gipfel der Bernia zu erreichen, und sie zeigte der Taube fern am Horizont die ragende Masse des Berges, auf dem der Heilige wohnte. Da vergaß die Taube in ihrer Freude, daß man sie gewählt hatte, den Zug der Tiere sicher zu führen, sie erhob sich mit schwirrendem Flügelschlag in das Blau des Himmels und schoß pfeilgerade, ohne auf Wege und Stege der Erde Rücksicht zu nehmen, auf den umbuschten Gipfel zu. Dort saß der seraphische Vater andächtig in der Sonne und sang dem brüderlichen Licht sein Loblied, als ihm die Taube geradeswegs in den Busen flog.

Was suchst du bei mir, Schwester Taube? sagte der Heilige, indem er vorsichtig ihr Köpfchen streichelte und ihr weißes glattes Gefieder, unter dem das Herzchen ängstlich und freudig zappelte, an seine Wange drückte. Siehe, ich bin ein armer Mann, und die Körner, die dir schmecken, wirst du bei mir nicht finden. Wenn du aber bleiben und die Brocken von meinem dürftigen Mahl mit den Eidechsen teilen willst, so sei willkommen und wohne mit mir in meinem Frieden.

Da die Taube durch Gurren und Flügelschlagen ausdrückte, daß sie's wohl zufrieden war, übergab er sie zur Pflege dem Bruder Leo, der sie mit eingeweichter Brotrinde ägte und ihr in roter

Farbe ein Kreuz auf Brust und Rücken malte, damit sie für Tier und Menschen von weitem als Eigentum des heiligen Mannes kenntlich und vor Nachstellungen sicher sei. Indessen setzte der Heilige auf der Bank vor der Klause seinen unterbrochenen Sonnen-
gesang fort.

Die Tiere hatten bei dem jähen Aufschwirren der Taube alle Vorsicht vergessen und waren ihr in blinder Hast in der Richtung ihres Fluges nachgestürmt. In rasendem Lauf ging es vorwärts über Wiesen und Acker hügelauflaufend und ab, und was in ihrem Weg lag, wurde niedergetrampelt. Dabei blieb manch einer mit gebrochenem Bein am Wege liegen, andere ertranken in Tümpeln und Bächlein, wieder andere fielen den Pfeilschüssen oder Steinwürfen nach-eilender Menschen und irrendem Raubzeug zum Opfer. Aber als ihre Führerin im Blau verschwunden war, blieben die meisten von ihnen ermattet zurück, das eine da, das andere dort, wie sie sich im Laufe zerstreut hatten. Nur die mutigsten trotteten in der eingeschlagenen Richtung weiter und gerieten am Ende in eine waldige Einsamkeit, wo vor einer kleinen, sehr dürftigen Ansiedelung ein Esel im Grünen angepflockt war und friedsam grasend in der Runde ging. Dieser Esel aber war begnadet vor allen seines Geschlechts, denn er war es, der den heiligen Mann auf den Gipfel der Vernia getragen hatte; seitdem aß er das Gnadenbrot bei den Jüngern des Franziskus und hatte kein anderes Amt mehr, als einmal wöchentlich ihm und dem Bruder Leo das Wenige, was sie zum Leben bedurften, hinaufzutragen. Diese Jünger nun hatten sich am Fuße des Berges angesiedelt und durchzogen von hier aus das Land, um für sich und ihren Meister die Nahrung zusammenzubetteln, den Esel aber ließen sie im Freien angebunden grasen, denn wer sollte so ruchlos sein, das Tier des Heiligen loszubinden und wegzutreiben, indes sie ferne waren! Als der Esel vernommen hatte, warum die Tiere da waren, hob er seine Augen zum Himmel, wie er den Meister hatte tun sehen, und pries die göttliche Vorsicht, die die Tiere so gut geführt hatte,

— denn wenn ihr die Augen aufmacht, sagte er ihnen, so erkennt ihr, daß ihr in diesem bergigen Vorland am Fuße der Vernia steht, und wenn ihr mich von dem Halfter lösen wollet, mit dem ich gebunden bin, so will ich euch den Weg führen, den außer mir niemand kennt.

Als bald zerbissen zwei Rager, die mit dabei waren, den Strick des Esels, und dieser setzte sich mit einem mutigen Y—ah in Trab, die Tiere folgten, ein jedes in seiner Gangart, ihm nach. Als sie nun den ersten Vorberg der Vernia erreicht hatten und fern vom Bereich der Menschen waren, sagte der umsichtige Esel: Lagert euch hier, meine Freunde, und wählet aus eurer Mitte eine Abordnung, die ich zu dem heiligen Mann führen will. Denn der Ort wo er wohnt ist eng und kann eine so große Menge nicht fassen. Auch möchte es ihn verdrießen, wenn ihr plötzlich zu Haufen in seine Einsamkeit eindrängtet.

Die Tiere wählten ihre Abgesandten, von jeder Gattung einen, die mit dem Esel weiterstiegen. Die übrigen duckten sich an dem Berghang nieder, daß sie an Gestalt und Farbe kaum von dem Felsgestein zu unterscheiden waren. Der Hunger wühlte in ihren Eingeweiden, aber sie lagen alle geruhsam, denn auch die Raubtiere wollten den Freitisch des heiligen Mannes, den sie schon so nahe sahen, nicht durch Unenthaltbarkeit verschmerzen.

Bruder Leo war gerade dabei, seine Hütte, die ihm ein nächtlicher Sturm zerzaust hatte, mit Reisig auszubessern, als er aus der Tiefe den Hall vieler Tritte vernahm, und er staunte, was da im Anzug sei.

Oha, mein grauer Better, rief er dem Esel entgegen, hinter dem ein gehörntes Haupt uns andere auftauchte, warum kommet Ihr so außer der Zeit und bringet eine so erlauchte Gesellschaft mit Euch?

Schon im nächsten Augenblick wimmelte es um ihn her wie in der Arche Noah, und die Tiere, die ihn für den Heiligen hielten, begannen mit Brüllen und Blöken auf ihn einzudringen, daß er

nicht mehr wußte, wo auf dem engen Raume stehen. Eine Kuh, der der Metzger ihr Kalb genommen hatte, muhte herzbrechend, und ein welscher Hahn rannte mit geducktem Kopf gegen seine Beine und kollerte ihm eine Geschichte vor, über die er selber blaurot wurde, von der aber Bruder Leo kein Wörtchen verstand. Er warf mit Steinen nach den Tieren, aber sie ließen sich nicht vertreiben. Es kamen vielmehr noch so viele nach, daß sie ihn immer mehr dem Abgrund zubrängten, der zwischen seiner Klause und der Zuflucht des heiligen Franziskus klaste. Am Ende blieb ihm nichts übrig, als den seltsamen Besuch dem Heiligen zu melden, dessen Seele soeben, von Erdenschwere befreit, sich zu ihrem Urquell zu erheben begann.

Frage sie, was sie wollen, und heiße sie dann gehen, sagte dieser. Wie kann ich sie fragen, da sie meine Sprache nicht verstehen, noch ich die ihrige? dachte Bruder Leo. Aber gewohnt wie er war, zu gehorchen, schritt er auf dem schwanken Steg wieder zurück und sagte:

Liebe Brüder und Schwestern, hebt euch hinweg, ihr stört mit eurem Ruh und Bäh die Andacht des heiligen Mannes, daß er den Weg zu Gott nicht finden kann. Wenn ihr ihm etwas zu sagen habt, so vertraut es mir an, aber in einer Christensprache, damit ich eure Sache vor den heiligen Mann zu bringen vermag.

Da erhob sich ein noch viel größerer Lärm in allen Tonarten, und zugleich kündigte ein mächtiges Schwirren in der Luft den Zuzug der Vögel an, von dem sich der Himmel verdunkelte, bis sich alle mit Flattern und Piepen um den Gipfel der Vernia niedergelassen hatten.

Nun erkannte der Heilige, daß es für heute doch mit seiner Andacht nichts mehr werden würde. Er erhob sich in aller Geduld und trat vor seine Besucher hin.

Meine vielgeliebten Brüder und Schwestern, sagte er, ich sehe, ihr habt ein wichtiges Anliegen an mich. Womit kann der letzte,

unwürdigste eurer Brüder euch dienen? Aber redet nicht alle so wild durcheinander, sondern ernennet einen Sprecher, der mir euer Begehren vortrage.

Da schoben die Tiere aus ihrer Mitte den Fuchs als den Klügsten und den Bären als den Stärksten vor, und Vater Franziskus sagte:

Möge denn der Bruder Bär, den ich als ehrlich kenne, für euch alle reden.

Und dieser begann: Heiliger Vater, wir haben gesehen, daß der Bruder Wolf in Gubbio wie ein Edelmann lebt, seitdem du den Frieden zwischen ihm und den Menschen aufgerichtet hast, denn siehe, er geht von einem Gastmahl zum anderen und wird rund und fett an ihrer Tafel, der doch zuvor ihr Todfeind gewesen und ihnen so großen Schaden getan. Wir andere aber leben außerhalb des Friedens und werden von ihnen gejagt und erschlagen. Und auch die frommen Haustiere, die ihnen ihre Äcker bestellen und sie mit Milch versorgen, müssen am Ende ihr mühevolltes Leben unter dem Beil beschließen, damit der grausame Mensch sich an ihrem Fleisch ernähren und aus ihrem Felle Schuhwerk schneiden kann. Darum kommen wir zu dir, daß du auch uns in deinen Frieden aufnimmest. Und wir hier Anwesenden geloben dir im Namen des ganzen Tiergeschlechts heilig und unverbrüchlich, daß wir uns nie mehr am Menschen und seiner Habe vergreifen wollen, unter dem Beding, daß er auch uns an seine Tafel lade und einen jeden auskömmlich und nach seinen Bedürfnissen ernähre. Und wir haben auch untereinander ein Bündnis geschlossen, daß keiner dem anderen mehr ein Härchen krümmen wolle, da wir nun alle miteinander froh und friedlich am Tische des Menschen speisen werden. Wir bitten dich nun, du mögest ungesäumt einem jeden seinen Platz anweisen, denn wir sind sehr hungrig und haben alle von unserer Enthaltbarkeit auf der Reise viel gelitten. Ein vielstimmiges Blöken und Grunzen, Schnattern und Krähen folgte als Bekräftigung auf die Worte des Bären.

Der Heilige stand in tiefer Bestürzung lange wortlos da. Meine Lieben, begann er endlich kleinlaut, ihr erwartet von mir, wozu ich unvermögend bin. Daß ihr den Menschen künftig nicht mehr anfallen noch seinen Besitz schädigen wollt, ist ein schöner und löblicher Vorsatz, und daß ihr auch untereinander Frieden halten wollt, wird euch angenehm machen vor den Augen eures Schöpfers. Aber daß ich euch allen einen Freitisch im Hause des Menschen schaffen könne wie dem Bruder Wolf in Gubbio, das, meine Lieben, müßet ihr nicht denken. Wenn der Mensch euch alles gäbe, was er hat, wäre es doch nie genug, euch alle zu sättigen. Und wie sollte er euch ernähren und dabei doch keines von euch verletzen? Um dich, Bruder Bär, zu befriedigen, müßte er seine Schafe opfern und für den Bruder Fuchs seine Hühner. Damit wäre schon der Friede, um den ihr bittet, gebrochen, denn die Haustiere lieben doch auch ihr Leben. Also ist es mir nicht gegeben, den Friedensbund, den ich für unseren Bruder in Gubbio gestiftet habe, auf euch alle auszudehnen. Sondern die bisher mit dem Menschen gelebt haben, mögen in ihre Ställe zurückkehren und für ihn arbeiten, so wird er auch fernerhin auf ihre Ernährung bedacht sein. Für diejenigen aber, die durch ihre Natur gezwungen sind, frei zu schweifen und sich durch Fleischgenuß zu erhalten, muß auch in Zukunft unser Vater im Himmel sorgen. Daß ihr hungrig geworden seid auf der langen Reise zu mir, tut mir leid. Und gerne würde ich euch alle speisen, aber meine dürstige Mahlzeit, die ich mit der Schwester Taube teile, ist schon verzehrt, und sie hätte nicht ausgereicht, um nur einen von euch satt zu machen. Aber rings um meinen Berg wachsen viele saftige Kräuter, die mögt ihr abweiden, wenn es euch gefällt.

Die Kühe und Ziegen ließen sich das nicht zweimal sagen, sie liefen weg und begannen sogleich zu grasen, aber der Bär erhob ein unmutiges Brummen, und die anderen Raubtiere gaben ihre Enttäuschung durch ein zorniges Fauchen zu erkennen.

Da streifte der Heilige die Ärmel seiner Kutte zurück und streckte die hageren Arme über die Hungerigen aus:

Wer sich mit diesem Nestchen alten zähen Fleisches begnügen mag, dem will ich es um Gottes willen zur Stillung seines Hungers geben.

Der Bär schwieg beschämt, der Fuchs blinzelte nach den zwei Knochenarmen, an denen nichts mehr zu benagen war, dann machte er plötzlich kehrt und schoß wie ein Blitz bergab. Die Tiere, die glaubten, er habe da unten einen nahrhaften Kosttisch eräugt, wandten sich alle und rannten unter wildem Getöse hinter ihm her. Der Fuchs aber lauerte unter einem Felsenvorsprung und brach als erster den beschworenen Frieden, denn er riß das Lamm, das zunächst an ihm vorüberlief, nieder und zerbiß ihm den Halswirbel. Beim Anblick und Geruch des strömenden Blutes ergriff die Mordlust auch den Bären, daß er sich auf den wohlgenährten Esel warf, der am Abhang die harten Gräser ausraufte und sich von seinen Weggenossen, die er so wacker geführt hatte, keines Arges versah. Im Nu war er nur noch eine zuckende Masse Fleisch, von der das kleinere Raubzeug sich blutige Stücke wegholte, ohne daß der Bär es hindern konnte. Nun brach auch unter den anderen Tieren eine rasende Blutgier aus, daß sie sich alle gegenseitig zerfleischten, um eins am anderen seinen wilden Hunger zu stillen. Und es erhob sich ein Brüllen, Winseln und Nöcheln, das schauerlich durch die Bergeinsamkeit schallte. Welche aber den Fuß des Berges und ihre dort lagernden Genossen erreichten, die brachten den Blutgeruch mit sich und entfesselten da unten die Wut des Jähhungers, und man hatte nie zuvor im Tierreich ein solches Würgen erlebt wie an diesem Tag. Nur die flinksten vom Hochwild entrannten auf der Flucht dem Tode, und einigen der stärksten Stiere gelang es, durch die Kraft ihrer Hörner sich ihrer Angreifer zu erwehren, dafür ließen sie sich am Ende ermattet und verwundet von den hinzugekommenen Menschen fesseln und wegführen. Auch in den Lüften tobte der

Mord, daß die Federn stäubten und das Blut vom Himmel träufelte.

Auf dem Gipfel der Vernia, über dem die Sonne verglühete, war es wieder stille und einsam wie zuvor, das Wut- und Angstgeschrei verlor sich in der Ferne. Der Heilige lag ohnmächtig am Boden. Bruder Leo, der sich vor dem Hunger der Tiere ins tiefste Gebüsch verkrochen hatte, kam wieder heraus und brachte in den Falten seiner Kutte auch die Taube mit sich, die dort dem Blutbad entgangen war. Mit vieler Mühe rief er den Leblosen ins Bewußtsein zurück. Aber Franziskus wollte kein Wort sprechen. Er ließ sich nach seiner Klause schleppen und dort vor dem Kreuzifix auf der Erde niederstrecken, denn er war selbst keiner Bewegung fähig. Dann entfernte er durch einen Wink den Bruder Leo.

Diese Nacht war die schwerste, die der heilige Franziskus je erlebte, denn in dieser Nacht zweifelte er an der Güte Gottes. Während sein Körper wie leblos dalag, rang sein Geist mit dem Bösen, der ihn in Gestalt des Urwurms umkroch und ihm schlimme Gedanken zuraunte. Mit keiner Anfechtung hatte der Verderber je an ihn herangekonnt. Wenn er, während Franziskus fastete, daß ihm der Magen wie ein leerer Beutel herunterhing, die duftendsten Gerichte vor ihm aufstellte, wenn er an seinem harten Lager die berückendsten Frauenbilder vorübergauckeln ließ, so lachte ihn der Heilige nur aus und sagte mit der Sanftmut die ihm eigen war: Gib dir keine unnütze Mühe, Freund Satan, das alles ist mir wohlbekannt! Geh du lieber in deine Hölle und besorge da deine Geschäfte. Denn Franziskus hatte in seiner wilden Jugend die Freuden der Erde gekostet, darum konnte er sie so beherzt verachten. Jetzt aber zog der alte Widersacher andere Saiten auf:

Wie schön hast du doch den Vögeln des Himmels und allem Getier im Walde von der Güte des Schöpfers gepredigt, begann er mit tückischem Hohne. Hast du nicht die lieben Vögelein gepriesen um ihre raschen Fittiche und um das Glück, so frei in Lüften zu schweben? Das aber vergaßest du hinzuzusetzen, daß auch der

Pfeil des Menschen wohlbesiedert ist und daß Gott in seiner unendlichen Güte auch für den Geier und die Kaze gesorgt hat, indem er ihnen Schnabel und Krallen scharf machte.

Die Vögel! Ach die armen Vögel! stöhnte Franziskus.

Und gut haben es die Fische und Aale, Franziskus, wie du sagtest, in ihrem kristallinen Wasserpalast. Aber wie werden sie sich deiner Predigt erinnern, wenn sie mit der Angel im zerrissenen Gaumen am Strande schnappen, und wenn man ihnen lebendig die Schuppen abstreift oder sie nebeneinander mit den Köpfen auf den Stecken spießt. Ja, ja, Franziskus, die Güte Gottes, die unendliche, unergründliche Güte Gottes!

Auch die Fische, jammerte Franziskus und bohrte den Kopf tiefer in die nackte Erde seiner Klaufe.

Womit haben die unschuldigen Tiere den Schöpfer beleidigt, daß er sie so grausam büßen läßt? Die Qualen, die ich meinen Verdammten in der Hölle zufüge, sind nicht größer, ich habe sie ja dem abgelernt, was ich die Tiere auf Erden leiden sehe. Meine Höllenhunde jagen die Verdammten und schlagen ihnen den Zahn in die Weiche, wie es der Jagdhund macht mit dem unglücklichen Reh. Ich werfe die arme Seele zuckend in das siedende Öl, denn so habe ich's an Krebsen und Aalen gesehen. Und du hast es gewagt, der Kreatur von der Güte des Schöpfers zu predigen? Bist du nicht ein gedankenloser Wicht oder ein arger Lügner?

Weh mir, ich verdiene den Vorwurf, winnerte der Heilige, der sich in Seelenpein wand, und er flehte in inbrünstigem Aufschwung zu Gott, seinen eigenen Erdenleib für die unglückselige Tierheit zum Opfer geben zu dürfen, daß er selbst alle ihre Not und Qualen trüge, seine stummen Geschwister aber von der gräßlichen Bestimmung, eins das andere mit seinem Fleisch zu füttern, befreit würden.

Du Tor, höhnte Satan, du hast es ja gesehen, nicht einmal dem Fuchs waren deine Knochen gut genug zum Abnagen, und jetzt möchtest du den Hunger des ganzen Tiergeschlechtes damit stillen

und die Eier des Menschen obendrein? Siehst du nicht, daß beides mit Willen so geordnet ist von allem Anfang an? Oder denkst du den Plan der Schöpfung rückgängig zu machen?

Kein Ausweg, stöhnte Franziskus.

Nun, lieber Bruder Franz, fuhr der Satan lauernd fort, — denn jetzt, dachte er, werde der Heilige ihm in die Falle gehen —, glaubst du noch immer an die Allgüte Gottes?

Ich Unwürdiger verstehe ihn nicht mehr, entgegnete Franziskus und schlug den Kopf verzweifelt gegen den Boden. In diesem Augenblick stieg ein rosigter Schein am Himmel auf, ein unsagbarer Duft wie von überirdischen Rosen kam herangeschwebt, und beides, Schein und Duft, drang in die nach Osten blickende Klause. Staunend hob Franziskus den Kopf vom Boden, der Urwurm aber bäumte sich hoch empor, denn himmlische Wohlgerüche sind ihm so zuwider wie seligen Geistern der Stank der Hölle, und er fuhr mit dem Kopfe voran durch das Felsgestein, das sich vor ihm spaltete.

Franziskus aber sah sich plötzlich in ein paradiesisches Gefilde entrückt. Dort standen wunderbare Bäume von einer ihm ganz unbekannten Art, denn er erkannte gleich, daß sie durch und durch beseelt waren. Sie wandten alle die Oberseite ihrer Blätter gegen das wonnige Licht, das von der Ferne hereinfiel und näherzukommen schien. Da waren auch Tiere von jeglicher Gattung beisammen, alle so schön und vollendet an Gestalt und Farbe, so anmutig in der Bewegung, wie er sie nie auf Erden gesehen hatte. Sie spielten und sprangen miteinander, jagten sich zum Scheine, zupften sich neckend am Fell, aber keines verletzte das andere. Sie strichen furchtlos neugierig um ihn her, und ein schlanker Leopard mit herrlich gefärbtem Fell drängte sich zutraulich gegen die Knie des heiligen Mannes, Franziskus fuhr mit der Hand über den runden Kopf und zog ihm schmeichelnd die Kiefer auseinander. Da sah er an Stelle des schrecklichen Raubtiergebisses kleine weiße Milchzähne, mit denen der Leopard kein Mit-

geschöpf beschädigen konnte. Und alsbald durchdrang ihn von innen her die Erkenntnis, daß in diesem Wundergarten kein Tier das andere aus Hunger zu töten brauchte und daß sie auch vom Menschen nichts Böses mehr zu befahren hatten. Unterdessen war der Glanz herangekommen und wurde so unerträglich, daß der Gast die Augen schließen mußte.

Mein Sohn Franziskus, sprach eine Stimme, die klar wie das Licht und voll wie Klang der Sphären war und nur dem Erlöser der Welt hören konnte, glaubst du jetzt wieder an die Güte des Schöpfers?

Ich glaube, ich glaube, jubelte Franziskus, in die Knie gesunken. Ich habe ja nur so gräßlich geträumt. Mir schien es, daß alle deine Geschöpfe bestimmt wären, sich gegenseitig zu verzehren. Und nun sehe ich, daß sie in Frieden und Schönheit beisammen wohnen und daß du sie alle mit himmlischer Manna ernährst. Oh, der furchtbare, furchtbare Traum.

Du wirst auf die Erde zurückkehren und den furchtbaren Traum weiterträumen müssen, mein lieber Sohn.

Der Heilige erschrak ins tiefste Herz, aber er sagte:

So weiß ich jetzt, daß du in deinem unergründlichen Erbarmen auch den vernunftlosen Geschöpfen ein Paradies bereithältst zur Vergütung ihrer Erdenqual.

Dies ist kein Paradies der Abgeschiedenen. Was du siehst, mein Sohn, ist ein neuer Weltentag, der hier schon angebrochen ist, aber drunten auf Erden noch in Monenferne liegt.

Da brannte die Freude des heiligen Mannes zu Asche.

Was hilft es den Gemarterten da unten, wenn spätere Geschlechter in Monenferne glücklicher sind als sie?

Siehe, es werden dieselbigen sein, sprach Christus lächelnd. Dies ist der Tag, von dem mein Apostel schrieb, daß auch die geängstete Kreatur teilhaben wird an der Herrlichkeit der Kinder Gottes.

Dabei berührte der Erlöser seine Stirn, und es ward in ihm eine unerhörte Helle. Der Schöpfungsgedanke lag auf den Wipfeln

einer Sekunde vor ihm offen, Ring um Ring, und er sah die irdische Zeit in stürmendem Schwung auf den neuen Weltentag, der ihn stille umgab, zuschießen. Dann schloß er aus Demut die Augen seines Geistes, um nichts weiter zu sehen und nur noch zu glauben.

Und ich Verworfener habe an deiner Güte gezweifelt.

Du warst mir niemals näher, sprach der Herr, als da du aus Liebe zu aller Kreatur an mir zweifeltest. Habe nicht auch ich gezweifelt, als ich am Kreuze hing und der Vater schwieg? Siehe, drunten in seiner Klause schläft Bruder Leo friedevoll und kindlich fromm. Er hat nie gezweifelt, und der Jammer der Erde erschüttert sein Vertrauen nicht. Dafür wird er, wenn seine Zeit erfüllt ist, mein Angesicht schauen. Dich aber nehme ich in mein Herz, daß du seine Schmerzen fühltest und ganz eins seiest mit mir.

Er schlug sein Gewand zurück und öffnete sein Herz, wie man die Flügel eines Altarschreins öffnet. Und alsbald befand sich Franziskus innen in dem glühenden Christusherzen, in dem die millionenfachen Schmerzen alles Erschaffenen brannten wie in einer einzigen Wunde, und das gleichwohl von dem unwandelbaren Frieden der Gottheit durchströmt war. Im gleichen Augenblick durchfuhr den Busen des Franziskus ein furchtbarer Lanzenstoß, der jede Faser seines Fleisches zerriß und ihm doch das Süßeste dächte, was seinem irdischen Leibe jemals widerfahren. Und er lag wieder auf dem Boden seiner Klause, in die das rosige Frühlicht fiel. Seine Kutte füllte sich mit warmem, rinnendem Blut, und an seinen Händen und Füßen brannten in seligem Schmerz die Wundenmale des Herrn. Er verbarg sie in schamhafter Demut vor den Blicken des Bruders Leo, und ließ sich, da er sein Ende nahe fühlte, von seinen Jüngern zu Tale tragen. Dann sandte er seine gerettete Taube aus und ließ sie noch einmal alles Getier zusammenrufen. Und er erzählte ihnen von dem Gesicht, das er geschaut hatte, und von der Verheißung des Herrn, daß auch für die Kreatur der Tag der Erlösung komme.

Die Gnadeninsel

Einem reichen Herrn aus dem Geschlechte der Salimbeni, der zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts im Sienesischen lebte, war sein edles Weib gestorben und hatte seine Lebensfreude mit sich ins Grab genommen. Gleichwohl sah er sich nach Ablauf der Trauerzeit um eine zweite Gattin um, denn seine Waislein bedurften der Pflege und sein Haus einer tatkräftigen Herrin. Durch den Rat unkluger Freunde ließ er sich bewegen, eine schöne und stolze Wittib heimzuführen, die eine abenteuerreiche Vergangenheit hinter Reichtum und hohem Gebaren verbarg. Frau Orsa war Römerin, von dem prachtvollen und wilden Schlag, der bei großer Körperschönheit noch Züge von der Wesensart der räuberischen Stammväter bewahrt. Sie war in frühester Jugend mit einem provenzalischen Kriegsknecht namens Théraudac aus dem Heerbann des Valois nach Neapel entlaufen, hatte auf langen Kriegszügen und im Zeltlager an sich gerafft, was als Beuteteil oder durch die Gunst großer Herren zu erschnappen war, und sich zuletzt nach dem Tode ihres streitbaren Begleiters mit ihren Reichtümern in Siena niedergelassen, wo sie sich seinen Namen nebst einem Grafentitel zulegte. Daß die Grafschaft Théraudac, aus der sie ihre Gelder zu beziehen vorgab, im Monde lag, blieb den wackeren Sienesen verborgen. Sie nahm auch gleich im Hause des Ritters die Zügel in feste Hand. Allein der Gatte sollte des erhofften Segens nicht froh werden. Eine Unruhe lag der Orsa im Blute, die sie trieb, alle vorgefundenen Einrichtungen auf den Kopf zu stellen. Zuerst mußte der schöne, von Künstlerhand entworfene ländliche Sitz, wo die Familie den größten Teil

des Jahres verbrachte, in prunkender aber unbequemer Weise umgebaut werden. Dann ließ sie die herrlichen Baumgruppen, in deren Schatten ihre Vorgängerin gerne gegessen hatte, niederhauen, wie sie überhaupt die Erinnerung an die erste Gattin in Haus und Herzen des Gatten völlig auszutilgen suchte. Dieser sah bald ein, daß er solcher Herrschsucht nicht gewachsen war, und nur um nicht kämpfen zu müssen, zog er sich fast ganz auf seine Liebhaberei, die Gartenkunst, zurück. Er legte Beete an, die er selbst bewässerte, zog Edelobst an Spalieren und ließ die Leitung von Haus und Familie der Drsa.

In den Kindern, die er mit dieser erzeugte, überwuchs die mütterliche Art den edleren, väterlichen Stamm, und sie begannen bald die verfeinerten Sprossen der ersten Ehe zurückzudrängen. Der schwache Vater wagte nicht, seine Erstgeborenen, die ihm doch die teuersten waren, gegen das rauhe Geschlecht der Drsa in Schutz zu nehmen. Allein diese fühlte den heimlichen Vorzug, den die Stiefkinder in seinem Herzen genossen, durch, und faßte gegen die zwei einen nagenden Unmut. Vom Übelwollen der Drsa aber war nur ein Schritt zur Verfolgung. Aeneas, der älteste, ein bildschöner, feuriger Knabe, in dem sie das Ebenbild seiner Mutter haßte und ihn, wo sie nur konnte, durch erfundene Bezichtigungen herabzusetzen suchte, hielt dieses entwürdigende Leben nicht aus. Er entwich heimlich ins Neapolitanische, um dem berühmten Feldhauptmann Muzio Attendolo, genannt Sforza, der der Stammvater des gleichnamigen Fürstengeschlechts werden sollte, seine Dienste anzubieten. Er fand ihn im Golf von Gaeta, wo der Sforza in einem auf das Meer hinausgebauten Kastell sein Hauptquartier errichtet hatte. Der Feldherr betrachtete den Knaben, der durch die Wache vor ihn gebracht wurde, kurz und scharf, dann sagte er, um ihn zu prüfen: Spring aus dem Fenster hier! — denn Aeneas war zart und schlank von Wuchs und glich im Äußeren mehr einem Mägdlein als einem angehenden Kriegermann. Aber noch hatte der Sforza nicht ausgesprochen,

so lag der Knabe schon unten in der Flut und kämpfte um sein Leben, bis einer von der Wachmannschaft auf den Wink des Gebieters ihm nachsprang und ihn herauszog. Der Feldherr lobte seinen Mut und Gehorsam, reichte ihm eigenhändig einen Schluck Wein zur Kräftigung und sagte:

Du bist noch zu schwach zum Waffenführen, aber du sollst mich persönlich in die Schlacht begleiten, um mir Wein und Wasser nachzutragen, denn ich bin von hitzigem und durstigem Geblüt und bedarf im Getümmel öfter der Labung.

So zog nun der Knabe Aeneas mit dem großen Feldhauptmann im Königreich Neapel umher und diente ihm während der Kriegswirren treulich im Feldlager und auf dem Schlachtfeld. Allein den Lohn, den jener ihm inskünftige zugebacht hatte, strich das Schicksal. Zur Winterszeit wurde der Sforza der belagerten Stadt Aquila in den Abruzzen zu Hilfe gesandt und wollte seine Truppen über den Sangrofluß führen, um den Feind bei Pescara anzugreifen. Da träumte ihm in der Nacht, er befinde sich mitten in einem See in Lebensgefahr und rufe den heiligen Christophorus, den Schutzpatron gegen Wassersnot, den er von weitem erblickte, um Hilfe an, der Heilige aber wende ihm den Rücken. Die böse Vorbedeutung schreckte seine ganze Umgebung, er gab jedoch ihren Bitten, an diesem Tage im Lager zu bleiben, kein Gehör. Als er am Morgen den Sangro bei seiner Mündung erreichte, die eine weite, seeartige Ausbuchtung bildete, erhob sich ein starker Wind und trieb die Wellen des Meeres mit Gewalt stromaufwärts, daß der Fluß mächtig anschwell. Die Truppen standen betreten; um sie anzufeuern, ritt der Sforza voran, aber niemand folgte ihm als der Knabe Aeneas, der seinen Helm trug. In der Mitte des Stromes verlor dieser den Grund, der Sforza, der stark wie ein Löwe war, wollte ihn an den Haaren emporreißen, da glitt sein Pferd gleichfalls auf dem schlammigen Boden aus, und er versank. Noch zweimal tauchten seine Eisenhandschuhe über dem Wasser auf, aber die schwere Rüstung hinderte ihn am

Schwimmen, so verschwanden beide, der Held und sein tapferer Page, in dem Gestrudel und wurden niemals wiedergesehen. Als die Kunde von dem Ausgang des kühnen Aeneas seine Angehörigen erreichte, da wurde der Vater binnen weniger Wochen zum alten Mann. Der stumme Gram um seinen Liebling, den er nicht verheimlichen konnte, erbitterte die Drsa tief, und nun warf sich ihre Eifersucht auf die heranblühende schöne Stieftochter Blanda, der jetzt die Anwartschaft auf die großen, von mütterlicher Seite stammenden Güter zufiel. Sie war schon seit dem Tage ihrer Geburt einem Sohn aus befreundeter Familie zugedacht, und die Väter waren einig, daß die Hochzeit stattfinden sollte, sobald die Kinder das nötige Alter erreicht hätten. Grund genug für die Drsa, ein Band zu sprengen, das nicht durch sie selbst geknüpft war. Sie ruhte nicht, bis sie zwischen den beiden Familien Feindschaft gesät hatte, worüber die Verlobung in die Brüche ging. Danach beredete sie den schwachen Mann, seine Tochter erster Ehe dem Kloster zu bestimmen. Nach diesem Siege aber traf sie das himmlische Strafgericht, denn ganz schnell nacheinander verlor sie zwei blühende Knaben, auf denen ihre stolze Hoffnung gestanden, und eine bildschöne, ihr von außen und innen ähnliche Tochter an ein und derselben seuchenartigen Krankheit. Es blieb ihr aus ihrer Ehe mit dem Salimbeni nur der Erstgeborene, Silvio, an dem sie bis jetzt wenig Freude gehabt hatte. Denn dieser Knabe war von stiller, sanfter Gemüthsart und wegen eines kleinen Sprachfehlers, um den er vielen Spott der jüngeren Geschwister hatte dulden müssen, ein wenig verschüchtert. Er redete nur das Nothwendigste und saß den halben Tag über Büchern, ging auch gerne dem Vater beim Gartenbau zur Hand, indem er ihm Obstbäume beschneiden und veredeln und Blumen aus fremden Samen ziehen half; vor allem waren beide als liebevolle Züchter köstlicher Rosenarten bekannt. Seit Blandas Wegzug war der Jüngling in eine stille Schwermut verfallen, denn die nur wenig ältere Halbschwester, die ihn, solange er klein und

schwächlich war, beschützt und gepflegt hatte, war ihm das Teuerste, was er besaß. In diese Trauer seiner Seele fuhr jetzt mit einem Male wie ein Sturmwind seine Mutter herein, um ihm gewaltsam Lebenslust einzublasen. Da sie keinen lassen konnte, wie ihn Gott erschaffen hatte, vielmehr einen jeden, der in ihre Nähe kam, nach eigener herrischer Laune umzumodeln suchte, so sollte jetzt mit einem Male der stille Silvio ein Musterbild ritterlicher Künste werden, wie es die verstorbenen jüngeren Brüder gewesen. Aber Silvio ging dem Klang der Waffen weit aus dem Wege, und das Weidwerk, dem jene mit Leidenschaft obgelegen, verabscheute er als blutiges Mordgeschäft. Da faßte sie einen Haß gegen den einen, Entarteten, der ihr noch geblieben war, und bäumte sich innerlich dagegen auf, in dem Schwächling und Büchertwurm den künftigen Herrn der großen Salimbenischen Güter zu sehen. Und ihr erfinderischer Geist setzte ihr ein neues Ziel der Ränke, ohne die sie nicht leben konnte.

Sie besaß aus der Gemeinschaft mit ihrem provenzalischen Freibeuter einen Sohn, der unter dem Namen Johann von Théraudac das väterliche Handwerk fortsetzte und mit angeworbenen Söldnerhaufen bald bei dieser, bald bei jener Partei Kriegsdienst tat. Zwar hatte sie ihn seit seinen Kinderjahren nicht gesehen, aber sie war stolz auf ihn, denn er galt etwas in seinem Beruf und war besonders wegen der Ploßlichkeit und Unwiderstehlichkeit seiner Überfälle gefürchtet, woher er den Zunamen „Kapitän Wetterschlag“ führte. Da nun gerade in den kriegerischen Wirren eine kleine Pause eingetreten und der Théraudac somit ohne Soldgeber war, rief sie diesen Sprößling zu sich und zwang ihren schwachen Gatten ihn aufzunehmen, damit im Hause wieder junges Leben einziehe. Zuvor aber holte sie gewalttätig die junge Novize aus dem Kloster zurück unter dem Vorgeben, daß sie ihr Inneres noch im Weltleben prüfen müsse, bevor sie den schweren Schritt fürs ganze Leben tue. Ihre Absicht war aber, die schöne Stieftochter mit dem Théraudac zu vermählen, um ihm so auf

die bequemste Weise das große Vermögen zu sichern. Und damit sie auch seinen Augen wohlgefiel, nötigte sie der Widerstrebenden Schmuck und kostbare weltliche Gewänder auf, aus denen ihre ernste Schönheit fremdartig und ergreifend leuchtete.

Als der Kapitän Wetterschlag in phantastischem, kriegerischem Aufputz, von Knechten umgeben und von Hunden umbellt, das Haus betrat, erschrak seine Mutter zuerst wie vor einem Gespenst ihrer eigenen Vergangenheit, denn es sah aus, als ob der provenzalische Kriegsknecht, der ihm das Leben gegeben, lebhaftig zurückgekehrt wäre. Sein Sprechen war rau und bäurisch, und sein Lachen ein Gebrüll, von dem das Haus bebte. Und Sitten brachte er mit, die einst auch die ihren gewesen, deren sie sich aber nun im langen Umgang mit Edelgeborenen entwöhnt hatte. Allmählich jedoch wachte der Zauber jener wilden Erinnerungen wieder auf, ihr Auge begann sich an seiner kriegerischen Erscheinung zu weiden, sein Lärmen, Trinken, Fluchen, worin er mit seinen Knechten wetteiferte, weckte ihr feurige Bilder ihrer eigenen Jugend, und sie hörte mit wallenden Pulsen zu, wenn er von nächtlichen Überfällen, Beutezügen, Brand und Gemetzel erzählte. Das gehörte zum Leben des Kriegsmanns, niemand durfte ihn darum schelten, aber seine Stiefgeschwister saßen stumm, mit niedergeschlagenen Augen bei seinen Reden, und der alte Ritter wich ihm, wo er konnte, mit schweigender Höflichkeit aus.

Bei aller Rauheit war der Théraudac nicht auf den Kopf gefallen, und er verstand fast ohne Worte, welcher Beuteteil ihm zugedacht war. Die schöne Blanda gefiel seinen Augen wohl, nicht minder gefielen ihm ihre großen, im Lande verstreuten Besitzungen. Also bestrebte er sich auf die Weise, die ihm die natürliche schien, Blandas Herz zu gewinnen. Er strich beständig um sie her und verfolgte sie mit begehrliehen Blicken und Reden, vor denen sie schauderte. Noch hatte die Stiefmutter ihr nichts von ihren Absichten mitgeteilt, weil der alte Herr mit seinem Jawort zögerte, aber ihr feines Ahnungsvermögen witterte die Gefahr. Darum

lag sie dem Vater inständig an, sie ihrem klösterlichen Beruf zurückzugeben. So von zwei Seiten bestürmt, wußte der alte Herr nicht, wohin sich wenden, und entwich vor der Entscheidung in seinen Obstgarten. Silvio ging ihm bei der Arbeit zur Hand, und als sie eben liebevoll geschäftig einem wilden Pfirsichbäumchen ein Edelreis aufspöpften, öffnete der Schweigsame plötzlich den Mund und fragte:

Vater, geschieht es auch umgekehrt, daß man Wildreiser auf Edelstämme pspöpft?

Verwundert über solche Einfalt sagte der alte Herr:

Das könnte nur einem ausgesuchten Narren einfallen.

Darauf erwiderte der Sohn mit Beben:

Wenn man solches nicht einmal den Bäumen antut, weshalb dann einen rohen Wilden in ein edles Geschlecht einpflanzen?

Jetzt verstand der Vater den Sinn der mühsam vorgebrachten Rede und schwieg erschüttert und beschämt. Aber noch am selben Tag teilte er seiner Gattin den unwandelbaren Entschluß mit, die Novize nach ihrem Wunsche unverweilt ins Kloster zurückzusenden.

Nun war für Orsa keine Zeit mehr zu verlieren, denn wenn der alte Herr sich wirklich zu einem Entschluß aufraffte, so blieb er bei seinem Kopf. Sie heuchelte Zustimmung und heckte mit Théraudac ein teuflisches Bubenstück aus. Sie wußte das Gefinde geschickt aus dem Stockwerk, wo Blanda schlief, zu entfernen, und schwärzte auf die Nacht den Théraudac in ihrer Kammer ein, wo er sich unter das Bett verkriechen sollte. Dann führte sie unter falschen Liebkosungen die Stieftochter selber bis an das Schlafgemach und schloß die Thür hinter ihr ab. So glaubte sie ihm die Jungfrau rettungslos in die Hände gegeben zu haben. Am Morgen wollte sie in der Kammer erscheinen, die beiden beisammen finden und der Sache den Anschein geben, als ob ihre Stieftochter selber den jungen Mann hereingelassen hätte. Dann, sagte sie sich, würde diese am Ende froh sein, durch eine sofortige Heirat ihre Ehre wiederherstellen zu können.

Gleich beim Eintritt legte sich eine Beklemmung auf das Mädchen, die unheilige Gegenwart teilte sich ihr unbewußt durch einen Schauer mit. Es war Sommer und das Fenster gegen die Stechmücken fest geschlossen. Sie löschte das Licht und öffnete beide Fensterflügel weit, denn sie schrieb der eingesperrten Luft ihre Bangigkeit zu. Aber vergeblich, die Angst wuchs mit jedem Augenblick, das Gefühl, daß ein Unglück nahe sei und ihr mit jedem Pulsschlag näher komme, legte sich wie mit Krallen um ihr Herz. Nahe dem Bett stand ihr Betpult, ein Strauß herrlicher Rosen, den Silvio ihr hereingestellt hatte, duftete darauf. Sie kniete auf dem Schemel nieder, ein zitterndes Gebet um Schutz vor allen finstern Mächten rang sich zu der heiligen Jungfrau empor. Da drang durch den Rosenduft, der das Zimmer erfüllte, ganz leise ein scharfer, reizender Geruch an ihre empfindlichen Sinne. Sie erkannte den Stallgeruch, der von Théraudacs Person unzertrennlich war und ihr körperliche Übelkeit zu erregen pflegte. Ihr stummes Gebet stockte, und ihr ganzes Wesen verwandelte sich in angestregtes Lauschen. Jetzt vernahm sie unter dem Bett hervor die verhaltenen Atemzüge des in gepresster Enge Liegenden. Und wie durch einen Blitzstrahl sah sie taghell ihre furchtbare Lage. Nur für die Länge eines Herzschlags ging ihr alles Denken in einem Wirbel des Entsetzens unter; dann hatte ihr schon die Heilige, in deren Obhut sie stand, Besinnung und Schnelligkeit des Entschlusses eingefloßt. Sie erhob sich von den Knien, ging ein paarmal in der Kammer hin und her, wie um Schmuck und Gewänder abzulegen, wobei sie eine ihr gewohnte schwermütige Weise vor sich hinsummte, damit das laute Pochen ihres Herzens sie nicht verrate. Darüber war sie wie absichtslos dem offenen Fenster nahe gekommen, leicht und leise schwang sie sich auf das Gesimse, befahl ihre Seele Gott und sprang hinab. Ihr Zimmer lag zwei Stockwerke hoch über dem Garten, sie glaubte unten zu zerschellen, aber ein Engel Gottes spreitete seine Flügel unter ihr, daß sie heil und sicher auf beiden Füßen den

Boden erreichte. Sie hielt sich nicht mit Staunen über das Wunder auf, sondern lief ohne umzusehen über den Rasenplatz nach dem anderen Flügel des Schlosses, wo Silvio in einem Gartenzimmer zu ebener Erde noch über den Büchern saß. Sein Licht glänzte ihr schon von weitem entgegen. Atemlos erreichte sie seine Thür und fiel ihm mit den Worten: Fliehen! Fliehen! halb ohnmächtig in die Arme. Aus ihrem verworrenen Gestammel erriet er mehr, als er es erfuhr, das Vorgefallene, worin er gleich die Hand seiner Mutter erkannte, und er sah klar, daß es für Blanda im Hause keine Sicherheit mehr gab.

Fliehen! Fliehen! sagte auch er, ohne sich zur Überlegung Zeit zu gönnen. Er rief einen jungen Gärtner mit Namen Pancraz, der sein Milchbruder war, einen treuen und gewandten Burschen, auf dessen Ergebenheit er sich verlassen konnte.

Willst du mit uns kommen, Pancraz? fragte er.

Wohin Ihr geht, Herr, dahin gehe ich, war die Antwort.

So saddle alsbald ganz geheim und leise zwei sichere Pferde, führe sie ungesehen auf die Landstraße hinaus und erwarte uns dort.

Herr, nehmet an, es sei schon geschehen, und machet Euch mit dem Fräulein fertig.

Der Zufall oder eine höhere Hand kam ihm zu Hilfe. Im Stalle, der sich abseits vom Schloß in einem Gehöfte befand, lagen die Kockknechte schwer bezechet im Schlaf und schnarchten um die Wette. Keines der Pferde wieherte bei seinem Eintreten. Pancraz zog zwei der schnellsten Tiere hervor und legte ihnen die Sättel auf. Bevor er sie hinausführte, riß er aber noch jedem der zurückbleibenden Pferde je ein Hufeisen ab und warf es in die Düngergrube, um die Verfolgung aufzuhalten. Silvio hatte unterdessen, was er an Geld und Kostbarkeiten besaß, sammengerafft, in Eile eine Waffe umgeschnallt, und führte dann seine Schwester, die an allen Gliedern zitterte und bei jedem Schritt ihrem Verfolger in die Hände zu laufen fürchtete, durch einen dunklen Torweg ins Freie, wo schon der treue Pancraz mit den Pferden

wartete. Er bestieg das eine Roß, nahm die Schwester vor sich auf den Sattel, der Diener stieg auf das andere, und mit sausen-der Schnelle ging es in das dunkle Land hinaus.

Im gleichen Augenblick, wo die Geschwister zu Pferde stiegen, kroch Théraudac aus seinem Versteck hervor. Er war durch Blandas Kriegslist vollkommen getäuscht worden. Zwar hatte er wohl das Sausen ihrer Kleider durch die Luft und einen weichen Fall im Grase vernommen, aber er war weit entfernt, einem zarten Mädchen solchen verzweifelten Sprung zuzutrauen. Da es im Zimmer mäusestill war, nahm er an, sie schlafe bereits, und begriff nur nicht, wie sie so geräuschlos habe ihr Lager aufsuchen können. Weil ihm aber vom Trunk und von der Erregung das Blut in den Ohren sauste, glaubte er ihre Bewegungen überhört zu haben. Er stand nun mitten im Zimmer, in das nur durch das seitlich liegende Fenster ein schwacher Sternenschein fiel, tastete das Bett ab und fand es leer. Dann tappte er mit ausgestreckten Händen durch den dunklen Raum, stolperte über den Betstuhl und erkannte, daß er allein im Zimmer war. Jetzt ging ihm die Bedeutung jenes Falles auf, und mitten in seinem halben Rausch kroch es ihm eiskalt ans Herz. Théraudac war ein verwilderter, aber kein bössartiger Mensch, und ohne den seelischen Zwang, den seine Mutter auf ihn ausübte, hätte er sich trotz seiner rohen Vergangenheit keines so bühischen Streiches unterfangen. Blanda in ihrer jungfräulichen Hoheit stand wie ein Heiligenbild vor ihm, das er aus eigenem Antriebe nicht zu besudeln gewagt hätte, wie sehr auch ihre Schönheit und unbefiegbare Zurückhaltung seine wilden Sinne reizte. Jetzt mußte er sich mit Entsetzen als ihren Mörder fühlen. Seine Lippen stammelten ein irres Gebet, bevor er den Mut fand, an das weitoffene Fenster zu treten. Da hatte er einen Anblick, der ihn regungslos festbannte. Seine vom Weinrausch umnebelten Augen glaubten auf dem dunklen Boden eine liegende weibliche Gestalt zu erkennen, und je länger er hinuntersah, um so mehr nahm diese Gestalt die schlanken edlen Umrisse

Blandas an. Da sie sich nicht regte und keinen Laut von sich gab, zweifelte er nicht daran, daß sie sich zu Tode gefallen habe. In keiner seiner vielen Schlachten hatte er jemals gespürt, was Todesangst sei, vor keinem Erschlagenen, der zu seinen Füßen starb, hatte er je so etwas wie Reue empfunden, jetzt schlugen beide ihm ihre Krallen ins Herz. Er erwog es gleichfalls hinabzuspringen, ob noch Hilfe möglich sei, aber beim Gedanken, daß er im Aufsprung auf den entseelten Leib treten mußte, lähmte ihn der Schauer. So stand er ohne Laut und ohne Bewegung die langen Stunden der Nacht, den Blick auf sein vermeintliches Opfer geheftet, und eine Starre, die ihm die Glieder wie mit kaltem Eisen ausgoß, hinderte ihn, sich nur einen Schritt vom Fenster zu entfernen. Erst als der Sternenschein verblaßte und ein fahler Morgen heraufgraute, entdeckte er, daß gar kein Körper da unten lag, daß ihn nur ein wuchernder Rasenfleck auf dem kieseligen Boden genarrt hatte, und daß das Vögelein entflohen war. Aber statt daß er sich gefreut hätte, nun doch kein Jungfrauenmörder zu sein, schämte er sich seiner ausgestandenen Angst und geriet in die helle Wut beim Gedanken an die Vorwürfe und den Hohn seiner Mutter. Um nicht von ihr in dieser lächerlichen Lage gefunden zu werden, entschloß er sich, gleichfalls den Rückzug durchs Fenster anzutreten. Er stieg vorsichtig über das Gesimse und wollte sich als geschickter Kletterer über Mauerleiste und Fensterbekrönung bis zum ersten Stockwerk hinunterlassen, um von dort aus abzuspringen. Aber er hatte sich in den Entfernungen verrechnet, mußte zu früh den Absprung wagen und kam übel zugerichtet auf dem Boden an, denn kein himmlischer Helfer fing den Stoß für ihn ab. Halb kriechend schleppte er sich noch ein paar Schritte von Blandas Fenster weg, um seine schändliche Absicht zu verschleiern, dann blieb er, von Schmerzen und Blutverlust erschöpft, ohnmächtig liegen.

Ohne Ziel waren die Geschwister mit dem treuen Pancraz in wilder Flucht davongesprengt. So oft sie in der Nacht Hufschlag

vernahmen, meinten sie, die Verfolger seien schon auf ihrer Spur und trieben die Tiere zu vermehrtem Lauf. Sie hatten nur den einen Drang, so schnell wie möglich die Küste zu erreichen und sich über das Meer zu retten, denn nirgends auf dem festen Land glaubten sie sich vor Orsas Mänten und den Gewalttaten des Théraudac sicher. Als der Morgen dämmerte, waren sie schon bis in die Maremmengegend gelangt und gönnten sich und den Rossen in einem kleinen Wirtshaus die erste Rast. Und nun begannen sie das Ziel ihrer Flucht zu überlegen. Blanda verlangte einzig nach dem Klosterfrieden, den sie nur weit entfernt vom Machtbereich der Stiefmutter finden konnte. Auch Silvio gelüstete es nicht nach Glück und Ehren in einer Welt, wo er Lüge und Gewalt herrschen sah, und er wünschte gleichfalls Gott zu dienen. Aber er grämte sich, daß er darum von seiner Schwester scheiden sollte. Um ihretwillen hatte er nie ein Weib angeblickt, weil ihm schien, daß ihr an Güte und Schönheit doch keine gleichkomme. Und als er sie vor sich auf dem Sattel hielt, war ihm zumute, als ob er mit den Armen einen himmlischen Gnadenschatz umfinge.

Wenn wir doch eines Geschlechtes wären, sagte er, daß wir im gleichen Kloster unserer Berufung folgen könnten und uns nicht zu trennen brauchten. Ich will, wenn ich dich an heiliger Stätte untergebracht habe, eine Hütte in der Nähe deines Klosters bauen, und wenn ich dann nur täglich die Pförtnerin nach deinem Ergehen fragen kann, so will ich von diesem Erdenleben nichts weiter verlangen, bis wir droben für immer vereinigt sind.

Vielleicht kann ich Euch einen Rat geben, Herr, sagte der treue Pancraz. Als ich vor einigen Jahren mit meinem Vater im Auftrag des Eurigen in das Genuesische reiste, um dort ein Geschäft für ihn zu besorgen, nächtigten wir unterwegs in einem kleinen Fischerdorf mit Namen Lerici bei einem Verwandten, der das Fischerhandwerk betreibt. Dieser nahm mich, um meinen Fürtwiz zu befriedigen, in seinem Segelboot auf einen Fischzug mit

und zeigte mir im Vorüberfahren die kleinen herrlichen Inseln, die dort in einem Wasser, das blauer ist als der blaueste Edelstein, nahe beisammenliegen. Eine davon ragt hoch und steilrecht aus der Flut, sie heißt der Tino. An ihrer windgeschützten Seite hinter schönen Olbäumen liegt ein Minoritenkloster. Die frommen Brüder, die dort wohnen, sind völlig abgeschieden von der Welt, allein mit Gott in den blauen Gewässern. Nur einmal im Monat, und nur, wenn das Wetter gut ist, rudert ein Kahn zu ihnen hinüber, um Nahrungsmittel und Kunde vom Festland auf den Tino zu bringen. Dieser Insel gegenüber, nur durch einen schmalen Wasserarm getrennt, und vom Lande her nicht sichtbar, liegt eine kleinere, winzige, die eigentlich nichts ist als eine über das Meer erhöhte grüne Wiese. Sie sieht aus, als wäre sie die Tochter der größeren, und heißt daher auch der Tinetto. Dort haben sich heilige Frauen niedergelassen, die nach der gleichen Ordensregel leben und mit dem Tino frommen Verkehr pflegen. Ich sah selber, wie gerade ein Kahn hinübruderte, darin saß der Pater Guardian vom Tino, der ihr Beichtvater ist. Wenn Ihr das Fräulein zu den frommen Frauen auf den Tinetto bringt und tretet selber auf dem Tino als Ordensbruder ein, so bleibt Ihr einander so nahe, daß Ihr niemand nach ihrem Ergehen zu fragen braucht: Ihr könnt es täglich selber an der Farbe ihrer Wangen erkennen. Ich aber will den Pater Guardian bitten, daß er mich als Laienbruder aufnehme, ich will ihm die Olbäume beschneiden, das Öl keltern, das Wasser tragen, damit er mich in Eurer Nähe bleiben läßt. Dann wird es sein, als hätten wir drei die Heimat mitgenommen.

Die Herzen der Geschwister richteten sich bei diesen Worten aus Angst und Trübsal auf und flogen nach den schönen Inseln inmitten der blauen Wasser voraus, wo sie hofften im Schutz des Meeres ein neues, friedevolleres Dasein zu beginnen. Sie stiegen wieder zu Pferde und ritten, von Pancraz geführt, über das Gebirge nach Lerici. Dort fand sich's, daß gerade ein Boot mit

Nahrungsmitteln nach den Inseln fällig war, die Flüchtigen stiegen mit ein und erlangten durch unsichtbare Mittlerschaft die Aufnahme, die sie erhofft hatten.

Als Théraudac aus seiner Ohnmacht zu sich kam und das Verschwinden der beiden Geschwister erfuhr, da tobte und fluchte er und schwor sich, Blanda zurückzuholen, wenn sie sich auch im Schoß der Mutter Gottes verberge. Er hetzte seine Leute nach allen Seiten auf die Streife, aber sie kamen unverrichteter Sache zurück. Der Vorsprung der Flüchtlinge war viel zu groß, auch konnte der nächtliche Hufschlag keinen Anhalt über ihre Richtung geben, denn die unruhigen Zeitläufte brachten es mit sich, daß das Pferdegetrappel auf der Landstraße auch bei Nacht nicht einschlief. Weder in Blandas Kloster, noch bei ihren mütterlichen Verwandten, zu denen sie sich hätte flüchten können, wußte man das Geringste von ihrem Verbleib. Théraudac war mit seinen schweren inneren Verletzungen kaum vom Wundarzt im Bette zu halten. Die äußeren Wunden, die vom gewaltsamen Anstreifen an ein vorstehendes Fenstereisen herrührten, wollte er im Kampf mit dem Entführer der Schwester empfangen haben, wie es ihm die Orsa einblies, und seine Leute wußten sich vor Staunen nicht zu lassen, daß der schüchterne, vor Waffen schauernde Silvio den furchtbaren Kapitän Wetterschlag so zugerichtet hatte. Das ganze Haus war voll von Schreck und Zorn und Trauer. Als der alte Ritter die Flucht seiner beiden Kinder erfuhr, deren wahren Grund er nicht ahnen konnte, wurde er so erschüttert, daß ihm ein Schlagfluß die Zunge lähmte. Er lebte noch einige Monate als ein zitternder, stammelnder Greis, bis ihn ein zweiter Schlaganfall erlöste. Während seines Siechtums fiel es Orsas Schlangenzunge nicht schwer, ihm ein sündhaftes Einverständnis der Geschwister vorzuspiegeln, und daß der Bruder die Schwester entführt habe, um sie vor dem Kloster zu bewahren. Der Kranke zweifelte um so weniger an ihrer Glaubwürdigkeit, als sie ja ihr

eigenes Fleisch und Blut mitbeschuldigte. Er ließ sich noch ein Testament abringen, worin er seine beiden letzten Kinder verstieß und enterbte und seinen Nachlaß zwischen Gemahlin und Stiefsohn teilte. Das Erbe brachte jedoch den beiden wenig Glück, denn die Verwandten der ersten Frau fochten das Testament an, Prozesse entstanden, die sich über Jahre hinzogen und einen großen Teil des Vermögens verschlangen. Théraudac wäre am liebsten zu seinem früheren Beruf zurückgekehrt, allein er trug seit jenem Fall einen dauernden Leibschaden an sich, der ihm Reiten und Fechten beschwerlich machte. So ergab er sich vollends ganz dem Trunk und Spiel und wurde bei der sitzenden Lebensweise schwerleibig, wie es seine Mutter als richtige Römerin schon zuvor geworden war. Mit dieser lebte er in beständigem Unfrieden, denn sie konnte auch ihrem Liebling gegenüber nicht von ihren Ränken und Künsten lassen; er aber haßte und verlachte die krummen Wege, gewohnt, wie er war, die geraden der Gewalt zu gehen. So kam es zum Bruch, und die Orsa entschied sich für einen anderen Aufenthalt. Aber die Reise wurde ihr zum Verhängnis. Als sie mit ihrem Gesinde auf der Landstraße hinritt, begegnete ihnen eine Prozession. Beim Anblick der Fahnen und Kreuze scheute Orsas Pferd, sie fiel schwer wie ein Sack aus dem Sattel und blieb auf der Stelle tot.

In der Nacht, die auf ihre Beisetzung folgte, hatte Théraudac ein schreckliches Gesicht. Er erwachte an einem plötzlichen Feuerschein, der seine Kammer erfüllte, vor dem Bett stand seine Mutter in blutrotem Kleid, aus dem die Flammen züngelten und jammerte: Hilfe, Hilfe, ich brenne. Im Schrecken griff er nach dem Weihwasser, das im Zimmer stand, und schüttete es über die Gestalt, da zersprang diese mit einem erderschütternden Knall, das Feuer verbreitete sich über das ganze Haus, und er selbst fiel bewußtlos zu Boden.

Es waren wohl zehn Jahre seitdem vergangen, da pochte eines Maienabends ein todmüder Wanderer an die Pforte des Franzis-

kanerklosters von Massa. Es hätte scharfer Augen bedurft, um in dem zerlumpten, frühgealterten Mann, der ein Bein mühsam nachzog, den übermütigen Kapitän Wetterschlag wiederzuerkennen. Seit der Schreckensnacht, wo die Höllenflammen vor ihm aufschlugen und das Haus der Frevel vertilgten — das Gefinde sprach von einem zündenden Blitzschlag, aber er wußte es besser —, war er in sich gegangen und dachte mit Schauer an den Zustand, in dem sich die Seele seiner Mutter befand und dem auch die seinige unrettbar entgegenging. Das erwachte Gewissen zeigte ihm sein ganzes Leben im wahren Licht und folterte ihn mit Angstgedanken. Des Nachts im Traume mußte er alle Missetaten, die er von früher Jugend an begangen hatte, noch einmal begehen, aber mit verändertem Gemüte, denn was er vor dem für einen guten Spaß gehalten, Gewalt und Mord und Plünderung, das erkannte er jetzt als abscheulich, war aber im Banne des Traumes gezwungen, es trotzdem zu tun. Er baute eine Kapelle über dem Grabe seiner Mutter und stiftete ihr eine ewige Seelenmesse, bestimmte auch, daß jeder Wanderer, der an dieser Kapelle bete, einen Zehrpennig erhalten sollte. Aber immer wieder erschien ihm von Zeit zu Zeit die Orsa im Flammengewand und wimmerte: Ich brenne! Und immer mußte er im Traum seine ruchlose Vergangenheit aufs neue durchleben. Da begriff er, daß er sich mit solchem Bettel von Stiftungen und Almosen nicht aus der Verdammnis loskaufen konnte. In seiner Seelenangst schenkte er sein ganzes mütterliches Erbgut der Kirche, das Salimbenische Vermögen, das er durch einen Frevel besaß, gab er in die Hände eines treuen Verwalters, der es für die rechtmäßigen Erben verwahren oder falls diese nach Ablauf einer bestimmten Frist nicht gefunden würden, zur Gründung von Spitalern verwenden sollte. Aus seiner eigenen, im Krieg erworbenen Habe stiftete er Altäre für alle himmlischen Fürbitter. Dann entließ er das Gefinde bis auf zwei zuverlässige Knechte, mit diesen stieg er zu Pferd, nachdem er den ganzen Rest seines Geldes zu

sich gesteckt hatte, um die Geschwister zu suchen und ihre Verzeihung zu erlangen. Aber in einer einsamen Gebirgsgegend des Monte Amiata überfielen ihn Räuber, erschlugen seine Knechte, nahmen dem Théraudac, der sich mit der alten Tapferkeit wehrte, Pferd und Gold und Mantel, ja sie rissen ihm noch die Stiefel, in die er gleichfalls Goldrollen versteckt hatte, von den Füßen und ließen den Schwerverwundeten für tot auf der Straße liegen.

Da erkannte dieser, daß all seine bisherige Buße von Gott verworfen war, weil er mit seinem hoffärtigen Aufzug noch immer auf falschem Wege gewesen. Er gelobte, falls er das Leben behalten sollte, seinen ganzen Menschen von Grund aus umzugestalten, niemals wieder eine Waffe zu brauchen, auch nicht zur Verteidigung, sondern alles Unrecht und alle Gewalt zu leiden, die ihm von Menschen widerfahren könnte, um durch Geduld und Demut die begangenen Missetaten zu sühnen. Zwei Mönche fanden ihn und schleppten ihn mit sich in ihr Kloster, wo man ihn gesund pflegte. Er ließ sein Haupt scheren, erbat sich ein Büßergewand und bettete sich weiter, tat auch da oder dort Knechtsdienste, hielt es aber nirgends lange aus, denn die Bilder seiner Angst wollten noch immer nicht von ihm weichen, obwohl er längst durch Beichte und Kasteiung die Absolution der Kirche erlangt hatte. Von Unruhe gepeinigt, pilgerte er von einem Gnadenort zum anderen, aber keiner konnte ihm helfen, denn er hatte selber den Glauben an die Hilfe nicht, er glaubte einzig, daß das Geschwisterpaar ihm helfen könne, das er ins Elend getrieben hatte und von dessen Unschuld er ebenso überzeugt war wie von der hundertfältigen Schuld seines eigenen Lebens. — —

Die Mönche im Kloster zu Massa empfingen ihn gastlich und ließen ihn, da es die Stunde der Abendmahlzeit war, bei den Laienbrüdern Platz nehmen. Ein anderer Pilger, der über die See aus Frankreich gekommen, saß mit bei Tische. Dieser, ein gesprächiger Mann, erzählte von einem Wunder, das er auf der Fahrt gesehen hatte. Nahe der Küste, in einem tiefblauen Golf,

der Golf von Luni genannt, liege eine kleine Insel, ein hoher, steiler Felsblock inmitten des blausten Wassers, der einem dort befindlichen Franziskanerkloster gehöre. Dieses Eiland heiße bei den Schiffen die Insel der Gnaden, denn es sei der allerwunderthätigste Gnadenort, wo jedes Gebrechen Gebetsheilung finde und wo auch der ärgste Gewissenswurm zur Ruhe komme. Als ein Wunder- und Wahrzeichen himmlischer Gnade leuchte das Eiland weithin in Rosenglanz über das Meer, denn während alle anderen Inseln und Vorgebirge des Golfes auf ihren nackten Flanken nichts als das dürftige Grün der Strandgräser und wenige verkrüppelte Pinien trügen, sei die Gnadeninsel jahraus, jahrein von den üppigsten Rosenbeeten bedeckt, an windstillen Tagen streife der Rosenduft über das Gewässer; er selber habe ihn im Vorüberfahren eingeatmet als einen Vorschmack des Paradieses und sei davon noch jetzt wie beseligt und neugeboren.

Bei dieser Erzählung stand es alsobald in Théraudacs Seele fest, nach der Gnadeninsel zu wallen, ob auch ihm das Heil dort widerfahre. Da er zu Nacht die Kammer des Pilgers teilte, ließ er sich von diesem die Lage jenes Golfs und die Wege, die dorthin führten, genau beschreiben. Am Morgen nahm er Abschied von den freundlichen Mönchen und wanderte die Straße über das Gebirge, die jener gekommen war. Als sein Auge vom Ramm des Berges in eine tiefe, selige Bläue tauchte, da wußte er, daß es der Golf von Luni war, der vor ihm lag. Zur Küste hinabgestiegen, fand er den Flecken Lerici und am Strand einen Fischer, der mit Ausbessern seiner Netze beschäftigt war. Diesen fragte er, ob er die Gnadeninsel kenne und wie es ein armer Waller anzustellen habe, um hinzugelangen.

Die Insel kennt ein jeder, antwortete der Alte, und was das Hinkommen betrifft, so läßt sich Rat schaffen. Wir haben jetzt drei Tage starken Seesturm gehabt und keine Möglichkeit, auf den Fischfang zu fahren. Seit heute früh legt sich allmählich das Meer, morgen haben wir Windstille, dann kommen die Fische

massenhaft wieder herauf, das ist der geeignetste Augenblick, um einen guten Zug zu tun. Heute nacht fahren wir. Wenn Ihr mitwollt, so will ich Euch in die Nähe der Insel führen.

Mit Freuden nahm Théraudac den Vorschlag an, er ging den Schiffen bei ihren Verrichtungen an die Hand, und im Sternenschein fuhren sie hinaus. Als die Sonne aufging, hatten sie einen zauberhaften Anblick. Im Frühlicht glänzten die Segel der vielen Fischerboote draußen am Horizont ebenso wie ihre eigenen im zartesten Rosenrot, das sich auch streckenweise über das stillgewordene Wasser ergoß. Und vor ihm stieg die Gnadeninsel empor, deren steile Felsabhängen sich gleichfalls mit einem rosigen Widerschein im Wasser spiegelten. Rosen bedeckten sie bis nahe zum Gipfel, vom zartesten Rosenrot bis zum flammenden Purpur. Auch weiße und gelbe mischten sich darunter, und ein zarter Duft quoll den Heransegelnden entgegen. Der Waller sog ihn ein wie einen Hauch von Eden. Als sie noch eines Steinwurfs Länge von der Insel entfernt waren, sagte der Schiffspatron: Landen kann ich Euch nicht, denn größere Fahrzeuge können an der Insel nicht anlegen. Ich werde den Vätern ein Zeichen geben, das sie kennen, damit sie ein Boot senden, auf dem Ihr hinüberkommen könnt.

Das verhüte Gott, antwortete Théraudac, daß die heiligen Männer sich für mich Unwürdigen bemühen. Bringt Ihr mich nur in die Nähe, so will ich selbst vollends hinübergelangen. Ich bin in meiner sündigen Jugend der beste Schwimmer im Königreich Neapel gewesen, und diese Fertigkeit verlernt sich nie.

Er streifte die Kleider ab, band sie als ein Bündel auf dem Kopfe fest und schwamm hinüber. Nachdem er in einer Bodensalte verborgen seine Lumpen wieder angezogen und kniend zuerst ein langes Gebet gesprochen hatte, stieg er einen schön geebneten Weg zwischen Rosenhecken zu einer Olbaumpflanzung hinan, in deren Schatten das Kloster lag. Dort kam ihm ein ernsther Mann, das Brevier in der Hand, entgegen.

Was führt dich zu uns, mein Bruder? fragte er, indem er seine durchdringenden Augen fest auf Théraudac heftete.

Meine Schuld, meine große Schuld, antwortete dieser, in die Knie sinkend und die Hand des Mönches küssend.

So komm mit mir, mein Bruder, und beichte.

Théraudac folgte dem Guardian — denn dieser war es — nach der Klosterkirche, wo der Beichtstuhl stand, und erzählte sein ganzes Leben, wie er als Kind des Lagers bei Blut und Beute aufgewachsen und wie ihm Waffengeklirr und Sterbegeröschel ebenso wohlgeklungen habe wie Becherklang, Würfelrollen und Dirnen- gelächter. Wie er dann durch das Kriegsglück zu Reichtum und Ansehen aufgestiegen sei und wie seine Mutter ihn mit ihrer Stieftochter zu vermählen gedachte, die sich schon dem Himmel versprochen hatte, wie er beim Anblick der edlen Blanda sich zum erstenmal über sich selbst zu erheben begann, aber die bessere Regung nieder kämpfte, um mit viehischer Gewalt zu erzwingen, was er in Güte nicht erlangen gekonnt. Wie er hernach die flüchtigen Geschwister um ihren guten Namen gebracht, sie aus dem Herzen des Vaters gedrängt und ihres Erbes beraubt hatte, denn auch die Frevel, die zum großen Teil der Orsa zur Last fielen, nahm er demütig auf seine eigenen Schultern. Und wie er seitdem in Reue und Buße vergeblich die Geschwister gesucht, um ihnen die geraubten irdischen Güter zurückzuerstatten und ihre Verzeihung zu erhalten.

Nach Erteilung der Absolution erhob sich der Pater Guardian und sagte:

Folge mir.

Draußen unter freiem Himmel faßte er die Hand des Ankömmlings und sagte:

Johann von Théraudac, erkennst du deinen Bruder nicht?

Von der Erregung des Augenblicks kamen seine Worte stammelnd und abgerissen heraus. Da tat der andere einen Schrei, denn das Stammeln war ihm bekannt, und jetzt sah er durch

das ernste Männergesicht die unreifen Jünglingszüge seines Bruders Silvio. Er stürzte zu Boden, barg sein Gesicht aus Scham und Leid und Freude in den Händen und brach in einen Strom von Tränen aus.

Wo ist Blanda? schluchzte er.

Ich will dir ihre Wohnstätte zeigen.

Der Guardian nahm ihn sanft bei der Hand und führte ihn über natürliche Felsenstufen, denen die Kunst nur wenig nachgeholfen hatte, und dann auf schmale, schwindeligem Randweg, unter dem in der Tiefe die Wasser anrauschten, nach der westlichen Seite der Insel. Hier war auf überhängendem Felsen ein kleines Kapellchen errichtet, und eine Ruhebänk stand davor.

An den Rand vortretend, hatte man dort einen Blick wie in den Garten des Paradieses. Jenseits einer schmalen türkisblauen Wasserstraße erhob sich nur wenig über das Meer erhöht ein winziges flaches Eiland, das vor Zeiten mit der größeren Insel verbunden und irgendeinmal durch eine Sturmflut oder ein Meerbeben von ihr abgesprengt worden war. Es bildete einen einzigen tiefleuchtenden Rosengarten, den eine blühende Dornenhecke rings umzog und in dem keine lebende Seele zu wohnen schien. In der Mitte ragte ein halbzerstörtes Gotteshaus und daneben noch die Bogengänge eines anderen Gebäudes, alles so dicht von Kletterrosen umwachsen, daß es gar nicht wie eine Trümmerstätte, sondern wie eine kunstvoll ausgedachte steinerne Stütze dieser Rosenpracht aussah. So glich das ganze kleine runde Eiland einem hochaufgefüllten Korb voll roter Rosen.

Der Wohnsitz unserer Schwester und ihr Grab, sagte der Guardian. Wenn sie aus ihrer himmlischen Heimat zu der irdischen niederdenkt, so senken ihre Gedanken hier sich ein und blühen als immer neue Rosenfülle auf. Hier hat sie bei den frommen Klarissinnen den Schleier genommen, als dieses Kloster stand, und hieß fortan Schwester Maria. Sie unterrichtete eine Kinderschar, die

ihr zur Pflege und Obhut anvertraut war, und stiftete der Kirche
 wunderschöne Werke der Nadel. Einen Rosenzweig, den Pancraz
 ihr vom Festland brachte, pflanzte sie am Tage ihrer Einkleidung
 in den damals noch dürren Boden des Inselchens, er wuchs
 schnell und wurde ein Bäumchen, und seine Sprossen verbrei-
 teten sich unter dem Boden und bildeten unter Schwester Marias
 kundigen Händen Spaliere und Beete, daß es die Brüder vom
 Tino mit Staunen sahen, denn niemals war es ihnen gelungen,
 diese starren Felsenwände mit Blumen zu schmücken: sobald der
 Seewind sich erhob, verdorrte unter seinem salzigen Niederschlag
 aller Pflanzenwuchs. Nur die anspruchslöse Olive hatte an ge-
 schützten Stellen Fuß gefaßt, und zerzaustes Kieferngehölze hing
 an den schroffen Wänden. Seit aber Schwester Maria ihre
 Setzlinge herüberschickte, begannen auch unsere nackten Flanken
 sich in ein Rosengewand zu kleiden. Es war die einzige Zwie-
 sprache, die wir noch pflogen, denn seit sie das Inselchen Unserer
 lieben Frau betrat, habe ich ihre Hand nicht mehr in der meinen
 gehalten. Aber jeden Morgen stieg ich hier herauf und sah sie
 drüben mit den Kindern, die einer fröhlichen Engelschar glichen,
 zwischen den Beeten wandeln und spielen. Die ganze Küste entlang
 hatte sich der Ruf ihrer Frömmigkeit und Kunst verbreitet, und
 die edelsten Häuser sandten ihre Töchter zur Pflege und Erziehung
 herüber. So nah vom schützenden Lande dachte niemand an eine
 Gefahr. Aber der wonnige Blumenflor und noch mehr Schwester
 Marias engelgleiche Schönheit, die auch durch das Klosterge-
 wand leuchtete, stach den Seefahrern beim Vorübersegeln in die
 Augen, und sie trugen den Ruf des Inselgartens, wo die schönste
 Frau im Schwesterngewand unter Rosen und lieblichen Mäd-
 chenkindern wandelte, bis an die Küsten Afrikas. Die heidnischen
 Korsaren des Beis von Tunis zogen aus, die seltene Beute für
 ihren Gebieter über das Meer zu holen.
 Dem Guardian stockte die Rede vor der inneren Bewegung. Erst
 nach einer Weile fuhr er fort:

Es war eine stürmische Nacht, der Wind heulte um unsere Klippen und fing sich stöhnend in den Schluchten, das Meer brüllte auf wie ein erwachendes Raubtier, und ich lag schlaflos und dachte mit Sorge, ob der Zinetto nicht in Gefahr sei, von der Flut überspült zu werden. Da schien es mir, als hörte ich von drüben die Glocken durch den Aufruhr läuten. Ich nahm mir keine Zeit den Pförtner zu rufen, sondern stieg durch das Zellenfenster und lief, so schnell mich meine Füße trugen, hier herauf. Da sah ich Flammenschein vom Zinetto aufsteigen und hörte lautes, durchdringendes Frauengeschrei. Ich weckte das Kloster, wir ließen unsere kleinen Boote hinab und ruderten mit Gottes Hilfe durch den wilderregten Wasserarm. Aber wir kamen zu spät, denn eben stieß das Barbarenschiff, dessen Bemannung das Kloster überfallen und angezündet hatte, vom Ufer. Wir sahen durch den Fackelschein seine Umrisse, die grell bemalten Segel mit dem Halbmond und die wilden Gestalten an Bord, wir hörten durch den Sturm das gellende Geschrei der weggeführten Frauen und Kinder und das Fluchen und Toben der heidnischen Schiffsmannschaft, die gegen den Wind kämpfte. Im Klosterhof lag die gute alte Mutter Oberin tot mit einer tiefen Schädelwunde, die ihr ein Heidensäbel geschlagen hatte, und neben ihr noch einige der älteren Schwestern. Die jungen und ihre Pflegekinder waren sämtlich geraubt, kostbare Ware für den Sklavenmarkt von Tunis.

Bei dieser Erzählung des Guardians erwachte in dem ehemaligen Kriegermann noch einmal die alte unbändige Wildheit. Er biß sich in die Fäuste, stampfte den Boden und stöhnte:

Warum, o Gott, du grausamer, ließeßt du mich nicht zur Stelle sein, daß ich mein unwürdiges Leben an das reine der Unschuld gesetzt hätte? Warum gabst du das Edelste, was du geschaffen hast, zur Schmach in die Hände der Heiden?

Er warf sich ächzend auf die Steinbank, den Kopf nach unten, und war für alles Zureden des Guardians taub.

Ich habe kein Recht, deine Verzweiflung zu schelten, sagte dieser sanft, denn ich war selbst in jener Schreckensnacht ein Heide, ein blinder, ungläubiger Heide, ich murrte wider Gott wie du und tobte gegen mich selbst, daß ich den Hilferuf zu spät vernommen. Es gehörte ja zu den Pflichten der Brüder vom Tino, die Schwestern vom Tinetto zu schützen. Sinnlos, wie ich war, suchte ich ganz allein im winzigen Boot den Korsaren zu verfolgen. Die Brüder hielten mich fest und banden mich, sonst hätte ich mich ins Wasser gestürzt, um den Räubern schwimmend nachzusetzen.

Der Théraudac sprang wieder auf die Füße: O wäre ich dabei gewesen! schrie er und schüttelte seine Fäuste gegen das Meer hinaus.

Höre jetzt das Ende. Wir konnten keine Bitte um Hilfe für die Geraubten an das Festland senden, denn die See wuchs mit jedem Windstoß, und es erhob sich in jener Nacht ein Sturm, wie ich vor- und nachher keinen erlebt habe. Drei Tage und drei Nächte tobte die Flut, als wollte sie mit dem Angriff ihrer Brecher den alten Tino aus dem Meeresgrund entwurzeln; um unsere Felsen hing es immerzu wie ein Schleier von Gischt, und der Salzschaum flog in weißen Flocken bis in den Klosterhof. Er brachte noch den Brandgeruch und Rauch vom Tinetto herüber.

Am vierten Tage legte sich das Wetter; auf langen Wogen trieben Schiffstrümmer vorbei, man erkannte die Gallion des Korsarschiffs, und als das Meer sich ganz geglättet hatte, trug es blau und schaukelnd den Leib der toten Schwester Maria heran. Ihre Hände waren noch gebunden, wie man sie weggeschleppt hatte. Ihr schönes Haupt, von dem der Schleier weggespült war, hatten die wilden Wasser nicht zu entstellen vermocht, es lächelte wie beim Anblick der ewigen Seligkeit. Man sah: die Gnadenmutter, deren Namen sie trug, hatte ihr den letzten, bitteren Kampf in himmlische Süße verwandelt. Wir begruben sie in ihrem zer-

stampften Gärtchen und richteten die Beete wieder auf, die sich alsbald mit neuen Blüten schmückten. Von Stunde an begannen sie sich weiter auszubreiten, sie kletterten an den ausgebrannten Mauern und geborstenen Säulengängen hoch, umspannen die eingestürzten Trümmerhaufen und wanderten allmählich über das Strandgras gegen das Meer hinab und zogen rund um das Eiland eine duftende Hecke, bis der ganze Tinetto zum Rosengarten wurde, wie du ihn vor dir siehst.

Der unglückliche Théraudac vermochte sich nicht an dem Anblick der Schönheit zu weiden.

Weh mir, sagte er, ich kam hierher in der Hoffnung, meine Gewissensqualen zu bannen, und jetzt erfahre ich, daß ich noch viel schuldiger bin, als ich wußte. Ohne meine Nachstellungen hätte unsere Schwester nie vom Vaterhaus zu fliehen gebraucht, sie hätte sich nicht in Meeres Einsamkeit verbergen müssen, wo das schrecklichste Schicksal sie ereilt hat.

Du Tor, sagte der Guardian, meinst du denn, unser himmlischer Vater hätte kein Mittel gehabt sie zu erhalten, wenn er ihr längeres Verweilen auf der Erde gewollt hätte? Er durfte ja nur das Heidenschiff auf der Herfahrt statt auf der Rückfahrt zerschellen. Daß er sie in die Hände der Heiden gab und sie durch den Schiffbruch befreite, geschah zu ihrem und zu unserem Heil. Sie betet droben für ihre sündigen Brüder und Schwestern auf Erden, und schon viele haben die Macht ihres Gebets erfahren. Sie wird auch dir eine Mittlerin sein, wenn du deine tiefe Reue an ihrem Grabe niederlegst. Komm jetzt und stärke deinen Leib von der Mühsal der Wanderung, und wenn du ausgeruht bist, soll dich einer der Brüder im Boot hinüberführen. Bete an ihrem Grabe für dich selbst und für die unselige Frau, die uns beiden das Leben gab. Ich will hier zugleich mit dir beten. Dann schneide zwei blütenlose Zweiglein von dem Rosenbaum, der ihr zu Häupten steht. Die sollst du dahin bringen, von wannen du ausgezogen bist. Verwahre sie sorglich und netze sie unterwegs

mit deinen Tränen, die werden sie frisch erhalten wie ein Wunder-
tau. Pflanze die beiden auf das Grab unserer Mutter, das
eine für sie, das andere für dich. Wenn sie anwachsen und
treiben, soll es dir ein Zeichen sein, daß euch beiden vergeben
ist.

Heiß' mich nicht ruhen und das Fleisch pflegen, mein Vater, so-
lange die Seele schmachtet, sagte der Pilger. Sende du mich
gleich hinüber, ob sich die Heilige meiner Not erbarmen will, die
in mir brennt wie das Feuer der Hölle.

Da gab der Guardian ihm einen Bruder mit, der ihn mit kräf-
tigen Ruderschlägen über die blaue Wasserstraße nach dem In-
selchen führte und ihm dort die verborgene Öffnung in der
wundersam duftenden Dornenhecke zeigte. Schmale Wege, von
ordnender Hand gezogen, durchkreuzten das üppige Rosenge-
schlinge, unter dem sich ein sattgrüner Wiesenteppich sanft gegen
das Meer hinabsenkte. Théraudac nahm den breiteren Mittelweg
und kam unterhalb der Klosterruine, wo ein paar schöne Pinien
und Zypressen den Brand überdauert hatten, an einen erhöhten,
mit vielartigem Muschelwerk eingefassten Rasenfleck. Das war
die Stelle, wo die Brüder vom Eino Schwester Marias toten
Leib einschaukelten, und die künstliche Umrahmung war das letzte
Liebeswerk, das der treue Pancraz seiner einstigen Herrin gewid-
met hatte. Ein von seiner Hand behauenes Marmorkreuz stand
zu Häupten des Grabes und war so dicht mit Schlingrosen um-
wachsen, daß man keine Inschrift mehr lesen konnte. Dahinter
stieg ein schlankes Rosenbäumchen hinauf, das oberhalb des
Kreuzes eine Krone von flammendroten Rosen wie eine duftende
Opferschale emporhielt. Paradiesische Wohlgerüche strömten von
ihm aus, und in jedem Rosenkelch perlte trotz der hochge-
stiegenen Sonne ein farbenwechselnder Taupropfen. Unterhalb
des Kreuzes aber, recht aus Blandas Herzen kommend, war
als Sinnbild unberührter Reinheit ein hoher dreifacher Lilien-
stengel emporgeblüht, und der Rasen selber war mit lichten

Frühlingsblumen, Narzissen, Hyazinthen und Anemonen ammutig durchwirkt.

Der Pilger kniete zu Füßen des Grabes in das umherliegende Steingeröll, dessen scharfe Kanten sein Fleisch wie mit Dolchspitzen durchbohrten. Er spürte aber keinen Schmerz, denn im Augenblick, wo er niedersank und sein inbrünstiges Gebet sich zu der frommen Seele, an der er gefrevelt hatte, erhob, da fiel mit einem Ruck die ganze Last, die er all die Jahre getragen, von seinem Herzen. Aus seinen Knien rann das Blut, aber er drückte sie nur tiefer in die spitzigen Steine. Seinen Leib warf er in die kriechenden Dornen, und sie durchdrangen ihn mit einem reinen feurigen Liebesbrand. Nie hatte er eine ähnliche Wonne gekostet. Gram und Angst und die Reue selber brannten aus und schmolzen hinweg und ließen einen unsagbaren Frieden wie selige Himmelsbläue in seiner Brust. Er war befreit und wußte, daß die Heilige ihm vergeben und sich für ihn verwandt hatte. Da gedachte er, wie es ihm von seinem Bruder anbefohlen war, auch für die unheilvolle Frau, die ihn in ihrer tierisch-blinden Mutterliebe zum Bösen angetrieben hatte, zu beten. Er schnitt zwei kleine grüne Zweiglein vom Rosenbaum und barg sie an seiner Brust. Dann kniete er noch einmal nieder, und ehe er sein Gebet vollendet hatte, fühlte er auch, daß es erhört war. Verzückt von all den süßen Wundern blieb er auf den Knien liegen und wußte nichts mehr von den Stunden, die verrannen. In der tiefen Bläue von Himmel und Meer stand die Zeit um ihn still als eine noch tiefere und noch reinere Bläue. Der Bruder, der ihn hergeführt hatte, wartete mit seinem Boot geduldig an der Lände. Als aber die Sonne sank und der Himmel weithin in Purpur, Safran und Gold zu flammen begann, entschloß er sich, den Säumenden zu rufen. Er fand ihn zu Füßen des Grabes entseelt in die Dornen gestreckt. Die Mönche weihten ihm ein Grab auf dem Tino neben dem Kapellchen, das auf den Tinetto niederschaute, und begruben ihn mit den zwei Rosenzweiglein, die an seinem erstarrten Busen

lagen. Diese durchdrangen den steinigen Boden, wuchsen empor und trugen bald zwei wunderschöne rote Rosen. Da sahen alle, daß zwei arge Sünder gerettet waren.

Nach dem Tode des Guardians dauerte das Rosentwunder auf den beiden geschwisterlichen Inseln noch eine kurze Zeit fort. Aber die Sitten der Mönche gerieten in Verfall, und das Kloster auf dem Tino wurde aufgehoben. Da kamen die Weltkinder in Booten vom Festland herüber, plünderten die Rosenbeete des Tino, und der Fürwitz fand auch durch die blühende Dornenhecke des Tinetto seinen Weg. Nun verdorrte mit einem Male die Rosenpracht, und die Heilige tat von da an keine Wunder mehr. Seitdem haben der Tino und der Tinetto nur noch Steine getragen.

Der Einsiedel und die Nymphe Arethusa

Auf der herrlichen Insel Euböa, nicht weit von der Stadt Chalkis, stand in hellenischer Vorzeit ein schönes Marmorheiligtum der Quellnymphe Arethusa, die dort unterhalb eines flachen, besiedelten Bergrückens mit silberhellem Mädchenlachen aus einer engen Felskluft sprang, sich nach einem Laufe von wenig Schritten kopfüber ins Meer stürzte und in kurzer Entfernung vom Ufer aus der Salzflut wieder auftauchte, ihre Haare schüttelte und einen Springquell von Süßwasser emporwarf. An diesem munteren Wasserspiel hatten die Inselbewohner so viel Freude, daß sie der schönen Fröhlichen zum Dank und schuldiger Verehrung die Marmorgrotte nebst umgebenden Anlagen geweiht hatten, wovon man heute noch die Spuren sieht. Dort pflegten zu gewissen Zeiten des Jahres die Bewohner von Chalkis, und was an fremden Gästen über den Euripos kam, ihre Opfer darzubringen. Da geschah es eines Tages, daß ein gewaltiges unterirdisches Beben den Fels am Meere durch und durch spaltete, wobei Quell und Heiligtum der Arethusa verschüttet, auch die darübergelegene Ortschaft auf dem Berg zerstört wurde. Niemand hatte zum Ausgraben und Wiederaufbauen Zeit, denn es gingen Krieg und Pestilenz durch die Welt, römische und barbarische Heere ergossen sich über Hellas, und als es endlich stille, ganz stille ward, da gab es keine griechischen Götter mehr, die großen Olympier waren samt allen den kleinen Untergottheiten vor dem Gekreuzigten entflohen, niemand wußte wohin. Und Arethusa, die kein Tageslicht mehr sah und keinen Menschenlaut vernahm, schloß immerzu in ihrer steinernen Behausung.

An der ganz verödeten Stelle hatte sich aber ein frommer Klausner niedergelassen, der ferne von den Unbilden der Welt allein zwischen Meer und Bergwand heiliger Gedanken pflog. Die Schafhirten, die auf dem sonnverbrannten Bergrücken über dem Schutte der ehemaligen menschlichen Wohnstätten weideten, theilten ihr Brot und ihre Milch mit ihm, aber er litt oft große Noth um frisches Wasser, daher er beschloß, den Arethusaquell aufzugraben. Die Kunde, daß hier ein Quellheiligtum gestanden, hatte sich nämlich in der Gegend erhalten, es war sogar die Verehrung der Nymphe, die dem dürstenden Lande eine Wohltäterin gewesen, nicht völlig im Volke erloschen, denn gelegentlich fand der Einsiedel wohl einmal die Felsplatte mit einem Guß von Öl benetzt, oder die schöne Olive, die ihre Zweige über seine Klausen breitete und ihm Früchte als Zukost spendete, mit bunten Bändern geschmückt, welche Überreste heidnischen Irrwahns ihn erstaunten und verdrossen. Er verschaffte sich Werkzeug und grub und grub hart neben seiner Klausen im Boden, wo er unter Trümmersturz die ehemalige Grotte vermuten mußte. Eines Tages war er tiefer in die verschüttete Schlucht eingedrungen, nachdem er eine große Menge theils behauener, theils unbehauener Steine auf die Seite geschafft hatte, da sprang ihm aus dem Dunkel unversehens mit silbernem Jubel die blanke Nymphe an den Hals und überschüttete den Entsetzten mit ihrem Gesprudel.

Der fromme Mann hielt sie für eins der gewohnten Spukbilder, womit ihn der Dämon zu versuchen pflegte, und begann alsbald seine Beschwörung. Allein die Schöne verschwand nicht unter Schwefeldampf, wie er erwartet hatte, sondern blieb so wie sie war, nur mit ihrem rieselnden Haare bekleidet, vor ihm stehen und fragte: Wer bist du, sonderbarer Mann, und was willst du hier?

Was willst denn du, Töchterlein des Dämons? fragte der Alte zurück und begoß sie mit Wasser, indem er den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes anrief.

Davon litt sie augenscheinlich nicht die geringste Beschwerde, sondern sagte mit vieler Würde, wenn auch sehr lieblich lächelnd:

Ich bin Arethusa, die Herrin dieses Ortes, an dem du nur durch mich geduldet verweilen kannst. Also hast du kein Recht, mich zu fragen, was ich hier will. Ich bin dir übrigens nicht böse, daß du mich aus dem Schlafe geweckt hast, und erlaube dir, deinen Durst aus meinem Geriesel zu stillen. Auch wenn du ein Bad in meinem klaren Becken nehmen willst, so habe ich nichts dawider, denn du scheinst mir lange nicht gewaschen, lieber Mann, und dein Bart und Haar bedarf gleichfalls der Pflege.

Du hast hier wenig zu erlauben, meine Kleine, sagte der Einsiedel mit einem Spott, der nicht ganz ohne Gutmütigkeit war. Die Zeit für dich und deinesgleichen ist vorüber. Durchwandere die Insel nach allen Seiten und begib dich hinüber aufs Festland, du wirst in ganz Hellas keinen von deiner Sippe mehr antreffen. Sie sind längst beim Anblick des Kreuzes alle köpflings in die Hölle gestürzt, die ihr den Tartaros nennt. Ja, sieh mich nur so staunend an: es gibt keinen Vater Zeus mehr, und das ganze olympische Gesindel ist mit ihm verschwunden. Was deine Rechte an diesen Ort betrifft, so reibe dir die Augen und sieh, daß hier keine Nymphengrotte mehr steht. Auch das blanke Becken, zu dem du mich einlädst, ist nur in deiner Einbildung vorhanden, von deiner einst so berühmten Quelle läuft jetzt ein dünnes Fäblein ins Meer, dem ich soeben mit Hacke und Schaufel erst den Weg geschaffen habe. Hier nebenan steht meine Klause. Ich hoffe, du wirst mich nicht in meinen Betrachtungen stören. Wenn du dich aber bekehren willst und die Hoffart lassen und den Namen der heiligen Dreifaltigkeit anbeten, auch deinen etwas mangelhaften Anzug, so gut du's vermagst, ergänzen, so will ich sehen, was ich für dich tun kann. Jetzt aber will ich zunächst einmal allein in meiner Zelle für dich beten.

Damit trat er, über das Gestein stolpernd, einen vorsichtigen Rückzug an, denn es war ihm doch beim Anblick der lebendigen heidnischen Schönheit etwas sonderbar zumute geworden.

Arethusa aber trat aus den Trümmern ihres zerstörten Heiligtums, blickte aufs Meer hinaus und härmte sich, soweit eine Quellnymphe sich härmern kann, denn diese sind von kühler und flüchtiger Art und wenig der Gefühlschwärmerei ergeben. Sie sann über die Rede des seltsamen Mannes, der ihr rauh aber nicht böse erschienen war, nach und begriff, daß sie lange, lange geschlafen hatte und daß jetzt in der That die Welt verwandelt war. Denn soweit sie umherschweifte, nirgends fand sie mehr eine bekannte Erscheinung. Von all ihren Schwestern, die sonst mit den vollen Urnen am Strande liefen, die durstigen Felder zu tränken, war keine mehr zu sehen, und an Stelle der Felder lag Obland, die Flußgötter, die sonst um ihre Mündungen mit den Nereiden scherzten und den Quellnymphen auflauerten, waren zusamt den Flüssen verschwunden. Die Dreaden von der Bergeshöhe gaben auf ihre Rufe keine Antwort mehr, und selbst von den kleineren ländlichen Gottheiten, den Panisken, mit denen sie oft herablassend gespielt hatte, war nirgends eine Spur. Sie fuhr ins Meer hinab und durcheilte seine Tiefen: da gab es keine Nereiden mehr, die Tritonen, diese Faune der Salzflut, vor denen sie sich immer so sehr gefürchtet hatte, waren ausgestorben, nur die Fische kamen dummglotzend heran und schossen vorüber. Klagend irrte sie über die Insel, suchte die Haine und Standbilder der Götter und fand sie nicht mehr, selbst die prangende Stadt Chalkis lag verödet und ihre Tempel zerfielen. Über den Trümmern lebte ein spärliches, zerstreutes Hirtenvolk, das zu anderen, ihr unverständlichen Bildern flehte. Nur die grünen Wellen des Euripos schossen mächtig und rauschend hin, wie zur Zeit, wo die zürnende Artemis hier die Schiffe des Attriben am Weiterfahren gehemmt hatte.

In solcher Einsamkeit konnte es Arethusa mit ihrer geselligen Natur nicht lange aushalten, und so pochte sie denn richtig eines Tages bescheiden an die Thür des Einsiedels, nachdem sie, seiner Rüge eingedenk, sich um und um züchtig in ihre langen Haare verhüllt hatte.

Auf seine unwirsche Frage, wer ihn störe, antwortete sie bittend, sie sei gar so allein und möchte ihm gerne ein wenig Gesellschaft leisten dürfen.

Willst du dich bekehren und den Gekreuzigten anbeten? fragte er durch den Türspalt.

Ach nein, den kenne ich nicht, antwortete sie, und ich bitte dich, mir nicht von so schrecklichen Dingen zu sprechen. Ich möchte dir gerne etwas vorsingen, damit die Zeit hingeht, denn ich sagte dir ja schon, ich bin traurig.

Und alsbald erhob sie einen Gesang, der an das silberne Riefeln eines einsamen Waldbachs erinnerte. Aber der fromme Mann stopfte sich die Ohren zu und wollte nicht hören.

Wieder wohnten sie längere Zeit nebeneinander ohne sich zu sehen, denn der Klausner vermied es, vor seine Tür zu treten. Und die Arethusa gab vor lauter Traurigkeit das Singen auf, daß er auch ihre Stimme nicht mehr hörte und am Ende fürchtete, es sei ihr ein Schade zugestoßen, daher er eines Nachts vor ihre Grotte schlich, um hineinzuspähen. Drinnen sah er sie beim Mondlicht in ihrer blanken Schönheit, die Urne im Arm, neben der Quelle ausgestreckt im Schlummer liegen, daß er heftig erschrak und hinwegeilte. Darüber wurde es Herbst, und keiner ihrer alten Freunde und Verehrer kam nach Arethusa fragen, nirgends entdeckte sie ein Anzeichen der Ihrigen. Nur einmal, da es schon dem Winter zugeing, kam ein uraltes zitterndes Weiblein und hing ein ganz verblichenes Band um die junge Strandkiefer, die vor ihrer Höhle sproßte, um die Nymphe zu ehren, denn so hatte es ihre Ahne und ihre Urabne einst gehalten. Von dieser letzten Unbächtigen erhielt Arethusa die traurige Bestätigung, daß der ganze Olymp entvölkert war und daß seine Bewohner sich auf einer fernen, fremden Insel, die man die liparische heiße, durch den Schlund eines feurigen Vulkans ins Erdinnere zurückgezogen hätten. Arethusa weinte so, daß ihr Wasser stieg und unter der geschlossenen Tür in die Zelle ihres Nachbars drang.

Jetzt öffnete er notgedrungen und sah Arethusa in Tränen.

Was ist denn das heute für ein Jammer? fragte er.

Du weißt es ja, die Meinigen sind alle von der Erde verschwunden, ich bin allein noch übrig und weiß nicht, wie ihnen nachfolgen, denn ich kenne die Insel nicht, die man die liparische heißt, und es wäre mir bange, durch den feurigen Schlund hinabzufahren.

Ich fürchte, du wirst noch durch einen ganz anderen Feuerschlund fahren müssen als den liparischen, wenn du noch länger der Bekehrung widerstrebst, die dir kraft der unerschöpflichen Güte des Herrn durch seinen unwürdigen Diener Athanasius zuteil werden könnte.

So will ich mich denn bekehren, seufzte die arme Arethusa, die sah, daß ihr kein anderes Mittel blieb, wenn sie wieder ein wenig Anschluß gewinnen wollte.

Da muß ich dich zunächst taufen, sagte der Einsiedel.

Er tauchte ihr nun das Haupt tief in ihre eigene Quelle, wozu sie mächtig lachen mußte und ihn beim Heraufkommen über und über mit Wasser bespritzte. Dann hieß er sie dem Teufel und seinen Werken widersagen, was ihr nicht schwer fiel, da sie selbigen ja gar nicht kannte. Zuletzt bekleidete er sie mit einem alten Mantel, der sich in seiner Klause fand und der ihr anfangs gar nicht gefallen wollte, dem sie aber schließlich nach vielem Probieren doch durch anmutigen Faltenwurf eine gewisse Kleidsamkeit zu verleihen wußte. Und nun hieß er sie auf dem Felsblock niedersitzen und aufmerksam zuhören.

Er erzählte ihr von dem Besuch des Engels, wie er mit dem Lilienstengel zu der Jungfrau kam, ihr die hohe Botschaft zu bringen. Dann von der Flucht nach Agypten und von dem Kindelein, wie es in der Krippe lag und wie die Hirslein und Geislein es staunend umstanden, wie die Hirten und Engel sangen und die drei Könige, von dem Stern geführt, ihre Geschenke brachten.

Arethusa schmiegte den Kopf glücklich an seine Schulter und sagte:

O Vater Einsiedel, so schöne Geschichten hat mir noch niemand erzählt wie du.

Aber als er nun von der Sendung des Menschensohnes sprach, von seinen Wundern und Heilungen und von dem Haß der Schriftgelehrten, ermüdete sie sichtlich, und bis er zu der Festnahme des Erlösers und seinem Leidensweg nach Golgatha kam, da hatte sie ihr Haupt auf seinen Schoß herabsinken lassen, und er sah, daß sie so fest schlief wie einst die Jünger auf dem Ölberg.

Er weckte sie sanft und gab ihr das Kreuzifix zu küssen, das in seiner Zelle hing.

Sie gehorchte und betrachtete es genauer, indem sie noch schlafbefangen fragte:

Ist das der liebe Himmelmensch, den die bösen Männer ans Kreuz gebunden haben?

Nicht gebunden, mein Töchterchen. Sie haben ihn an Händen und Füßen grausam mit langen Eisennägeln festgenagelt.

Da schrie sie laut auf: O gräßlich, gräßlich, gräßlich! und lief davon, daß ihr langes Haar flatterte und das Gewand ihr schwer um die Glieder schlug.

Aber in der nächsten Frühe klopfte sie schon wieder an seine Zelle, weil ihr nachträglich etwas eingefallen war. Denn die Nymphen sind nicht nachdenklichen Geistes, und die tiefsinnigeren Fragen kommen ihnen meistens nachderhand.

Vater, warum ließ er sich das gefallen? fragte sie durch den Spalt.

Hast du mich denn noch nicht verstanden? Um dich und mich und die Welt zu erlösen.

Ach nein, sie hatte ihn nicht verstanden, es ging einfach über ihre Fassungskraft, und er hatte sich noch lange Zeit zu mühen, ehe sie ihn verstand.

Run höre besser zu, sagte er mit aufgehobenem Finger wie zu einem Kinde. Und er holte weit aus, sprach vom Falle des ersten

Menschen und wie alles, was da lebt, in Sünde geboren und der Erlösung bedürftig sei.

Ich bin nicht in Sünde geboren, sagte die Nymphe seelenruhig. Und plötzlich fiel ihr ihre festliche Vergangenheit wieder ein, die Opferfeierlichkeiten und die Preisgesänge, die ihr zu Ehren gedichtet und vor ihrer Marmorgrotte vorgetragen worden waren, und sie begann mit heller Stimme zu singen:

Mich gebar dem waltenden Zeus die holdselige Mutter,
Merope, silbergewandete, des Stromgotts Tochter, des hohen,
Der am eläischen Strand ins Meer sein Gewässer ergießet.
Diesem gab mich die Mutter, die sterbende, daß mich der Alte
Aufzog' wie er vermöchte, mit Hilfe dienender Nymphen,
Dort am Gestad', dem schönen, und herzlich liebte der Ahn mich.
Spielte Haschen mit mir und sprang kopfüber ins Sturzbad,
Tauchte wieder empor, das Haupt mit Vinseln umkränzet,
Vor dem jauchzenden Kind. Ja, selig war meine Jugend.

Jetzt hör' aber auf mit dem langweiligen Gedudel, sagte der Klausner unmutig, der nicht musisch vorgebildet war.

Es ist kein Gedudel, gab die Nymphe gekränkt zur Antwort, es ist die Sprache, in der der göttliche Homeros seine Helden sang.

So singe in Gottes Namen weiter.

Die Nymphe konnte nicht lange schmollen, sie hob gleich ihre lieblich eintönige Weise aufs neue an:

Arethusa nannte in wehmutvollem Gedenken

Mich der Ahn, der Nymphe, der Wasserzerfloss'nen zu Ehren,
Die durch sprödes Versagen dereinst ihn mächtig entzündet,
Daß er der Fliehenden folgte, der Götterentrückten, und ganz das
Ionische Meer durchschwamm in unterseeischem Rasen,
Bis auf Ortygia¹ beide das Land erstiegen, und endlich
Sie den Wunsch ihm gewährt', sein Wasser dem ihren zu mischen.
Diese gab mir den Namen, doch ich bin jüngeren Alters.

¹ Insel bei Syrakus.

Bist du jetzt fertig? fragte der Klausner, als sie einen Augenblick Atem schöpfte.

Aber sie nahm ihren Gesang wieder auf:

Jüngeren Alters bin ich, mit jener nicht zu vergleichen.
Dennoch hab' ich manches gesehn, das heutigen Menschen
Traum und Fabel erscheint: der Völkerhirt Agamemnon
Nachte opfernd mir einst und flehend, als er die tausend
Schiffe gen Troja führt' und am Euripos bittern Verzug fand.
Selber kam ich heraus und tränkte die durstigen Scharen. —

Du mußt nämlich wissen, fügte sie hinzu, daß ich in meiner Jugend sehr gefeiert war; auch der große Dichter Euripides hat mich besungen.

Den kenne ich nicht, sagte der Vater Athanasius. Und nun laß es endlich gut sein mit den alten Geschichten. Setze dich wieder zu mir, daß ich dich weiter unterrichte.

Und er fuhr in seiner Lehre fort, wo er stehen geblieben war, indes sie gläubig zu seinem großen erhobenen Zeigefinger empor sah.

Dabei wurden sie immer bessere Freunde und konnten einander nicht mehr entbehren. Alle Tage saß er bei ihr mit dem aufgehobenen Finger, und das zarte Gebilde staunte zu der gewaltig großen Hand und dem langen weißen Bart empor. Aber sie wollte nur stets aufs neue von dem Kindlein in der Krippe und von den singenden Engeln hören, das Leiden des Gottessohnes vermochte sie nicht zu fassen. Allein er sagte es ihr wieder und wieder vor, sie mußte lernen zuzuhören, so schwer es ihr fiel, und das Gehörte wieder aussagen, und er ruhte nicht, bis sie es am Ende doch begriffen hatte.

Da begann Arethusa so sehr zu weinen, daß sie drohte in Wasser zu zerfließen wie ihre noch berühmtere Namensschwester und ihre Quelle austrat und die Gegend überschwemmte. Und Arethusa weinte Tag und Nacht.

Auf ein so großes Leid war der Einsiedel nicht gefaßt, er suchte sie zu trösten und sagte, indem er ihre nasse Wange streichelte:

Fasse dich doch nur, mein Töchterchen, es ist ja schon so lange her, wohl vierhundert Jahre und drüber. Er sitzt jetzt längst wieder an der Seite des Vaters im ewigen Glanze.

Da trocknete Arethusa ihre Tränen und freute sich wieder.

So trieben sie's viele Jahre und waren auf ihre Art zufrieden und glücklich. Die Nymphe wurde geseßter, sie lachte ihm nicht mehr zur Antwort gerade ins Gesicht, wenn sie ihn nicht verstanden hatte, und spritzte ihm auch nicht mehr die Rutte mit Wasser voll. Er pflegte seine Person besser, badete auf ihren Rat im Meere und wusch sich im klaren Süßwasser, erlaubte ihr auch das allzu üppige Wachstum seines Barts und Haares zu beschneiden. Sie lernte es, beim Eintritt in seine Klause zierlich mit dem Finger in sein Weihwasser zu tippen und damit Stirn und Brust zu bekreuzen, wenn sie auch nicht tiefer in die Heiltümer der christlichen Kirche eindrang. Er dagegen ließ sich ihren Gesang vor seiner Klause gefallen und fand sogar mit der Zeit Geschmack daran; nur wenn der Inhalt allzu leichtfertig wurde, klopfte er ihr mit dem Finger sänftlich auf den Mund.

Wie nun die Zeit kam, daß Vater Athanasius nach dem Laufe des Irdischen scheiden sollte, begann er sich um das fernere Schicksal seines schönen Schützlings zu sorgen. Er wußte, daß sie sehr unglücklich sein würde, wenn sie allein zurückblieb, und noch mehr bekümmerte ihn, was nach ihrem eigenen Hinscheiden aus ihr werden sollte. Denn auch die Nymphen sind sterblich, nur daß sie nicht altern und daß ihnen eine viel längere Lebensdauer geordnet ist als den Kindern der Menschen, und beim Tode lösen sie sich leidlos in die Elemente auf. Jetzt aber hatte sie durch die heilige Taufe und durch die Bekehrung, die er ihr angedeihen ließ, eine unsterbliche Seele gewonnen, und war doch nicht einer

der wahren, dem Himmel anverlobten Christenfeelen gleich zu achten. Sie gehörte weder hierhin noch dorthin, konnte weder ins Himmelreich eingehen noch in ihr Element zerfließen. Ihre hohen Verwandten aber saßen auf dem Grunde der liparischen Insel, und es war kein Weg, der dahin führte. Und schon begann durch die zunehmende Entholzung des Gebirgs die Arethusaquelle schwächer zu rinne. Die Stunde, wo sie ganz versiegte, mußte Arethusas Todesstunde sein. Er sah nun ein, was er getan hatte, und betete Tag und Nacht für das Heil seines geliebten Töchterleins.

Als seine Stunde herankam, saß diese bei ihm und flehte ihn an, sie geradesweges mitzunehmen in seinen Himmelsgarten, wo der gute Himmelmensch sei zusamt all den schönen Frauen und musizierenden Engelnäblein, mit denen sie spielen und singen wolle. Er seufzte, segnete sie und verschied.

Nachdem Arethusa ihn mit ihren Händen in die Grube gelegt hatte, die er sich selbst schon vor Jahren gegraben, setzte sie sich vor seine Tür und ließ ihre Tränen fließen, bis ihr Gewässer beim Niederströmen in die Salzflut wie ehemals als Springquell im Meere wieder in die Höhe stieg. In der Nacht aber trat ihr verklärter Freund zu ihr in die Grotte. Arethusa richtete sich so jäh auf dem Ellbogen empor, daß ihre ganze Urne umgestülpt wurde und vollends auslief.

Will mich der liebe Himmelmensch bei sich haben?

Der süße Gottessohn ist dir gewogen, liebe Tochter, er hat nicht vergessen, wie du so bitterlich um ihn geweint hast, war die Antwort. Aber die vielen heiligen Frauen und die hohen Märtyrfürstinnen fanden, daß dein Eintritt ins Paradies doch zu wohlfeil erkaufte wäre. Und da du nun auch nicht weiter auf der Erde verweilen kannst, hat er mir gewährt, daß ich dich unter sicherem Geleit nach einer schönen Wiese führen darf, wo du viele Weise und Dichter von Hellas in ernsten und frohen Gesprächen beisammen finden wirst.

Ach, lieber Vater, klagte sie, was soll ich bei all den gelehrten Männern auf der Denkerwiese? Ich möchte sein wo du bist — an dem musikalischen Ort.

Tröste dich, liebes Kind. Es sind auch edle Frauen auf jener Wiese mit Gesang und Saitenspiel, voran die Dichterin Sappho, die man die Göttliche nennt, auch die athenische Aspasia und eine gewisse Arkadierin Diotima, die man nicht näher kennt, die aber für eine Frau von zuverlässigen Grundsätzen gilt. Diese alle werden dich freundlich empfangen, und du wirst dich dort als bei den Deinen glücklich fühlen.

So müssen wir uns für immer trennen, lieber Vater? fragte sie trostlos.

Nicht für immer, sagte er geheimnisvoll. Der süße Gottessohn hat mir ein Wort der Hoffnung zugeflüstert, ich darf es nicht wiederholen, aber ich weiß jetzt, daß auch für jene edlen Seelen, die kein Vorwurf trifft, als daß ihre Geburt vor die Erscheinung des Heiles fiel, der Tag kommen wird, der sie mit dem Höchsten vereinigt.

So brachte er sie unter dem Schutze Raphaels, des rüstigen Wanderers, nach der großen Dichter- und Denkerwiese, die weder dem Himmel noch der Hölle angehört und auch nicht dem Erdenland, sondern dem gleicht, was die Alten unter dem Elysion verstanden. Dort wurde die muntere Nymphe von den ernstesten Frauen und Männern gütig aufgenommen, sie erheiterte ihre tiefsinnigen Gespräche durch Gesang und Tanz und Kopfsprung ins elysische Gewässer und mußte ihnen erzählen, wie es jetzt in Hellas aussah.

Daselbst fand sie auch den hohen Empedokles aus Agrigent, der ihr bestätigte, daß das Fahren durch vulkanische Schlünde eine heiße und mißliche Sache sei, die er selbst erprobt, aber niemand mit gutem Gewissen empfehlen könne.

Oft mußte sie der erlauchten Versammlung ihr heiteres Jugendlieb von den Spielen am Ufer des Alpheiös vorsingen. Zuweilen

aber stimmte sie ganz plötzlich das Kyrie eleison an, wie sie es von dem Vater Athanasius vernommen. Dann sangen alle voll Andacht mit, denn die Nymphe hatte ihnen auf ihre Art von dem guten Himmelmenschen erzählt, und die Weisen wußten sich ihre kindischen Worte auszulegen, mancher alten Weissagung gedenkend, und sie hofften alle still dem Tag entgegen, der auch ihnen aus der Ferne gezeigt war.

Inhalt

Nächte von Fondi

Dem Andenken meines Vaters	9
Frauen, Ritter, Waffen und Amuren	11
Die fliehende Nymphe	82
Fundi, Mei Calamitas!	150
Der Despot	203

Legenden

Legende von der heiligen Katharina und ihrem Ring	363
Der Zwillingbruder	385
Die Unsechtung des heiligen Franziskus	432
Die Gnadeninsel	447
Der Einsiedel und die Nymphe Arethusa	475

Für den Verlag Georg Müller in München
gedruckt von der Spamerschen Buchdruckerei
in Leipzig. Buchausstattung von Paul Renner



GHP : 11CQCK1759-3

<20+>04518V18TE457559353

29

III. 2



GHP : 11 CQCK1759-3

P
11

Holbein Kurz,
Gesammelte
Werke

3

Nächte
von Fendi
Der Despot
Legenden

CQCK
1759-3